

Johannes Stockmayer

Umbruchzeit

**Über Leben in der
Krise**

Es muss alles aus unseren Händen in Gottes Hand kommen und die äußeren Schwierigkeiten sind nur die geheimen Fäden, durch die Gott allmählich den ganzen Menschen zu sich zieht. Durch alles hindurch will der Herr Kinder haben, die ihm vertrauen, Heilige, die ihn loben. Die gleiche Welle, die uns gestern halb verschlungen hat, trägt uns heute tiefer ins Tal der Demütigungen hinab und höher hinauf in die Gemeinschaft mit dem Herrn.

Otto Stockmayer (Erweckungsprediger, 1838-1917)

Inhalt

Inhalt.....	3
Vorbemerkung.....	6
Vom Sinn einer Krise.....	7
Krisen sind normal.....	7
Gott handelt.....	7
Gott ist stärker.....	8
Die Trauer der Christen.....	9
Gott riskiert Krisen.....	10
Lektionen Gottes.....	10
Die größte Krise.....	11
Krisen annehmen.....	13
In der Schule Gottes.....	13
Krisenverständnis.....	14
Was ist eine Krise?.....	14
Zwei gegensätzliche Bestrebungen.....	15
Krise ist ein Wendepunkt.....	16
Krisenphasen.....	18
Lernen von „Corona“.....	19
Veränderung.....	21
Erneuerung.....	22
Glaubenskrisen.....	23
Worst Case.....	23
Der Ruf nach einer starken Leitung.....	25
Krisenintervention.....	27
Ruhe bewahren.....	27
Das Nächstliegende tun.....	27
Sachlich bleiben.....	28
Handlungsfähig werden.....	28
Gemeinschaft.....	30
Informationen sammeln.....	30
Beten.....	31

Der sichere Ort.....	32
Mut zur Krise.....	33
Geduld.....	33
Neue Wege suchen.....	34
Im Heute leben.....	35
Altes verlassen.....	36
Die verweigerte Krise.....	37
Das Beispiel der Titanic.....	38
Der prophetische Auftrag.....	39
Was kommt auf uns zu?.....	40
Lieben.....	41
Umdenken.....	42
Wenn wir eine Krise überstanden haben.....	43
Vorschlag: Krisenhelfer in Gemeinden.....	45
Die „Arbeitsanweisung“ für einen Krisenhelfer könnte so aussehen:.....	46
Gebet in der Krise: Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte.....	47
Erstes Jahr: Frühjahr bis Herbst.....	48
Die große Veränderung.....	48
Eine neue Zeit beginnt.....	49
Was war geschehen?.....	51
Der kleine Rest.....	52
Erste Schritte.....	54
Grenzenlose Freiheit.....	56
Die Gesellschaft der Überlebenden.....	58
Der Esel.....	59
Erstes Jahr: Winter.....	60
Die Schatten des Alten.....	60
In der Finsternis.....	62
Die Krise.....	64
Der Auftrag.....	65
Zweites Jahr: Frühjahr und Sommer.....	67
Neuanfang.....	67
Pfarrer Adams Gemeinde.....	69

Wichtige Entdeckungen.....	70
Gott stürzt die Mächtigen vom Thron.....	72
Die neue Gemeinschaft.....	75
Traum oder Wirklichkeit?.....	78
Zweites Jahr: Herbst.....	80
Der Weg ins Gebirge.....	80
Bei den Ausgestoßenen.....	83
Eine neue Chance.....	86
Zweites Jahr: Winter.....	89
Die Gemeinschaft wächst.....	89
Gnadenzeit.....	91
Lerneinheiten.....	93
Neues Verhalten.....	95
Das besondere Weihnachtsfest.....	97
Endzeiterwartung.....	99
Drittes Jahr: Frühjahr bis Herbst.....	102
Der Dienst der Gemeinde.....	102
Eine veränderte Welt.....	105
Diesseits der Furt.....	106
Die mutlose Gemeinde.....	109
Gibt es Hoffnung?.....	111
Über den Fluss.....	113
Drittes Jahr: Winter.....	116
Im Kloster.....	116
Die Agenten Gottes.....	119
Eine neue Generation.....	121
Viertes Jahr: Frühjahr.....	124
Angekommen um weiterzugehen.....	124
Die Ratsversammlung.....	126

Vorbemerkung

Dies ist kein Buch über die Coronakrise. Dazu gibt es schon einige und es wird sicher noch mehr geben. Allerdings schreibe ich dieses Buch vor dem Hintergrund dieser Krise. Sie war der Anlass, mich noch einmal intensiv mit Krisen zu befassen (nachdem ich bereits 2008 zusammen mit meiner Frau ein Buch über dieses Thema geschrieben habe: „Aufbruch aus der Krise“). Jetzt schauen wir zurück und fragen uns: War da was? Wir gehen zum Alltag über und versuchen das Krisenjahr aus unserem Gedächtnis zu tilgen. Stattdessen wäre jetzt angesagt, dass wir uns gründlich Gedanken machen: Was müssen wir ändern? Wie können wir unser Verhalten verbessern? Aber vor allem sollten wir uns fragen: Gott, was willst du uns sagen?

Denn ich denke, dass die Coronakrise keine Krise war, sondern eine klare Ansage Gottes, seine Warnung. Wenn wir sie überhören, könnte es schlimmer kommen. Mein Anliegen ist, zum Nachdenken anzuregen, was Gottes Absicht ist, warum er uns diese Zeit zugemutet (geschickt oder zugelassen) hat.

Erinnern wir uns an die schweren Coronawochen im Lockdown mit Homeschooling, Homeoffice, Ausgangssperre, Masken und einer zunehmenden Gereiztheit? Oder sind wir dabei zu vergessen - vielleicht ganz bewusst zu verdrängen? Das dürfen wir nicht! Auch wenn uns die Hiobsbotschaften über sind und wir das Gerede von „Krisen und Co.“ nicht mehr ertragen können, müssen wir doch auswerten, lernen, begreifen. Ich will meinen Beitrag dazu geben, dass uns das gelingt. Denn wenn wir verstehen, sind wir weitergekommen, hat diese Zeit einen Sinn gehabt. Jede Krise ist eine Zumutung, eine Herausforderung, eine Aufgabe. Wie geht es uns, wenn wir auf die Coronazeit zurückschauen? Die einen werden beschämt sein, dass sie alles nicht so ernst genommen haben, und andere werden sich empören, dass sie den Übertreibungen geglaubt haben und ihrer Angst erlegen sind. Welches wäre das richtige Verhalten gewesen?

Ich bin der Überzeugung, wir haben die Coronakrise nicht gut bewältigt. Wir sollten ehrlich sein, um uns verändern zu können.

Der zweite Teil des Buches ist eine Erzählung: eine Allegorie, vielleicht eine Sozialutopie. Ich beschreibe, wie es nach der Krise weitergehen könnte. Was wäre wenn - die Umstände anders wären? Wäre dann auch der Mensch anders? Wenn es mehr Chancen gäbe, sich ohne Einschränkungen zu entfalten, wäre dann die Welt besser?

Ich bin der Meinung: die Menschheit hat sich nicht gut entwickelt, hat sich von ihrer Menschlichkeit entfernt. Wir sollten nun innehalten und uns überlegen, ob wir so weitermachen wollen. Es geht mir nicht um ein Zurück zur Natur oder ein Zurück zu besseren Zeiten - sondern um ein Zurück zum Menschen, eine Umkehr zu Gott. Wir dürfen uns nicht nur mit der Wirklichkeit befassen (wie etwas ist), sondern auch mit der Möglichkeit (wie etwas sein könnte oder sein sollte). Wir brauchen Fantasie, um uns Möglichkeiten vorzustellen, die Wirklichkeit werden könnten - denn dadurch entstehen Alternativen zum Bestehenden, wir gewinnen einen neuen Blick und finden Auswege, stoßen auf überraschende Ideen, wie wir eine Krise bewältigen können.

1. Teil: Schritte zur Krisenbewältigung

Vom Sinn einer Krise

Krisen sind normal

Krisen gehören zum Leben wie Gewitterstürme zum Sommer. Beide sind nicht aufzuhalten, sie ereignen sich einfach. Natürlich gibt es Sommer ohne Stürme und Lebensphasen ohne Krisen. Wenn sie jedoch eintreten, hilft es nichts, sich gegen sie zu stellen. Wir müssen sie annehmen. Die Frage ist nur, wie wir mit diesen Ereignissen umgehen.

Zieht ein Gewitter auf, suchen wir Schutz. Sind wir ihm in freier Natur ausgeliefert, ist es bedrohlich. Haben wir einen sicheren Platz gefunden, beeindruckt uns die Naturgewalt. Hat sich das Gewitter entladen, ist die Atmosphäre gereinigt, die Luft frischer, die belastende Schwüle vorbei. Natürlich kann ein Gewittersturm auch Schäden anrichten und Schneisen in Wälder schlagen, die noch nach Jahrzehnten zu sehen sind.

Und wie verhält es sich mit Krisen: Gibt es hier einen geschützten Ort, um sie mit gebührendem Abstand und Respekt zu beobachten? Sind wir uns sicher, dass eine Krise nicht auch in unserem Leben schwere Schäden anrichtet, die uns über Jahre hinweg beeinträchtigen?

Wir finden einen sicheren Ort gegen die Macht einer Krise in uns selbst: Wir weichen nicht aus, sondern stellen uns. Wir schauen an, was geschieht, und fragen uns, welche Bedeutung diese gravierenden Ereignisse für uns haben. Wir fliehen nicht vor der Krise - wohin sollten wir auch fliehen - sondern fragen an erster Stelle nach ihrem Sinn: Auf was will uns diese Krise aufmerksam machen? Wenn wir uns dieser Frage stellen, könnten wir etwas lernen - über uns, über die Umstände unseres Lebens, über das, was anders werden soll. Wenn wir jedoch die Krise verdrängen und so tun, also wäre alles harmlos wie immer, hätten wir nichts verstanden. Und wie sollten wir auch? Eine Krise können wir nicht ignorieren - so wie ein aufziehendes Gewitter auch nicht. Wir würden nur die Zeit verstreichen lassen, die wir nutzen sollten, um die richtigen Maßnahmen zu ergreifen, die jetzt nötig sind. Das Beste, was wir jetzt tun können, ist innezuhalten, um uns zu fragen: Was soll ich lernen? Was soll ich ändern?

In einer Krise kommt das zum Vorschein, was - vielleicht schon länger - unterschwellig läuft. Sie ist wie ein „Brandbeschleuniger“ und bewirkt, dass aus einem harmlosen Wind, ein Orkan wird.

Gott handelt

Die wichtigste Bedeutung einer Krise ist: Gott stellt sich uns in den Weg. Damit ist nicht gemeint, dass er uns in eine Krise stürzt. Aber dass Gott sich uns in den Weg stellt, wird für uns zur Krise - denn nun geht es nicht mehr so weiter wie bisher. Warum stellt sich uns Gott in den Weg? Er will uns warnen. Er will uns am Weitergehen hindern, denn wir würden sonst in die Irre gehen. Er will, dass wir unsere Richtung ändern, vielleicht sogar ganz grundsätzlich über unseren Weg nachdenken und uns neu orientieren. Wenn sich Gott in den Weg stellt, ist das für uns hilfreich. Seine Warnung schützt uns vor Irrwegen, Umwegen oder sogar

gefährlichen Abstürzen. Wir würden einen gravierenden Fehler machen, wenn wir weitergingen.

So war das bei Bileam: 4. Mose 22. Dieser Prophet wusste, was er wollte, aber genau das wollte Gott nicht. Bileam war auf dem Weg, aber es war ein Irrweg. Er war in der Gefahr, einen großen Fehler zu machen, da er sich und seine Möglichkeiten überschätzte. Doch Gott stellte sich ihm in den Weg - und das war gut für ihn. Bileam war so fixiert auf sein Ziel (ein typisches Problem im Vorfeld einer Krise), dass er die Warnung Gottes nicht verstand: Seine Eselin wich vom Weg ab, um Gott aus dem Weg zu gehen. Bileam zwang sie mit Schlägen auf den Weg zurück. Er wollte seine Richtung nicht ändern, er weigerte sich zu verstehen (auch ein normales Verhalten im Vorfeld einer Krise). Dann konfrontierte ihn Gott an einer Stelle, wo es eng wurde. Seine Eselin war auch diesmal klüger, sie wich zur Seite aus und klemmte dabei Bileams Fuß gegen die Mauer. Auch jetzt verstand Bileam noch nicht. Zuletzt versperrte Gott seinen Weg vollkommen. Nun konnte er überhaupt nicht mehr weiter (genauso erleben wir es in der Krise), die Eselin ging in die Knie. Rasend vor Zorn schlug Bileam auf das Tier ein (auch das passiert oft in einer Krise: Andere werden beschuldigt, Ursache der Krise zu sein). Da öffnete die gequälte Kreatur den Mund und machte darauf aufmerksam, dass Gott ihnen den Weg verwehrte. Wenn die Menschen nicht verstehen wollen, müssen die Esel reden - selbst wenn sie Schläge dafür beziehen.

Gott musste zu einer dreimaligen Verstärkung der Krise greifen, bis Bileam verstand. Es ist gut für uns, wenn sich Gott in den Weg stellt. Wir sollten es beherzigen, denn es hat einen guten Grund. Bileam hat nicht auf Gott gehört, er ließ sich nicht warnen - und ging in die Irre (2. Petrus 2, 15-16).

Gott muss uns aufhalten, wenn wir auf falschen Pfaden unterwegs sind. Je länger er uns laufen lässt, desto größer wird die Zielabweichung. Am Anfang fällt sie nicht auf, aber irgendwann haben wir uns total verrannt. Je früher uns Gott warnt, desto besser ist es für uns.

Gott ist stärker

Warum redet Gott durch eine Krise zu den Menschen? Könnte er es nicht auch auf freundlichere Weise tun? Die erste Antwort auf diese Frage lautet: Weil Menschen vermutlich erst dann hören, wenn es wirklich kritisch wird. Harmlose, freundliche Hinweise Gottes werden geflissentlich überhört. Im Alten Testament treffen wir an vielen Stellen auf die Warnungen der Propheten Gottes - die nicht gehört und befolgt wurden. Gott musste (und muss) härtere Maßnahmen ergreifen, um die Menschen aufzurütteln und aus ihrem Trott zu reißen (Jesaja 63, 10). Gott ist nicht harmlos, brav, lieb, angepasst - so wie wir es gern hätten. Wo nötig, greift er hart durch - um uns zu retten. Gott scheut sich nicht, eine Krise zu erzeugen, um uns zum Innehalten zu bringen: Wir sollen erschrecken, damit wir ins Nachdenken kommen. Eine Krise dient nicht zu unserer Vernichtung, sondern zu unserer Warnung. Es ist heilsam für uns, wenn wir sie ernst nehmen.

Die zweite Antwort ist komplexer: Gott interessiert es, wie seine Menschen sich unter Krisenbedingungen verhalten. Für ihn ist eine Krise nicht bedrohlich - höchstens der Ernstfall des Lebens. Eine Zeit der Bewährung. Gott ist größer als eine Krise. Sie ist für ihn ein Instrument. Er hat es in der Hand, er bestimmt die Maßnahme und sorgt dafür, dass sie uns

nicht überfordert und zerstört (1. Korinther 10, 13). Wenn wir verstehen, dass die Krise ein Werkzeug in Gottes Hand ist, können wir sie annehmen. Sie dient uns. Die Krise verweist uns auf Gott: Er ist der Mächtige, der Starke. Er ist der Krisenbewältiger. In der Krise zeigt er sich als Herr der Umstände - er hat alles im Griff. Er möchte, dass wir uns ihm zuwenden und unsere vergeblichen Bemühungen um Krisenbewältigung aufgeben. Wir kalibrieren unseren Blick, indem wir auf ihn schauen: „Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frau, so sehen unsere Augen auf den Herrn, unseren Gott, bis er uns gnädig werde“ (Psalm 123, 2).

Im Aufsehen auf Gott bekommen wir den realistischen Bezug - zu uns selbst, den Umständen und dem, was nötig ist. Wir sehen, dass Gott handelt.

Die Trauer der Christen

Hier ist ein Einwand fällig: Warum wird es in einer Krisensituation oft nicht deutlich, dass Gott mächtiger ist? Wäre es nicht ein unglaublicher Beweis seiner Macht gewesen, wenn er zum Beispiel in der Coronakrise das Gebet seiner Kinder erhört und sich stärker als das Virus erwiesen hätte? Ich erlebe unter Christen eine große Trauer, sogar Verzagttheit oder Depression, dass Gott nicht eingegriffen hat. In dieser Krise entstand der Eindruck, dass Gott doch nicht stärker ist, doch nicht alles im Griff hat. Auch die Christen mussten dem Diktat der Pandemiebewältigung folgen. Sie reagierten nicht souverän und sicher. Viele haben das Gefühl, dass sie gescheitert sind, weil ihr Glaube nicht stark genug war - die Umstände waren stärker. Die Christenheit hat insgesamt in dieser Pandemiekrise keine Rolle gespielt, an vorderer Front standen Experten und Politiker. Die Christen verschwanden in der Versenkung, Kirchen wurden geschlossen, Gottesdienste abgesagt. Welch ein erbärmliches Bild für die christliche Gemeinde! Wo war ihr starker Gott, der Herr der Krisen? Die Überzeugung der Christen hat durch diese Pandemie einen starken Dämpfer bekommen und die Gläubigen haben in der Gesellschaft an Bedeutung verloren. Lässt sich das aufholen? Das geht nur, wenn die Christen Gott nicht infrage stellen - sondern sich selbst. Wenn sie Gott nicht die Schuld für das Desaster in die Schuhe schieben, sondern sich selbst ehrlich hinterfragen: Wie verhalten wir uns, wenn wir uns bewusst machen, dass der starke Gott, der Herr der Krisen, auf unserer Seite ist?

Gott handelt nicht an unserer Stelle, sondern *mit* uns - denn er will, dass wir stärker werden und uns ändern. Würde er die Krise durch mächtiges Eingreifen entschärfen, würden wir nichts lernen, blieben wir schwach und unmündig. Dabei will er mit uns zusammen die Welt verändern.

Eine Krise soll uns Christen ins Gebet führen. Wir tun Buße über unsere Gottferne und unseren Unglauben. Wir bekennen Gott, dass wir mit unseren Möglichkeiten am Ende sind. Wir stellen fest, dass wir ganz auf Gott angewiesen sind: „Wir liegen vor dir mit unserem Gebet und vertrauen nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit.“ So hat es Daniel getan (Daniel 9): Die Erkenntnis der Schuld des Volkes und die Erfahrung einer andauernden Krise drängte ihn zu einem ausführlichen Bußgebet. In einer Krise entdecken wir unseren Durst nach Gott und wünschen uns sein Eingreifen. Wir erfahren uns als trockenes, dürres Land, wo kein Wasser ist. Wir kommen zu Gott und

schreien zu ihm: „Es dürstet meine Seele nach dir, mein ganzer Mensch verlangt nach dir ...“ (Psalm 63, 2). Das Wasser, nach dem uns verlangt, ist der Heilige Geist. Wir kommen zu Jesus, um ihn von ihm zu empfangen: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“ (Johannes 7, 37-39). Wenn wir von diesem Wasser trinken, haben wir keinen Durst mehr - auch in der Krise nicht. Das Wasser, das Jesus gibt, wird zu einer Quelle, die ins ewige Leben quillt (Johannes 4, 14).

Gott riskiert Krisen

Auch wenn es leichtfertig klingt: Gott plant von Anfang an eine Krise mit ein, ja, er riskiert geradezu eine Krise, er verhindert sie nicht. Bereits im Paradies war die Krise vorprogrammiert. Warum hat Gott zwei Bäume gepflanzt, die mit einem Verbot belegt waren, das eine Krise provozieren musste: der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis? Wäre es nicht besser gewesen, er hätte um diesen heiklen Bereich einen hohen Zaun gezogen, der den Menschen vor seinem eigenen Fehlverhalten schützte? Gott nahm in Kauf, dass sein Gebot übertreten wurde, und die Sache ging tatsächlich schief. Das Paradies war keine krisenfreie Zone. Das kann sich nur ein Gott erlauben, der keine Krise scheut, weil er größer ist als sie. Der genau weiß, was er tut und auch, wie eine Krisenbewältigung aussieht.

Der Sündenfall hat stattgefunden, Gott musste konsequent sein und Adam und Eva des Paradieses verweisen. Gott hat diese Krise bedauert - aber seine Macht hat er nicht verloren (1. Mose 3, 21-24). Er war immer noch Herr der Lage.

Genauso provozierte Gott eine Krise, als er Abels Opfer annahm und Kains Opfer verwarf. Er hat sich hier nicht sehr diplomatisch verhalten, den beiden Brüdern in gleicher Weise seine Zuwendung geschenkt - und damit die Wut Kains und den Tod Abels in Kauf genommen. Es wäre für ihn ein Leichtes gewesen, seine Wertschätzung gerecht auf die beiden zu verteilen. Das Einzige, was er tat, war, Kain vor den Folgen seines Handelns zu bewahren. Gott hat diese Krise zwar nicht verhindert, aber abgemildert (1. Mose 4, 13-16).

Zur Zeit Noahs scheute sich Gott nicht, mit der Sintflut eine gewaltige Krise zu erzeugen, die die Menschheit bis auf einen kleinen Rest vernichtete. Es war die Bosheit der Menschen, die Gott zu einem Neuanfang zwang. Nur Noah und seine Familie wurden gerettet. Mit ihnen begann Gott aufs Neue. Gott musste zerstören, was gegen ihn war, damit das Gute leben konnte. Am Ende dieser Krise entstand ein neuer Bund zwischen Gott und Mensch: Gott verpflichtete sich zur Bewahrung seiner Schöpfung. Er weiß, was er tut, er hat alles im Griff (1. Mose 9, 1-17).

Und als schließlich beim Turmbau von Babel der Größenwahn der Menschen überhandnahm, griff Gott ein, indem er durch eine gezielte Krise die Kommunikationsfähigkeit der Aufsässigen verwirrte. Es war fortan mühsamer, sich zu verständigen, miteinander Ziele zu planen, ein gemeinsames Vorgehen zu vereinbaren und Krisen zu bewältigen (1. Mose 11, 8-9). Gott hatte gewonnen.

Lektionen Gottes

Wenn wir diese alten Geschichten anschauen und auswerten, sehen wir: Krisen sind Ermöglichungen Gottes, die unseren Blick weiten und uns voranbringen - und gleichzeitig Gottes Macht bestätigen. Wir verstehen etwas - von uns selbst und von Gott. Wir begreifen, was jetzt nötig ist und wie es weitergeht - und wir lernen, uns Gott unterzuordnen. Schauen wir uns genauer an, wie Gottes Lektionen durch eine Krise aussehen:

Die Wahrheit kommt ans Licht, die Wahrheit unseres Lebens. Wir werden offenbar (2. Korinther 5, 10). Wir können uns nicht mehr verstecken und uns (und anderen) nichts mehr vormachen. In einer Krise werden wir ehrlich, denn wir stoßen auf unsere Grenzen, erfahren unsere Unmöglichkeiten. Wir begreifen, wie bedürftig und wie sehr wir auf Gottes Hilfe angewiesen sind. Das macht uns demütig und bescheiden. Wir werden wirklich - zu dem, was wir sind.

Wir werden herausgefordert, eine Entscheidung zu treffen. Wir müssen unser Leben in die Hand nehmen und spüren die Verantwortung, die wir für uns selbst haben. Wir sind herausgefordert, uns zu überlegen, was wir wollen und wie wir dies auch in guter Weise umsetzen können.

Wir können nicht mehr so weitermachen wie bisher, sondern müssen neue Wege suchen. Wir werden herausgefordert, uns kritisch zu hinterfragen, damit wir zurechtgebracht werden. Ein Neuanfang ist nötig. Eine grundsätzliche Umkehr muss unser Leben verändern. Durch eine Krise werden wir noch mehr zu Gottes Eigentum, als wir es schon vorher waren (Psalm 114, 1-2).

Der Kokon unseres Eigensinns wird durchbrochen. Wo wir uns in uns selbst zurückzogen und in unser Schneckenhaus verkrochen haben, werden wir herausgeholt. Wir sollen nicht nur uns selbst sehen, sondern erfahren die Befreiung für einen größeren Blick, für die Weite Gottes. In der Krise erschließen sich Zusammenhänge, wir erkennen unseren Platz im großen Ganzen.

Wir entdecken in einer Krise das, was wesentlich ist, und können Unwesentliches weglassen. Wir entdecken, was wirklich zählt und was nicht: unserer fromme Aktivität, unsere Religiosität, die Gemeinde als Kultureinrichtung - das können wir getrost beiseitelassen. Wir werden konzentriert auf das, was tatsächlich wichtig ist. Wir beginnen zu vertrauen.

Das alles sind Gottes Lektionen, die uns weiterbringen. Wenn wir sie annehmen, tut uns das gut. Wir wachsen im Glauben, reifen in unserer Persönlichkeit, wir werden stärker, selbstbewusster, klarer. Deshalb sind Krisen Gottes Ermöglichungen: Er ermöglicht uns ein neues, anderes Leben. Er nimmt uns ernst und beteiligt uns an unserem Werden. Wir sind selbstständige, eigenständige, befähigte Menschen, die ihr Schicksal in die Hand nehmen und in Verantwortung vor Gott ihr Leben gestalten. Und da gehören Krisen, Schicksalsschläge, Lebensprüfungen oder schwere Zeiten dazu.

Die größte Krise

Es wäre schön, wenn wir einer Krise locker und unbefangen begegnen, sie von der positiven Seite nehmen könnten, weil wir verstehen, dass sie uns dient. So einfach funktioniert eine Krisenbewältigung allerdings oft nicht. In einer Krise werden wir entkleidet, wir sind nackt. Wir haben nichts mehr, was uns bedecken könnte. Wir können uns nicht mehr verstecken, haben nichts mehr in der Hand. Wir lernen das, was unsere Väter in der Heiligungsbewegung den „nackten Glauben“ genannt haben: „Nackt ist der Glaube dadurch, dass man allein auf Gott vertraut.“ Es zählen nicht mehr Gefühle, Erfahrungen, Erkenntnisse, theologische Richtigkeiten, sondern nur noch eine vollkommene innere Glaubensgewissheit: „Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen ... Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? ... Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte und Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Römer 8, 28-39). In völligem Vertrauen sagt man zu Gott: „Dein Wille geschehe“ (Lukas 22, 42).

In diesem Moment ist man Jesus ganz nahe, der am Kreuz auf Golgatha stirbt: nackt und bloß, zerschlagen, geschunden, gedemütigt, verlacht, verspottet, verachtet, ungerecht behandelt und von allen verlassen. Gott kennt Krisen aus eigener Erfahrung. Deshalb weiß er genau, wie es uns in schwierigen Zeiten geht. In der Krise begegnen wir in Jesus Christus Gott auf neue Weise.

Der Tod Jesu am Kreuz ist die größte Krise der Menschheit nach dem Sündenfall. Aber der Tiefpunkt dieser Krise ist nicht Jesu Tod, sondern die Tatsache, dass er allein und von Gott verlassen stirbt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Markus 15, 34). Dieser Jesus, der (vor allem im Johannesevangelium) immer wieder die tiefe Gemeinschaft mit seinem Vater betonte („Ich und der Vater sind eins“, Johannes 10, 30) und deutlich machte, dass er nichts ohne seinen Vater tat (Johannes 14), wird zuletzt von seinem Vater verlassen. Das ist die wirkliche Krise: Gott gibt seinen Sohn auf, wendet sich von ihm ab, lässt ihn allein, opfert ihn. Gott, der himmlische Vater, mutet dabei vor allem sich selbst Ungeheures zu: Er schont sich nicht und riskiert eine gewaltige Glaubwürdigkeitskrise, in der er sich persönlich infrage stellt: Gott setzt seine Göttlichkeit aufs Spiel, ermöglicht, dass er missverstanden wird und man ihm nicht mehr traut. Er nimmt in Kauf, dass er alles verliert und in Zukunft als liebloser Gott gefürchtet wird. Das ist der kritischste Moment der Weltgeschichte. Der Ausgang dieser Krise ist offen, die Welt hält den Atem an, der Teufel triumphiert. Am Karfreitag gab Gott das einzige Mal die Kontrolle aus seiner Hand - und in die Hand seines Sohnes Jesus Christus.

Doch Jesus ist gehorsam, verlässt seinen Vater nicht, der ihn verlassen hat. Der Tod hat nicht gesiegt, der Teufel verliert seine Macht, die Auferstehung erfolgt, das neue Leben bricht durch. Gott hat gewonnen, die Krise ist überwunden.

Seit Jesu Auferstehung liegt die Krise hinter uns - ist jede Krise, angefangen vom Sündenfall bis in die Zukunft, bewältigt. Es gibt keine Krisen mehr, die über uns Macht haben könnten. Je schlimmer eine Krise ist, die wir erleben, desto näher sind wir Jesus. Weil wir in unseren Krisen mit Jesus am Kreuz verbunden sind und Anteil an seiner Auferstehung haben, sind sie für uns nicht mehr bedrohlich, sondern sie öffnen uns die Tür zu einem neuen Leben: „Das

sind Durchbruchzeiten, in denen die Gefahr aufs Höchste steigt, der Herr aber näher ist denn je“ (Otto Stockmayer).

Jede Krise verbindet uns neu und tiefer mit Gott und mit seinem Sohn Jesus Christus am Kreuz (2. Korinther 4, 7-18). Weil Jesus die Krise überwunden hat, können auch wir Krisenbewältiger sein, bekommen Krisen sogar einen tieferen Sinn: Sie erschließen uns neue Möglichkeiten - wenn wir sie annehmen, wenn wir Ja sagen zu ihr als Gottes Ermöglichung. Wir sind durch sie verbunden mit Gottes großem Sieg.

Krisen annehmen

Wenn wir eine Krise aus Gottes Hand nähmen und ihm vertrauten, dass er uns nicht mehr zumutet, als wir tragen können, könnten wir ein anderes, positives Verständnis zu dem Krisengeschehen bekommen, das uns widerfährt. Das heißt für mich: Es ist nicht zufällig, kein unabänderliches Schicksal, das über mich kommt. Ich bin ihm deshalb auch nicht ausgeliefert. Ich kann es in meine Hand nehmen, gestalten und Gott fragen: „Was soll ich tun?“ „Was willst du mir sagen?“ - und entsprechend handeln. Der helfende Gott ist an meiner Seite, ich bin kein Opfer der Umstände.

Wie ich die Krise sehe, ist entscheidend dafür, wie ich mit ihr umgehen kann - ob sie nur bedrohlich oder auch herausfordernd ist. Ein Ja zu einer Krise muss allerdings errungen werden, bedeutet einen Kampf, wie ihn Jesus in Gethsemane erlebt hat (Matthäus 26, 36-46). Aber letztlich sagen wir nicht Ja zu einer Krise, sondern Ja zu Gott, der größer ist als sie. Wir erneuern unser Vertrauen zu ihm und bekennen: „Mit deiner Hilfe stelle ich mich. Mit deiner Kraft gehen ich durch diese schweren Zeiten. An deiner Hand bleibe ich, wenn ich nicht mehr kann. Ich schaue nicht auf mich und meine Möglichkeiten, sondern auf deinen Sieg über die Umstände.“

Eine positive, annehmende Haltung vermittelt Ruhe mitten im Sturm, Gelassenheit in Schwierigkeiten und Hoffnung, wo vieles aussichtslos erscheint: Gott ist bei uns in der Krise, Stürme sind sein Metier. Wir haben keinen „Schönwetter-Gott“. Wenn wir in Schwierigkeiten sind, können wir uns ihm anvertrauen. Er kennt sich damit aus!

In der Schule Gottes

Jede Krise ist eine wichtige Lernerfahrung. Wir gehen in die Schule des Lebens - ob wir wollen oder nicht. Lernen bedeutet nicht nur Highlights an Erkenntnissen, sondern vielmehr anstrengende Zeiten von Einschränkungen und Paukerei. Lernen ist nicht nur Spaß, sondern Erziehung, nicht das Ansammeln von Wissen steht im Vordergrund, sondern Persönlichkeitsentwicklung. Dazu gehören Strenge, Unterordnung, Konsequenz und Respekt. „Mit strenger Hand erzogen zu werden tut weh und scheint zunächst alles andere als ein Grund zur Freude zu sein. Später trägt eine solche Erziehung bei denen, die sich erziehen lassen, reiche Früchte: Ihr Leben wird von Frieden und Gerechtigkeit erfüllt sein“ (Hebräer 12, 11; Neue Genfer Übersetzung). Es ist Gottes Absicht, uns zu erziehen - weil wir seine Kinder sind, ist das gut für uns. Die Schule des Lebens ist die Schule Gottes.

Krisen lehren uns Ausdauer, Dranbleiben, Aushalten. Wir werden verändert - und vor allem: Wir werden stärker. Das Unterrichtsziel heißt Leidensfähigkeit: Wir sollen frei werden von

allem, was uns daran hindert, im täglichen Kampf zu bestehen (Hebräer 12, 1). Wir sollen Resilienz gewinnen - das bedeutet ein großes Maß an Elastizität, um in guter Weise Schwierigkeiten bewältigen und Widerstände überwinden zu können. Flexibilität und Anpassungsmöglichkeiten sollen erweitert werden - denn wer starr und festgelegt ist, zerbricht leicht in einer Krise. Leidenschaft ist die Kraft, die aus dem Herzen kommt, es ist die Liebe, die stark macht, weil sie alles überwindet. Die Liebe kommt von Gott (Johannes 17, 26), sie macht belastbar: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles“ (1. Korinther 13, 4-7).

Das sind herausfordernde, aber doch wichtige Unterrichtseinheiten. Wir können sie nur lernen, indem wir auf Jesus als unser Vorbild schauen (Hebräer 12, 2), der an dem, was er litt, Gehorsam gelernt hat (Hebräer 5, 8), der nicht widerschmähte, als er geschmäht wurde, sich nicht wehrte, als er verleumdet wurde (Jesaja 53, 7). Wir sollen seinem Vorbild nacheifern und von ihm lernen, geduldig auszuhalten. Wenn wir durch eine Krise in der Schule des Leidens sind, sind wir Jesus nahe und lernen von ihm (Markus 9, 30-32). Durch ihn zerbrechen wir nicht, sondern verändern uns, werden zu belastbaren, liebenden, geduldigen Menschen.

Wer den Unterricht in der Schule Jesu vorzeitig abbricht, steht in der Gefahr, den Bezug zur Wirklichkeit zu verlieren und maßlos zu werden. Er vergleicht sich dann mit anderen, will immer mehr - will zum Beispiel der Größte und Wichtigste sein (Markus 9, 33-37). Er begreift den tiefen Wert des Leidens nicht: demütig zu werden, einfach, realistisch sich selbst und seiner Umgebung gegenüber. In der Schule Jesu dagegen lernen wir, mündiger und belastbarer zu werden. Wir erkennen uns selbst. Jeder Lernprozess mündet in eine Entscheidung: Ich will das Gelernte aufnehmen und meine neuen Erkenntnisse einsetzen. Was wir gelernt haben, können wir in unsere Lebensvollzüge integrieren, als ganz bewusste Entfaltung unseres Ichs. So gehen wir aus einer Krise gestärkt und sicher hervor. Das Lernen hat sich gelohnt!

Krisenverständnis

Was ist eine Krise?

Das Wort Krise hat in den letzten Monaten an Bedeutung gewonnen, es wurde gleichzeitig in inflationärer Weise benutzt und damit auch entwertet. Es ist nicht alles eine Krise, was wir als eine solche bezeichnen. Die Coronapandemie zum Beispiel war zunächst keine Krise, sondern lediglich eine Bedrohung. Zur Krise wurde sie durch unsere Bewertung, die Reaktion auf die unübersichtliche Lage. Die Medien haben ein Übriges dazu getan: Die Umstände wurden höchst gefährlich dargestellt, Panik geschürt. Es liegt in der Natur der öffentlichen Meinung, dass zugespitzt und übertrieben wird. Meldungen, die keine Aufmerksamkeit erzeugen, sind gegenstandslos. So wird die Stimmung immer mehr aufgeheizt und dramatisiert.

Eine Krise ist eine höchst subjektive Angelegenheit: Für jeden ist das eine Krise, was er zu einer - zu seiner - Krise erklärt. Das fängt für den einen sehr früh an, für ihn ist schon eine ungewohnte Situation eine Krise, für den anderen weit später - oder überhaupt nicht: „Das ist doch alles gar nicht schlimm!“

Die eigene Bewertung ist grundlegend, eine allgemeine Definition von Krisen gibt es nicht. Jeder ist herausgefordert, für sich zu überlegen und zu bewerten: Habe ich eine Krise oder nicht? Ist das für mich eine Krise - oder sehe ich alles ganz harmlos?

Die Aussage „Wir haben eine Krise“ bedeutet, dass die Beteiligten miteinander empfinden, dass die Lage krisenhaft ist. Dieser Eindruck setzt sich aus persönlichen Einschätzungen zusammen. Eine gemeinsame Krise gibt es nur dadurch, dass alle in ihren Bewertungen übereinstimmen. Das macht den Umgang mit einer Krise höchst kompliziert: Wir müssen uns verständigen - mehr noch: wir müssen uns auf eine gemeinsame Lagebeurteilung einigen.

Wenn eine Regierung verlautbaren lässt: „Wir befinden uns in einer Krise“, dann teilt sie der Öffentlichkeit lediglich mit: „Wir befinden uns in einer schwierigen Situation und müssen entsprechend unangenehme Maßnahmen ergreifen.“ Ob der einzelne Bürger das auch so sieht, ist eine andere Frage.

Wenn der Chef seinen Mitarbeitern erklärt: „Wir haben eine Krise“, gibt er zu, dass er momentan keine Lösungen parat hat und deshalb die Zukunft der Firma unklar ist. Das ist für einen Leiter eine schwierige Situation, aber für die Belegschaft ein Ansporn, nach notwendigen Maßnahmen zu suchen.

Wenn in einer christlichen Gemeinde die Feststellung die Runde macht, man sei in eine Krise geraten, wird das zu unterschiedlichen Reaktionen führen. Die einen werden zustimmen, die anderen ablehnen, die Dritten erstaunt reagieren, weil sie nicht verstehen, um was es eigentlich geht. Das Wort von der Krise war ein Alarmruf, nun geht es an die gemeinsame Klärung: Wie beurteilen wir miteinander die Lage, haben wir nun eine Krise oder nicht?

Wenn ein Ehepaar zu der Meinung kommt, in einer Ehekrise zu stecken, muss man miteinander herausfinden, um was es geht und was man tun will. Gelingt diese Klärung, gibt es keine Krise, man ergreift die verabredeten Maßnahmen und verändert, was anders werden muss. Erst wenn eine gemeinsame Klärung nicht gelingt, beginnt die Krise.

In einer Krise kommen also drei Faktoren verstärkend zusammen: Zweifel, Ratlosigkeit und Hilflosigkeit.

Erstens die Feststellung: Wir sind an einen Punkt gekommen, wo der bisherige Weg infrage gestellt ist - das ist der Moment von grundsätzlichem Zweifel.

Zweitens wissen wir nicht, wie es weitergehen kann. Wir haben keine Idee, die Zukunft ist unklar, alles ist offen - das ist die Erfahrung von Ratlosigkeit.

Drittens fehlen Handlungsoptionen, mit dieser Situation gut umgehen zu können, es mangelt an Handwerkszeug für eine Bewältigungsstrategie - das ist die Erkenntnis von Hilflosigkeit.

Zwei gegensätzliche Bestrebungen

Um das Krisengeschehen zu verdeutlichen, helfen zwei Bilder: Eine Krise ist wie ein Trichter und wie eine Saftpresse. In beiden wird etwas von der ungeheuren Dynamik einer Krise deutlich, sie zeigen, dass Gewalt mit im Spiel ist - in gegensätzlicher Weise.

Beim Trichter geht es um eine Verdichtung: Etwas wird zusammengepresst, fokussiert, komprimiert. Wie in einem Kompressor wird Druck erzeugt - bis die Materie sich in einen anderen Aggregatzustand verändert hat: Entweder sie wird flüssig oder sie explodiert. Eine Krise setzt also in hohem Maß Energie frei, die eine grundsätzliche Veränderung bewirkt. Bei der Saftpresse hingegen wird etwas getrennt: Die flüssigen Teile lösen sich von den festen, der Saft fließt ins Glas, ungenießbare Teile bleiben zurück. Auch hier hat sich etwas grundlegend verändert: Aus einer (am Stück ungenießbaren) Orange wurde köstlicher Orangensaft.

Die beiden gegensätzlichen Vorgänge finden gleichzeitig statt:

1. Die Krise bedeutet eine Entscheidung. Der Mensch muss zwischen zwei Möglichkeiten wählen. Je länger er zögert, desto mehr erhöht sich der (Leidens-)Druck - bis hin zu einer explosionsartigen Entladung, die eine zerstörerische Wirkung haben kann.

Es ist die Entscheidung zwischen

- weglaufen oder doch lieber kämpfen,
- festhalten oder nach neuen Ansätzen suchen,
- kündigen oder aushalten,
- bewahren oder einen Schlussstrich ziehen.

Das Problem ist: Ich hänge dazwischen, ich kann mich nicht entscheiden, beide Möglichkeiten sind für mich undenkbar und einen dritten Weg - den berühmten Mittelweg - gibt es nicht.

2. Die Krise bedeutet Reinigung. Der Mensch soll sich von Verunreinigung befreien, um geklärt aus der Krise hervorzugehen. Altes soll ausgemerzt werden, das, was nicht mehr lebensfähig ist. Nach Auskunft der Wörterbücher bedeutet das griechische Verb *krinein* so viel wie sichten, auswählen, urteilen. Das davon abgeleitete Substantiv *krisis* bedeutet Scheidung, Beurteilung, Urteil, Reinigung.

Es ist also eine Entscheidung nötig, aber es scheint unmöglich zu sein, die richtige Beurteilung zu treffen, um geeignete Maßnahmen ergreifen zu können. Negatives und Altes müsste erkannt und bewältigt - oder besser: beseitigt - werden, damit der Platz frei für Neues wird. Das Neue ist aber noch völlig unklar und das Alte will partout seinen Platz nicht räumen. Der Mensch hängt zwischen zwei schlechten Möglichkeiten fest, er sitzt zwischen allen Stühlen - er sollte dringend etwas tun, aber er weiß nicht, was und wie.

Krise ist ein Wendepunkt

Krise bedeutet die Wendung zum Guten oder zum Schlechten. Ein sich zuspitzender Prozess ist in die entscheidende Phase geraten. Der Höhepunkt einer negativen Entwicklung ist erreicht. Jetzt kommt die Wendung, die von Gefahren und von Chancen begleitet ist: Entweder sie gelingt oder die Lage wird noch kritischer.

Die Krise ist keine vorübergehende Störung (die sich irgendwie von selbst wieder beruhigt),

sondern ein andauernder Zustand, der dringend einer Veränderung, zumindest einer Klärung bedarf. Es muss grundsätzlich überlegt werden, was korrigiert werden muss - denn so, wie es war, kann es nicht bleiben.

Die Merkmale einer Krise sind:

- die Zielabweichung wird offensichtlich,
- man befindet sich in einer dynamischen Situation, einem instabilen Zustand,
- gleichzeitig ist eine unmittelbare Intervention nötig (Entscheidung),
- aber alles verläuft unberechenbar und völlig unkontrollierbar.

Zusammengefasst kann man von einer Krise sprechen, wenn ein Zustand psychischer Belastung eingetreten ist, der sich deutlich von der Normalbefindlichkeit abhebt, als kaum mehr erträglich empfunden wird und zu einer emotionalen Destabilisierung führt. Dadurch werden die bisherigen Lebensgewohnheiten infrage gestellt, denn es kann nicht so weitergehen wie bisher. Die veränderte Situation verlangt nach Lösungen, die aber mit den bisherigen Möglichkeiten nicht erreicht werden können. Etwas anderes, Neues ist nötig! Es muss sich grundsätzlich etwas verändern! Fragt sich nur, was.

Wenn man weiß, was zu tun ist, wenn man eine Entscheidung getroffen hat und wieder handlungsfähig geworden ist, ist eine Krise zwar noch nicht bewältigt, aber doch der kritischste Teil überstanden.

Das heißt konkret:

- Für eine gesellschaftliche Krise: Die bisherige Form des Miteinanders ist infrage gestellt - wie sieht ein neuer gesellschaftlicher Konsens aus?
- Für eine Ehekrise: Wir müssen uns überlegen, ob wir zusammen bleiben - wenn ja, wie?
- Für eine psychische Krise: Ich muss die wesentlichen Grundlagen des eigenen Lebens neu entdecken und gestalten - dazu muss ich überlegen, wer ich bin, was mir wichtig ist, und ein neues Ja zu mir finden.
- Für eine Sinnkrise: Die eigenen Ziele, der persönliche Lebensauftrag muss neu geklärt werden - was glaube ich und was glaube ich nicht mehr? Was will ich erreichen und welche bisherigen Vorstellungen verwerfe ich?
- Für eine Glaubenskrise: Eine neue Entscheidung muss getroffen werden, Gott zu vertrauen, dazu ist eine neue Gottesbeziehung nötig, die verlässliche Beziehung zu ihm.

Der Wendepunkt einer Krise wird besonders gravierend deutlich bei einer gesundheitlichen Krise: Jetzt ist der Punkt erreicht, wo die Ärzte nichts mehr tun können. Man kann nur noch warten und beten. Schafft es der Kranke? Gelingt es ihm, alle Reserven zur Gesundung zu mobilisieren? Ist er „über den Berg“, entspannt sich die Situation sichtbar, Hoffnung flackert auf - der Mensch fühlt sich wie neugeboren, sein Leben geht weiter - aber anders als vorher. Schafft er es nicht, geht eine Krise in die Phase des Sterbens über. Am Ende steht der Tod. Gut, wenn der Kranke sich darauf einstellt und sein Ja auch zu dieser Entwicklung findet. Denn selbst der Tod ist eine Lösung aus der Krise, eine Erlösung, ein Loslassen des Bisherigen und der Schritt in eine völlig neue, andere Existenz.

Krisenphasen

Eine Krise markiert den Schritt in eine neue Phase. Die Entwicklung jedes Menschen führt durch Krisen hindurch. Man lernt und wächst, nimmt an Erfahrung und Wissen zu. Dann wird das Gelernte und Erfahrene komprimiert und kommt auf den Prüfstand: Was hat Bestand? Was bewährt sich nun? Die erworbenen Eigenschaften und gemachten Erfahrungen werden hinterfragt und abgetestet, um in die eigene Persönlichkeit integriert zu werden. Was nicht (mehr) dazugehört, wird ausgemerzt und verabschiedet, man lässt es hinter sich und geht weiter.

Krisenzeiten sind Bewährungszeiten, in denen eine Persönlichkeit geformt wird und reift. Erst nach einer gut bewältigten Krise kommt der Schritt in die nächste Phase der Lebensgeschichte, es hat einen Wachstumsschub gegeben. Es gibt keinen Punkt unseres Lebens, an dem unser Vorankommen nicht durch eine Krise markiert wäre. Die Krise muss allerdings angenommen werden. Wird sie verweigert, bleibt man stehen - oder entwickelt sich sogar zurück.

Das Entscheidende ist der Moment, wo man innehält und sich eingesteht: „Ich habe eine Krise!“ Ab jetzt kann sich die Lage ändern. Jetzt ist zwar der Zenit noch nicht überschritten (es kann vielleicht sogar noch schlimmer kommen). Aber nun beginnt man, sich der Wahrheit zu stellen. Das ist der Punkt der Kapitulation: Man gibt die erfolglosen Bemühungen um Rettung auf und nun beginnt die eigentliche Auseinandersetzung. Dieser Punkt ist der entscheidende Moment einer längeren Entwicklung, die in 4 Phasen verläuft. Die Wendung erfolgt am Ende der 3. Phase und schafft den Übergang zur eigentlichen Krisenbewältigung:

1. Phase: Verleugnung. Eine Krise bahnt sich an, aber sie wird nicht ernst genommen. Man möchte nicht wahrhaben, dass es so nicht weitergehen kann und Konsequenzen nötig sind. Man macht die Augen zu, tut, als wäre alles in Ordnung, hält am Bestehenden fest und erkennt einfach keinen Handlungsbedarf. Aber schon allein, dass man bemüht ist, die Krise zu verleugnen, zeigt, dass man sich in einer befindet - wenn man ehrlich ist.

2. Phase: Rettungsversuche. Nun unternimmt man alles, um das Bestehende zu stabilisieren. Man macht Vorschläge nach dem Motto: „Mehr von demselben.“ Man tut, was man immer getan hat, das aber mit noch mehr Nachdruck: Man erhöht das Tempo der Maßnahmen, steigert die Schlagzahl der Gespräche, Mails häufen sich. Notfalls ist man zu windigen oder faulen Kompromissen bereit oder verbiegt sich unter Aufgabe aller ethischen Prinzipien. Nur um nicht zugeben zu müssen, dass man ein Problem hat.

3. Phase: Kontrollverlust. Jetzt wird es echt schwierig, denn alle Bemühungen zeigen keinen Erfolg. Die Lage wird bedrückender und der Handlungsspielraum enger. Langsam dämmert es, dass die Lage aussichtslos ist und wirklich gravierende Veränderungen nötig sind. Man hat allerdings keine Idee, was man tun soll. Entweder fällt man jetzt in Trauer und verliert sich im Gefühl von Ohnmacht, streckt die Segel und resigniert - oder man reagiert aggressiv und panisch, macht andere für die Lage verantwortlich und verlangt Hilfe von außen. Diese dritte Phase wird als die eigentliche Krisenphase wahrgenommen, denn nun tut die

Krise weh, jetzt spürt man den Druck und den Zwiespalt zwischen Aussichtslosigkeit und dringend notwendigen Veränderungen. Entweder kommt jetzt der Punkt der Kapitulation - und damit die 4. Phase - oder man versinkt in Apathie und Verzweiflung.

4. Phase: Annehmen, bejahen. Wird nun die Krise als solche erkannt und angenommen, ist der Weg offen für eine positive Bewältigung: Man kann sich in Ruhe überlegen, was nun wirklich zu tun ist und wie man das Schlimmste überwinden will.

Lehnt man aber weiterhin ab, die Krise ernst zu nehmen, führt das unweigerlich in eine Katastrophe. Denn dann gibt es tatsächlich keine Handlungsoptionen mehr, die (negative) Dynamik macht sich selbständig.

Die Krise bejahen und annehmen bedeutet: das Bisherige als unbrauchbar erkennen und verwerfen. Das eigene Scheitern eingestehen und freimütig erklären, dass man in einer Sackgasse sitzt. Damit Platz wird für Neues, muss man mit dem Alten fertig sein, es ausmerzen, beseitigen, erledigen. Am besten ist, man gibt das, was war, in die Hand Gottes und ist bereit, Neues anzunehmen. Die Krise in den Griff bekommen zu wollen geht nicht - denn sie ist ein dynamisches, chaotisches, unberechenbares Geschehen. Es gibt keinen Kniff, kein allgemeines Konzept. Die einzige Chance ist die Erkenntnis, am Ende zu sein, die krampfhaften Bemühungen um Rettung aufzugeben und den Kontrollverlust zu akzeptieren. Aus der Panik aussteigen und zur Ruhe kommen - das heißt: sich der Situation stellen, wie sie ist. Das Bisherige in Zweifel ziehen ohne Rechtfertigungsversuche und Schuldvorwürfe - um offen zu sein für das, was nun geschehen soll. Die Unsicherheit aushalten und Verantwortung für das übernehmen, was nun passieren soll.

Lernen von „Corona“

Wenn wir bereit sind, können wir aus der Coronapandemie etwas über den Dominoeffekt einer Krisendynamik lernen: Das Virus hat nicht die Krise verursacht, sondern den ohnehin bereits komplexen und instabilen Zustand unserer Gesellschaft vollends zum Wackeln gebracht. Das Virus war der letzte Auslöser, der die fragile Konstruktion unseres Miteinanders wie Dominosteine in einer Kettenreaktion umgeworfen hat. Zunächst war man noch bemüht, die Auswirkungen zu begrenzen, aber letztlich gab es kein Halten mehr und zum Schluss waren alle Steine umgekippt. Besser wäre es gewesen, sehr viel früher zu erkennen, wie überspannt und empfindlich unser Miteinander in der Gesellschaft geworden war, wie gefährlich nahe wir uns alle am Abgrund bewegten. Hätten wir schon früher festgestellt, dass wir eine Krise haben (oder auf eine Krise zusteuern), dann hätten wir verändernde Maßnahmen ergreifen können. Aber das wollte niemand, das hätte zu viel gekostet. Jeder hätte für sich selbst erkennen müssen, dass es so nicht weitergehen konnte und durfte und deshalb eine persönliche Veränderung (oder Umkehr) nötig war. Statt sich zu dieser Erkenntnis durchzuringen und eine klare Entscheidung zu treffen (jeder für sich), verschloss man lieber die Augen oder resignierte schulterzuckend, da man gegen die Eigendynamik der Märkte, Meinungen und Entwicklungen sowieso nichts machen konnte. So machte man weiter - die einen mit schlechtem Gewissen, die anderen, weil es ihnen Vorteile brachte, die Dritten, weil sie überhaupt keine Anzeichen für eine bedrohliche Zuspitzung

erkennen konnten. Es gab keinen wirklichen Anlass zur Veränderung, außerdem wollte niemand der Erste sein, der verzichtete, und die Bemühungen um immer mehr wurden ja auch tatsächlich mit einer Gewinnsteigerung belohnt. Man wäre dumm gewesen, hätte man da nicht mitgemacht und die Erträge nicht fröhlich kassiert. Eine Veränderung hätte bedeutet, die eigenen Bedürfnisse und Ansprüche herunterzuschrauben, um neu anzusetzen. Das wäre anstrengend geworden - und hätte unter Umständen auch Nachteile gebracht.

In genau diese Situation kam das Coronavirus und entlarvte die Schwachstellen dieses egoistischen Denkens: Von heute auf morgen war kein Konsum mehr möglich und die Kontrolle ging verloren - bis hinein in ganz persönliche Bereiche des eigenen Lebens. Es gab eine scharfe Zäsur. Was bisher undenkbar schien - in einer modernen, marktwirtschaftlich orientierten Gesellschaft mit starken Tendenzen zu immer mehr Wachstum -, wurde Realität. Das war eine eindruckliche Chance zur Umkehr, zum Innehalten und Neubewerten, zum Verändern und Erneuern.

„Corona“ offenbarte einen kritischen Bereich unserer Gesellschaft: Gesundheit ist alles! Nun wurde unser Gesundheitsbegriff ad absurdum geführt. Es gab keine Gesundheit mehr, die absolute Sicherheit und totale Abwesenheit von Krankheit bedeutete. Gesundheit war gefährdet, das Leben bedroht. Wir werden sterben! Durch die Coronapandemie standen wir vor einer existenziellen Frage, für die es keine Lösung gab. Statt uns das klarzumachen, hofften wir auf Experten und wünschten uns eine Impfung, die die Bedrohung aufhob, damit wir wieder zu unserem gewohnten Leben zurückkehren konnten: Gesundheit für immer, eine Leben ohne Ende - zumindest ohne Bedrohung. Der Gesundheitsminister bekam eine Heilsfunktion als Garant eines neuen, besseren Lebens ohne Krankheit. Der Ruf nach einem starken Staat wurde überlaut, man verlangte nach einer Regierung, die die Bedrohung abwenden konnte und Sicherheit garantierte. Man war nicht bereit, selbst Verantwortung zu übernehmen. Man forderte und kritisierte: Finanzielle Unterstützung war selbstverständlich, aber letztlich nicht eindeutig genug und zu wenig. Zunächst liefen die Impfungen zu spät und zu schleppend an, dann verweigerte man sie - oder erhoffte sich von ihnen eine schnelle Rettung.

Klar: Der Staat war in der Pflicht, Coronasoforthilfen mussten sein, aber das konnte nicht jede Existenz in vollkommener Weise absichern - Eigeninitiative und Unternehmergeist waren in hohem Maß gefragt. Impfungen sind immer nötig (wie vieles andere auch) - aber sie werden uns letztlich nicht retten. Wir können unsere Verantwortung nicht abgeben. Es gibt kein Medikament und keine Unterstützung für ein gutes, sorgenfreies Leben ohne jegliche Bedrohung. Das kann uns kein Experte versprechen und keine Regierung garantieren. Wir sind auf dem Holzweg. Wir müssen umkehren und umdenken: Unser Heil und unsere Sicherheit kommen allein von Gott. Wir haben keinen Anspruch auf ein gutes Leben - aber das Versprechen auf ein Leben in Gottes Ewigkeit.

Es geht also nicht um den Sieg über das Virus - sondern um ein anderes Verhalten - dafür gibt es bislang keine Impfung, da sind wir, jeder für sich, in starker Weise herausgefordert,

unsere eigenen Maßnahmen zu finden. Das Virus hat unsere Schwachstellen aufgezeigt, uns einen Spiegel vorgehalten und uns mit der Realität - das heißt mit unserer Begrenztheit - konfrontiert. Dass wir uns nicht stellten, unsere Verantwortung nicht annahmen und nicht bereit waren, die Wahrheit zu sehen, war die eigentliche Krise.

Veränderung

Die Coronalockdowns haben gezeigt:

1. Die Zeit des Konsums ist vorbei. Wir brauchen nicht mehr so viel, wir kommen mit weniger zurecht. Alles zu haben belastet uns sowieso nur, weil uns die ständig neuen Produkte überfordern. Wir wollen nur haben, können die Dinge aber nicht wirklich verwerten und sinnvoll gebrauchen. Der Müll wächst entsprechend. Wir sind nur damit beschäftigt herauszufinden, wo es die Dinge am billigsten zu kaufen gibt und wie man mit dem Neuen die eigene Lebensqualität steigern kann. Aber es hat sich nicht wirklich etwas verbessert, wir kommen dadurch nur in Konkurrenz zueinander und sind Getriebene.

2. Die Zeit der Kontrolle ist vorbei. Wir haben nichts mehr im Griff. Wir sind darauf angewiesen, spontan und unmittelbar zu reagieren, müssen uns auf sich ständig verändernde Situationen einstellen. Wir können keine Pläne mehr machen, feste Strukturen und das Bemühen um Perfektion ist unmöglich. Es gibt keine Zeitzuverlässigkeit und Planungssicherheit mehr. Wir sind darauf angewiesen, noch viel mehr im direkten Austausch miteinander die nötigen Absprachen zu treffen und spontan und flexibel darauf zu reagieren, was jetzt gerade nötig ist.

Das bedeutet für die Zeit nach „Corona“:

Die Schwachen in unserer Mitte erhalten ein stärkeres Maß an Aufmerksamkeit. Sie werden geschützt und an ihnen orientiert sich das allgemeine Tempo. Dadurch wird alles langsamer. Wir sind bereit, auch Notlösungen zu akzeptieren, und entwickeln in vielfältiger Weise soziale Kreativität.

Der Umgangsstil wird durch ein neues Verhalten geprägt: aufmerksamer, freundlicher, zuhörender. Es geht mehr um das Miteinander als um das Vorankommen eines einzelnen Menschen.

Wir entwickeln einen neuen Blick für die Details: die Natur vor unserer Haustür, der kleine Urlaub, das Genießen des einzelnen Momentes.

Im beruflichen Bereich verschiebt sich durch die Zunahme der Arbeit im Homeoffice die Work-Life-Balance zugunsten des Lebens. Zu Hause kann man mehrere Dinge gleichzeitig tun und trotz Arbeit noch andere Schwerpunkte setzen. Die Arbeit zerfällt in einzelne Segmente. Wer selbstständiges, eigenverantwortliches Arbeiten gewöhnt ist profitiert, andere hängen ab.

Onlinekonferenzen ersetzen Meetings. Da die persönliche Begegnung wegfällt, laufen sie wesentlich nüchterner ab und kommen schneller zum Ziel, es zeigt sich rasch, was relevant ist und was nicht. Die Persönlichkeit des Einzelnen gewinnt an Bedeutung, seine Kenntnisse, Erfahrungen und Integrität. Es kann sich niemand mehr hinter anderen verstecken.

Im Bildungssektor verzichtet man auf Vorträge, die aus abgelesenen Powerpoint-

Präsentationen bestehen. Davon gibt es genug im Internet. Präsenzveranstaltungen brauchen eine Berechtigung: Man trifft sich nur noch live, um gemeinsam zu arbeiten, für notwendige Prozesse oder intensive Diskussionen. Der Einzelne wird aktiver gefordert sein, die Persönlichkeit eines Referenten ist wichtiger als sein Wissen. Der Mensch und seine Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt, er wird an dem beteiligt, was ihn persönlich betrifft.

Erneuerung

Das sind die Folgen der Coronapandemie für das gesellschaftliche Miteinander. Aber auch für die Christen ist die Zeit des Konsums und der Kontrolle vorbei! Eine neue persönliche und unmittelbare Gottesbeziehung wächst. Wo früher in vielen Gemeinden ein Zuviel an Aktivität herrschte, einzelne Mitarbeiter sich bis zum Anschlag engagierten und andere von ihnen profitierten, sich eine christliche Eventkultur etabliert hatte und die Gottesdienste zu Veranstaltungen mutierten, die Ansprüche an die Predigt und den Prediger riesengroß waren und die Gemeinde als Selbstbedienungsladen für die eigenen Bedürfnisse angesehen wurden, geht es nun um etwas ganz anderes: Der einzelne Christ ist herausgefordert, sich einzubringen, jeder ist mündig und selbstverantwortlich. Es wird nicht gefordert, sondern gegeben:

Der Lobpreis ist nichts, was man konsumiert. Er muss keine perfekte Show sein. Es ist wichtiger, dass der Einzelne unabhängig von seinen Gefühlen vor Gott kommt und ihn anbetet. Man kann auch ohne großartige Lobpreisband fromme Lieder mit Inbrunst singen. Hauptsache, das Herz ist dabei.

Die Predigt ist nicht mehr die einzige Gelegenheit, wo ein Christ aufgebaut und ermutigt wird - und wo er dann entsprechend enttäuscht weggeht, wenn sie ihm nicht das gegeben hat, was er so dringend für sich erwartete. Jeder Christ sorgt für sich selbst - durch Bibellesen, eigene, persönliche Stille Zeit, Gebet. Es gibt viele Möglichkeiten, geistliche Nahrung zu bekommen, wenn man sich darum bemüht. Es muss nicht alles vorgekaut und leicht verdaulich sein.

Die Gemeinschaft ist kein der Ort der persönlichen Bestätigung mehr, sondern des Dienstes: Ich bekomme nicht, sondern ich gebe. Wir finden einen neuen Zugang zu dem, was Gemeinschaft wirklich ist: einander zu respektieren, sich einander unterzuordnen, den anderen höher zu achten als sich selbst.

Der Dienst für Gott geschieht in Eigenverantwortung und auf eigene Gefahr. Die christliche Gemeinde entdeckt neue, selbstbewusste Formen der Nachfolge - vor allem des Zeugnisses in der Welt. Der Dienst in der Gemeinde dient nicht mehr dem Gemeindeaufbau, sondern der gottlosen Welt. Es geht nicht mehr um die fromme Aktion, sondern um ein Zeugnis für Gott. Jeder ist ein Botschafter Gottes, keiner kann sich mehr in den Reihen einer frommen Gemeinde verstecken.

Strukturen und Programme haben ausgedient. Nun hat die Eigeninitiative des Einzelnen Vorrang. Jeder wird zum eigenständigen Unternehmer im Reich Gottes, ein mündiger Christ, der Rechenschaft über das gibt, was er tut und lässt.

Zusammengefasst heißt dies: Kein Christ ist mehr „nur“ Teil einer Gemeinde, sondern bewusster Nachfolger Jesu. Er folgt nicht einer religiösen Kultur, sondern lebt seinen Glauben

ganz bewusst. Er dient nicht dem Aufbau einer schönen Gemeinde, sondern den Menschen in dieser Welt. Das ist das Neue, das jetzt geboren wird - durch die Krise hindurch: eine neue Form des christlichen Lebens, eine tiefere und echtere Glaubensüberzeugung, kein oberflächliches Konfirmandenunterrichtschristentum, sondern ein Leben, dass sich aus der Tiefe heraus in Gott begründet, ein neuer, eigenständiger, fester, gewisser Glaube.

Glaubenskrisen

Für Christen sind Krisen noch grundsätzlicher und gravierender: es sind Glaubenskrisen. Denn immer stellt sich in der Krise auch die Frage: „Warum, Gott, mutest du mir das zu? Warum erleide ich diese Schwierigkeiten?“ Gibt es Antworten, findet sich ein Weg durch Zweifel und Anfechtung zu einem neuen Vertrauen - sonst bleibt man in der Anklage Gottes stecken und verzweifelt, weil man sich von „allen guten Geistern verlassen“ fühlt.

Für Christen sind Krisen wie eine Geburt: Ein Mensch wird neu geboren. Und so wie jede Geburt eine Krise ist - ein Mensch wird aus der Geborgenheit der Mutter in die Welt hinein entbunden -, so ist jede Krise eine Geburt: der Durchbruch zu Neuem.

Während der Mensch bei der tatsächlichen (ersten) Geburt nicht gefragt wird, muss er bei diesem Prozess des krisenhaften Neuwerdens sein Einverständnis erteilen. Solange der Mensch zögert, geschieht nichts, die Wehen halten an. Wir erleben gerade weltweit Geschehnisse, die als „Anfang der Wehen“ angesehen werden könnten (Matthäus 24, 8). Dies würde bedeuten, dass eine grundsätzliche Erneuerung bevorsteht, ein völliger Neubeginn.

Vor diesem Neuanfang allerdings steht das Sterben - das tut weh und ist unangenehm. Denn auch das Sterben ist eine Krise - wohl die schlimmste im Leben eines Menschen. Doch nach dem Sterben kommt neues Leben, die neue Geburt: „Das Weizenkorn muss in die Erde fallen und sterben, damit es Frucht bringen kann“ (Johannes 12, 24). Sterben bedeutet: loslassen, nackt werden, nichts mehr in der Hand haben. „Jeder Durchbruch bedingt ein völligeres Zerschlagenwerden, ein völligeres Dastehen in seiner Nacktheit“ (Otto Stockmayer). Lieber wäre es dem Menschen, wenn er diese Nacktheit nicht erfahren müsste, sondern wenn er das neue Gewand über das alte ziehen könnte, wenn er nicht entkleidet würde. Dies ist jedoch unmöglich. Krisen bedeuten ein Entkleidetwerden, bedeuten eine Erfahrung von Nacktheit und Sterben - um neugeboren zu werden. Es geht um einen positiven Vorgang: die Auferstehung (2. Korinther 5, 1-5; Epheser 4, 22-24; Kolosser 3, 12).

Was wird neugeboren? Nach der Krise ist die Gottesbeziehung gefestigt, das Vertrauen in Gott stärker geworden. Man ist sich seines Glaubens sicherer als vorher, weiß, worum es geht. Man ist sich selbst losgeworden, um für Gott frei zu sein. Hiob, der schlimme Krisen erlebte, sagt, nachdem alles überstanden war, erleichtert zu Gott: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen, aber nun hat mein Auge dich gesehen“ (Hiob 42, 5). Durch die Krise wird ein neues Gottesverständnis geboren, ein neues Bild des liebenden und fürsorgenden Vaters.

Worst Case

Der schlimmste Fall einer Krise ist die Katastrophe. Es ist eine Gefährdungs- und Gefahrenlage eingetreten, die mit eigenen Mitteln nicht mehr bewältigt werden kann. Die Situation ist zum Negativen umgeschlagen, diese Wendung ist unumkehrbar. Es gibt kein Zurück mehr in eine frühere Normalität. Es sind völlig neue Umstände in das Leben eingetreten, die nicht beeinflusst werden können und nun alle Pläne über den Haufen werfen. Hilfe ist nur eingeschränkt möglich oder sogar unmöglich. Alle Kräfte müssen mobilisiert werden, um zu überleben - und wenn möglich die Folgen des Schadensereignisses abzumildern.

Auf eine Katastrophe kann man sich nicht vorbereiten, sie kommt immer plötzlich und unvermittelt, es gehört zu ihrem Schrecken, dass sie uns überraschend überfällt. Es hilft nichts, sich Katastrophenszenarien auszumalen, mit dem Schlimmsten zu rechnen oder permanent vor katastrophalen Ereignissen zu warnen. Die Realität sieht anders aus. Eine Katastrophe ist ein persönliches, gravierendes Ereignis, das das Leben grundsätzlich auf den Kopf stellt: Nichts ist dann mehr, wie es einmal war.

Der Worst Case tritt beim Tod eines nahen Menschen ein, bei Scheidung, Trennung, Missbrauch, Vermögensverlusten (Unfall, Brand, Diebstahl), schwerer Krankheit mit lebenslänglichen Folgen, Kündigung und Verlust der Arbeit, Flucht, Vertreibung, unfreiwilliger Umzug - der bisherige Verlauf unseres Lebens wird unterbrochen, die Normalität außer Kraft gesetzt, wir werden konfrontiert mit Umständen, die wir bisher nicht für möglich hielten, mit denen wir nicht gerechnet hatten. Wir stehen in unserem Leben wie Fremde und wissen nicht, wie wir reagieren sollen. Darauf haben wir uns nicht vorbereitet, darauf sind wir nicht eingestellt. Wir müssen uns mühsam in der grundsätzlich veränderten Situation zurechtfinden.

Das ist eine traumatische Erfahrung: ein schwere innere Erschütterung, die uns völlig durcheinanderbringt. Alles in uns, die bisherigen Annahmen und grundsätzlichen Sicherheiten des Lebens sind infrage gestellt, die bisherigen Handlungsmuster laufen ins Leere. Wir fühlen uns ausgeliefert und wehrlos, ohnmächtig und ohne Zukunft, wie in viele Teile zerrissen. Dabei spüren wir vielleicht montan gar keinen Schmerz, haben sogar eher das Gefühl, wie taub zu sein, wie in Watte gepackt. Wir stehen neben uns und beobachten, was mit uns geschieht, wie aus weiter Ferne. Wir müssen uns langsam wieder sortieren, wieder bei uns ankommen, die einzelnen Teile unseres Selbst wieder zusammensetzen. Dabei kann es sein, dass Teile nicht mehr zusammenpassen, es bleiben Fragmente übrig. Wir fühlen uns reduziert, fehlerhaft. Das sind die Traumafolgen: Das Leben bleibt beschädigt und gefährdet, es haben sich Risse in unserer Existenz gebildet, die ein permanentes Gefühl von Unsicherheit, Angst und Bedrohung vermitteln. Wir sind dünnhäutig geworden und reagieren auf kleinste Erschütterungen im Übermaß - denn wir haben keine „normale“ Beziehung mehr zum Leben.

Es kann ein längerer Weg sein, sich nach einer Katastrophe mit dem vertraut zu machen, was nun anders geworden ist, um es anzunehmen. Langsam nähern wir uns der veränderten Wahrheit unseres Lebens und nehmen sie an als etwas, was nun zu uns gehört - zunächst als

ein Fremdkörper, aber dann doch als Teil unserer Biografie. Wir hätten es uns anders gewünscht, aber nun ist es so geworden. Das Einzige, was jetzt noch bleibt, ist, sich an die völlig neue Situation anzupassen. Diese Anpassungsleistung erfordert Zeit und Kraft. Diese Zeit sollten wir uns gönnen. Gelingt eine Anpassung nicht, ist Hilfe erforderlich: ärztliche Begleitung, Medikamente, seelsorgerliche Unterstützung, eine Auszeit (Kur, Reha, stationäre Therapie). Um in dieser Zeit das innere Chaos zu ertragen, kann uns Römer 8, 38-39 helfen: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Diese innere Gewissheit führt zu einer neuen inneren Stabilität. Das Durcheinander in uns lichtet sich, es wird ruhiger. Wir lernen, damit zu leben, dass vieles anders geworden ist - weil uns der Glauben an Jesus Gewissheit gibt und damit eine Konstante im Chaos ist. Wenn wir durch die Katastrophe bis ins Innerste erschüttert sind und nicht mehr glauben können, sondern alles infrage gestellt ist, brauchen wir Hilfe von außen: den Blick auf Jesus. Im Alten Testament werden die Israeliten in einer schweren Katastrophe aufgefordert, auf eine eherne Schlange zu schauen, die in der Mitte des Lagers an einem Stab aufgerichtet wird (4. Mose 21, 8). Im Neuen Testament ist es der gekreuzigte Jesus, auf den wir in den schwersten Notlagen schauen können (Johannes 3, 14-15). Durch diesen „Aufblick“ erhalten wir Orientierung, die Lebensumstände heilen und auch innere Scherben werden neu zusammengefügt. Etwas Neues entsteht - durch den bittersten Zerbruch hindurch. Wir trauern zwar dem Vergangenen nach, lassen es dann aber los, denn wir spüren, dass das Leben stärker ist als der Tod und sich neues Leben durchsetzt und aufbricht. Wir schauen nicht zurück - sonst würden wir erstarren wie Lots Frau (1. Mose 19, 26) -, sondern blicken nach vorn. Irgendwann können wir annehmen, was geworden ist, und sagen: „So ist es nun!“ Die Katastrophe, die wir erlebt haben, wird zu einem Teil unserer Biografie - vielleicht sogar zu einem wertvollen und wichtigen Teil, weil wir die Gefährdung unseres Lebens erfahren haben und es dadurch noch viel kostbarer geworden ist. Wir sind durch die Katastrophe gewachsen und haben an Tiefe gewonnen. Wir können nun andere mit dem Trost trösten, den wir selbst von Gott empfangen haben (2. Korinther 1, 4).

Der Ruf nach einer starken Leitung

Wer gibt Schutz und Orientierung in den Wirren einer Krise? Viele sehnen sich jetzt nach einer Leitung, die Sicherheit vermittelt. Sie wünschen sich Geborgenheit in einem geschützten Raum, wo alles gut ist. Eine starke Leitung soll diesen Schutzraum garantieren und Sicherheit gewährleisten. Aber das wäre ein Schritt zurück in die Unmündigkeit der Kinder, die sich im Notfall bei den Eltern „verstecken“, die Schutz geben. Denn Regression ist gefährlich, weil sie die Entfaltung der Eigenkräfte zur Krisenbewältigung verhindert. Der geängstigte Mensch gibt seine Verantwortung ab und ordnet sich zugunsten einer vermeintlichen Unverletzbarkeit unter. Er flieht aus der Komplexität einer Krise in einfache und übersichtliche Verhältnisse. Er macht sich ganz klein und unscheinbar, damit das Unheil ihn übersieht und an ihm vorübergeht. Auf diese Weise geben Menschen ihren Willen ab, sie werden lenkbare Teile eines großen Ganzen. Sie verlieren ihre Eigenständigkeit und sind umso mehr einer Krise ausgeliefert. Vor was sie sich in Sicherheit bringen wollten, holt sie

ein und konfrontiert sie mit unausweichlicher Deutlichkeit: Man kann der Krise nicht entfliehen. Das ist verzweiflungsvoll.

Wenn die Verantwortung an die Leitung abgegeben wird, bedeutet es auch für sie ein hohes Risiko. Sie muss nun wirklich stark sein und beweisen, dass sie alles im Griff hat. Aber das ist unmöglich in einer Krise, deshalb werden sich ihre Bemühungen um ein Rundum-sorglos-Paket irgendwann als aussichtslos erweisen. Dann bricht Frustration auf - oder noch schlimmer tiefe Enttäuschung, die in Wut umschlagen kann.

Will die starke Leitung das verhindern, muss sie ihre Bemühungen um eine erfolgreiche Krisenintervention erhöhen. Sie muss sich allmächtiger darstellen, als sie ist, und zeigen, dass sie stärker als die schwierigen Umstände ist. Sie muss Ruhe und Überlegenheit ausstrahlen und uneingeschränkte Krisenkompetenz vermitteln. Sie wird also gezwungen, etwas vorzuspielen, denn eine Krise bleibt trotz aller Bemühungen auch für eine starke Leitung unberechenbar. Da sie die Krise nicht verkleinern kann, muss sie ihre Macht vergrößern, beweisen, dass sie „Herr der Lage“ ist. Sie erlässt Gesetze, ergreift Maßnahmen und bestimmt die Menschen, schränkt sie in ihrer Freiheit ein - alles zu ihrem Schutz. Die Leitung unternimmt immer mehr, um die Umstände zu besiegen, aber gegen eine Krise kommt sie letztlich nicht an. Irgendwann hat sie ihr Limit erreicht, ihre Bemühungen um Rettung schlagen in hilflose Maßnahmen um, die zuletzt nicht mehr ernst genommen werden - und damit die Situation verschärfen. Die Menschen wenden sich frustriert und enttäuscht von der Leitung ab und stellen sie infrage. Die Folge ist eine weitere Eskalation der Krise, denn nun stehen die Menschen ohne funktionierende Leitung da und sind sich selbst ausgeliefert. Das kann die starke Leitung nicht zulassen. Im schlimmsten Fall stellt sie sich nun gegen die Menschen - die sie ja schützen sollte - und nutzt die Krise aus, um alle Widerstände zu brechen und sich selbst als Retter in der Not dazustellen. Das wäre dann eine Diktatur. Sie wird zwar begründet mit Notstandsmaßnahmen zum Schutz der Bevölkerung und als kleineres Übel zur Überwindung einer Krise, aber die Menschen werden entmündigt und abhängig gemacht. Der Ausnahmezustand wird leicht zum Normalzustand. Letztlich geht es nicht mehr um die Krise - sie ist nur das Mittel zum Zweck -, sondern um die Durchsetzung totalitärer Strukturen.

Stattdessen müsste eine starke Leitung zur Mündigkeit aufrufen, ein gemeinsames Agieren ermöglichen und dazu ermutigen, eine Krise gemeinsam zu bewältigen. Das Risiko für das eigene Leben trägt jeder für sich. Wenn das jeder achtsam dem anderen gegenüber tut, lässt sich eine Krise bewältigen. Jeder gibt seinen Beitrag, jeder tut sein Bestes in dem Bewusstsein, dass es keine umfassende Sicherheit gibt. Immer wieder muss verhandelt werden, wie der beste Weg zur Klärung aussieht und wie man der Krise begegnen will. Die Menschen werden zur freiwilligen Mitarbeit aufgerufen und selbstverständlich in die Pflicht genommen. Nur gemeinsam ist eine Krise zu besiegen, anders geht es nicht. Gemeinsam müssen Ohnmacht und Unsicherheit ausgehalten werden. Das gehört zu einem erwachsenen, selbstbestimmten Leben dazu. Der Staat garantiert uns keine absolute Sicherheit, das können nur wir selbst - gemeinsam -, indem wir uns zu einer Wertegemeinschaft zusammenschließen, in der das Leben geschützt und gefördert wird.

Ein Zurück in die Rolle des unmündigen Kindes gibt es nicht. Der Ruf nach einer starken Leitung muss ungehört verhallen. Die Christen sind aufgefordert, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber Gott zu geben, was Gottes ist“ (Matthäus 2,2 1). Sie geben dem Staat ihren Gehorsam, aber Gott ihr Leben. Sie geben dem Staat Unterordnung, jedoch Gott Liebe und Vertrauen. So entsteht Freiheit und der Mut zum Handeln und die Kreativität für alternative oder ungewöhnliche Kriseninterventionen.

Krisenintervention

Ruhe bewahren

Obwohl sich eine Krise normalerweise lange im Voraus abzeichnet, kommt sie doch oft ganz unvermittelt, überraschend. Warnlampen wurden übersehen, die zuletzt deutlich geblinkt hatten - aber man wollte sie nicht wahrnehmen und hat deshalb die Warnungen verdrängt und in den Wind geschlagen. Das ist typisch für eine Krise: Man stellt sich ihr erst, wenn es nicht mehr anders geht. Dann reagiert man panisch, unkontrolliert, schlägt um sich oder ergreift die Flucht - man möchte die Krise möglichst schnell und ohne großen Aufwand überwinden, damit wieder Normalität einkehrt.

Gegen alle inneren Impulse, in Hektik auszubrechen und sofort alle möglichen Maßnahmen zu ergreifen, ist als allererste Krisenintervention Beruhigung angesagt. Sich selbst zu beruhigen ist in einem Zustand von innerer Panik, Adrenalinschub und impulsiven Reflexen eine deutliche Kraftanstrengung. Sie erfordert eine Entscheidung und eine klare Willenserklärung - dabei fehlt der kühle Kopf. Am besten redet man sich gut zu - vielleicht sogar laut: „Du schaffst das!“ „Jetzt beruhige dich!“ „Alles wird gut!“

Hilft das nichts, muss deutlicher geredet werden: „Stopp, hör auf!“ „Nimm dich zusammen!“ „Stell dich nicht so an!“

Hilft alles nichts, kann man es mit Ablenkung versuchen: Ganz bewusst umherschauen und sich klarmachen, was man sieht. Sich überlegen, wo man sich befindet (und warum), welcher Tag, welche Uhrzeit gerade ist. Sich darauf konzentrieren, was man riecht und hört - im Krisenfall sind sowieso die Sinne geschärft.

Vielleicht hilft es auch, sich jetzt etwas Gutes zu tun: einen Kaffee trinken, etwas essen, Fenster öffnen und tief durchatmen, ein paar Schritte in gemäßigtem Tempo gehen. Dabei jedoch dem Fluchtimpuls widerstehen. Flucht ist keine gute Idee, denn einer Krise kann man nicht entkommen.

Das Nächstliegende tun

Ist es gelungen, sich zu beruhigen, kommt die Frage, was jetzt als Nächstes zu tun ist: Was sind die ersten Schritte? In diesem Moment sind keine großen Strategien zur Krisenbewältigung gefragt, sondern praktische Überlegungen: Wen kann ich anrufen? Wo sollte ich jetzt hingehen? Wo bekomme ich Hilfe? Die momentane Bedrohung ist jetzt wichtiger, als die langfristige Auswirkung der Krise.

Die allerwichtigste Frage dabei lautet: „Bin ich in Gefahr?“ Wenn ich gefährdet bin, muss ich mich schützen. Wie kann ich das tun? Eine aktuelle Gefahr hat Vorrang. Notfalls entscheide ich mich wegzugehen, den gegenwärtigen Ort zu verlassen. Das ist keine Flucht - ich habe

mich dafür entschieden und nicht in die Flucht schlagen lassen -, sondern ein bewusstes Ausweichen, um einer Bedrohung zu entgehen. Im Vordergrund aller Überlegungen stehen die Fragen: Wo bin ich sicher? Wie kann ich mich schützen? Auf keinen Fall muss ich jetzt den Helden spielen und mich dabei überfordern. Es ist im Sinne Gottes, wenn ich mein Leben schütze und bewahre.

Genauso wichtig sind aber auch die Fragen - die am besten laut gestellt werden: „Sind andere Menschen in Gefahr?“ „Gibt es eine darüber hinausgehende Bedrohung?“ „Benötigen Sie Hilfe?“ In einer Krise müssen wir uns gegenseitig schützen. Es genügt nicht, wenn nur ich mich in Sicherheit bringe. Sind gemeinsame Maßnahmen gegen die Bedrohung möglich? Es ist gut, jetzt nicht allein zu sein. In der Krise bilden sich spontan und unkompliziert gegenseitige Unterstützungsmaßnahmen - das gehört zu unseren sozialen Fähigkeiten, die ein Überleben sichern. Können wir uns gegen eine Bedrohung zusammenschließen, fühlen wir uns bereits sicherer. Und wenn ich jemanden helfen kann, fühle ich mich stärker.

Sachlich bleiben

Eine Krise entfaltet eine unmittelbare und willkürliche (also nicht dem Willen unterstellte) emotionale Dynamik: Weinen, Schreien, unkontrolliertes Lachen, Apathie. Die Gefühle sind ein nötiges Ventil, hier entlädt sich die Anspannung. Das darf sein - aber wir müssen diese Energie begrenzen, damit sie uns nicht hindert nachzudenken und uns sämtliche Kräfte raubt. Nach dem Gefühlsausbruch (den wir bei uns und anderen aushalten) kommt die Rückkehr zur Sachebene. Wir reflektieren: „Was ist passiert?“ „In welcher Lage befinde ich mich?“ Bei der Beantwortung dieser Fragen zählt jedes Detail. Vielleicht können wir jemanden erzählen, was wir erfahren haben oder was uns beschäftigt. Dabei bemühen wir uns, nicht zu übertreiben und wirklich bei der Wahrheit zu bleiben (so gut es geht). Wenn wir über die Krise sprechen, besteht die Gefahr, dass wir sie größer machen und dadurch dramatisieren. Bleiben wir am besten bei unserer eigenen Wahrnehmung, ohne weitergehende Vermutungen anzustellen oder in Spekulationen zu verfallen, warum alles so geschehen ist. Die Frage, wer Schuld an der Krise ist, spielt in diesem Augenblick keine Rolle. Unsere erste Schilderung entspricht am meisten der Wirklichkeit, was später dazukommt, sind Ausschmückungen und Interpretationen. Wer zuhört, enthält sich jedes verstärkenden Kommentars: „Das ist ja fruchtbar!“ - sondern hört nur zu, fragt nach, wo etwas nicht verständlich ist, hilft, dass die Sachebene nicht verlassen wird. So können wir uns gegenseitig unterstützen, die Ruhe nicht zu verlieren (oder sie wiederzufinden). Jetzt ist es wichtig, darauf zu achten, dass eine äußere Krise nicht zu einer inneren wird. Im Augenblick geht es um Sachlichkeit und nicht um Schuldvorwürfe oder impulsive Anklagen. Wenn wir unkontrolliert massiv reagieren, stehen wir in der Gefahr, ungerecht zu werden und Dinge zu sagen (oder zu tun), die wir später bedauern. Besser ist, eine innere Distanz zu dem einzunehmen, was geschehen ist. Dazu hilft uns die objektive Sicht neutraler Menschen - damit wir uns bewusst von dem abwenden, was uns verstört, und in eine andere Richtung schauen.

Handlungsfähig werden

Eine Krise entsteht aus dem nicht sachgerechten Umgang mit einem Problem und baut sich durch impulsives, panisches Verhalten auf. Sie ist meistens begleitet von Kontrollverlust. Wir wissen nicht, wie wir uns am besten verhalten sollen. Wir haben eine solche Situation noch nie erlebt. Die Kontrolle zu verlieren ist eine gravierende Erfahrung, man fühlt sich ohnmächtig und hilflos. Man hat das Heft des Handelns nicht mehr in der Hand, fühlt sich allein, bedürftig und ausgeliefert. Die Bedrohung scheint allgegenwärtig. Nach Schuldigen zu suchen, die Umstände verantwortlich zu machen oder sogar in Verschwörungstheorien zu verfallen erhöht das Gefühl von Ohnmacht: Man kann gar nichts tun, ist nur das Opfer anderer. Unsicherheit führt oft zu aggressivem Verhalten und einem „Tunnelblick“: man sieht nur noch die eigenen Bedürfnisse und schlägt ziellos um sich.

Die Handlungsfähigkeit wird wieder zurückgewonnen, indem man eine Entscheidung trifft: Ich bin Handelnder in der Krise, nicht Opfer - denn es ist meine Sache, wie ich sie bewerte! Indem man Verantwortung für sich übernimmt, wird man „selbstwirksam“, ist nicht mehr passiv von anderen oder den Umständen abhängig. Wer normalerweise gern das große Ganze sieht und den Überblick braucht, um alles im Griff zu haben, hat es nun schwerer als derjenige, der mehr die Details wahrnimmt und Schritt für Schritt plant. Während der Erste denkt, dass ihm „die Felle davonschwimmen“ und sich im Bemühen verliert, die Zusammenhänge krampfhaft festzuhalten, findet der Zweite leichter konkrete Maßnahmen und entdeckt Kleinigkeiten, die jetzt wichtig sind und aus dem Gefühl der Ohnmacht herausführen.

Auch wenn der Eindruck besteht, dass man tatsächlich nichts tun kann, ist zumindest die Entscheidung, die Hoffnung nicht zu verlieren, Gott zu vertrauen und zuversichtlich zu sein, möglich. Wer Gott vertraut, verhält sich nicht fatalistisch, sondern im höchsten Maß aktiv. Er wendet seinen Blick von den Unmöglichkeiten ab und rechnet mit Gottes Möglichkeiten. Das gibt ihm den Bewegungsspielraum, der ihm hilft, nicht wie ein Kaninchen vor der Schlange zu erstarren. Er ergibt sich nicht in ein unpersönliches Schicksal, sondern wirft seine Hoffnung auf Gott. Er klagt ihm sein Leid und findet bei ihm offene Ohren. Viele Psalmen sind Klagelieder, die schwerste Krisenerfahrungen vor Gott ausbreiten. Dort sind sie an der richtigen Stelle. Wer Gott sein Leid klagt, wird frei von der Anklage - anderen und sich selbst gegenüber. Man suche nach seinem eigenen Krisenpsalm und mache ihn zu seinem persönlichen und andauernden Gebet in der Krise. So werden aus Klagen konkrete Handlungsoptionen, tauchen Alternativen zum Bisherigen auf, findet jeder seine eigene Spur:

Psalm 3: Bei dem Herrn findet man Hilfe

Psalm 27: Er deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit

Psalm 31: Meine Zeit steht in deinen Händen

Psalm 40: Der Herr sorgt für mich

Psalm 46: Gott ist meine Zuversicht und Stärke

Psalm 68: Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch

Psalm 86: Weise mir, Herr, deinen Weg

Psalm 130: Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir

Psalm 138: Du gibst meiner Seele große Kraft

Psalm 145: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen

Gemeinschaft

Wer in der Krise ist, benötigt Hilfe - er kann darum bitten und sollte sich nicht scheuen, es zu tun. Wir brauchen einander - vor allem in kritischen Zeiten. Niemand sollte allein bleiben. Denn wir können uns gegenseitig in einer Beurteilung der Krise helfen, einen ausgewogenen, nüchternen Blick für die Lage zu bekommen. Sonst bleiben wir doch nur bei unserer eigenen, begrenzten Sichtweise und stehen in der Gefahr, dass wir uns um uns selbst drehen und isolieren. Gott will durch eine Krise unser Mitgefühl wecken und uns aus der Lethargie des Egoismus reißen. Wir sollen über uns hinauswachsen und uns nicht in uns selbst verschließen.

Gemeinsam bemühen wir uns um eine Bewertung: „Haben wir eine Krise oder nicht?“ Das ist kein leichter - aber ein sehr nötiger - Prozess: Wir versuchen, unserer Gefühle, Empfindungen und Eindrücke zu versprachlichen, in Worte zu bringen. Wir bemühen uns, uns verständlich auszudrücken, wir wollen uns auf eine gemeinsame Sichtweise verständigen. Das ist in einer Krise höchst anspruchsvoll! Manche Leitungsteams sind in der Coronapandemie daran gescheitert, weil sie sich nicht auf eine gemeinsame Beurteilung der Situation einigen konnten. Die Gefühle von Angst, Sorge oder Zweifel waren stärker als die Worte, die ein gemeinsames Handeln ermöglicht hätten. Wenn es nicht gelingt, in Worte zu fassen, was jetzt wichtig ist und uns hilft, gemeinsame Handlungsrichtlinien zu erarbeiten, bleiben wir in Floskeln stecken, erzeugen Blasen und reden immer wieder das Gleiche, weil uns Argumente fehlen. So können wir es bei Politikern in Krisenzeiten erleben.

Was zu Worten geworden ist, was wir als unsere Meinung oder Wahrnehmung mitgeteilt haben, ist natürlich nun ausgesprochen - und damit hinterfragbar geworden. Wir werden auf unsere Aussagen festgelegt und erleben, wie schnell sich Missverständnisse ergeben - denn in einer Krise werden die Worte auf die Goldwaage gelegt. Dabei stellen wir fest, dass jeder seine jeweils ganz eigene Wahrnehmung hat - und auch behält und verteidigt. Aber gerade in einer Krise ist die eigene Wahrnehmung höchst subjektiv - von der eigenen Sichtweise und den persönlichen Erfahrungen geprägt. Umso mehr müssen wir bereit sein, uns aufeinander einzulassen, und auch ganz andere Eindrücke und Einschätzungen akzeptieren. Es hilft alles nichts: Wir müssen uns um eine klare, eindeutige Sprache bemühen, uns, so gut es geht, verständlich machen. Keiner interpretiert den anderen, übergeht ihn oder tut die Meinung des anderen verächtlich ab. Wir müssen in der Krise zu einer gemeinsamen Bewertung der Situation kommen, erst dann sind wir wirklich handlungsfähig. Dazu müssen wir von uns selbst wegschauen und aufeinander hören. Wir müssen nicht in allem einer Meinung sein, aber wenn wir uns verstehen, ist der bedrohlichen Situation die Schärfe genommen.

Informationen sammeln

Wir tun gut daran, in einer Krise möglichst viele Informationen zu sammeln, damit wir uns selbst ein objektives Bild der Situation machen können. Wir sollten dabei auf der einen Seite genügend Flexibilität aufbringen, um neue Standpunkte einzunehmen, Ungewohntes zu denken und offen zu sein für ungewöhnliche, unkonventionelle Maßnahmen - auf der

anderen Seite sollten wir allerdings auch misstrauisch sein. Wir brauchen Mut, neue Schritte tun zu können, wir brauchen aber auch genauso Mut, um Lügen zu entlarven: In einer Krise kursieren viele Fakten, die sich bei näherem Hinschauen als Fakes erweisen. Wir sollten nicht alles glauben, was gesagt wird - vor allem, wenn mit Informationen Stimmung erzeugt wird. Für die Medien ist eine Krise Stoff für ihre eigenen Interpretationen, mit denen sich die Neugier der Bevölkerung wach halten lässt. Jede Krise birgt das Potenzial von Sensationen, die Informationen werden entsprechen ausgereizt, aufgeheizt - und damit verschärft sich die Krise. Nicht selten wird eine Krise durch die Medien erst zu einer solchen gemacht. Wir sollten die Informationen deshalb kritisch prüfen und uns allen Fakten gegenüber verschließen, die sich nicht belegen lassen. Überall, wo eine negative Stimmung erzeugt wird, sollten wir uns ausblenden und dort verweigern, wo wir manipuliert werden und uns aufgebauschte Meldungen deprimieren und deshalb unseren Mut, unsere Zuversicht und unsere Entschlossenheit lähmen. Besser ist, sich selbst ein Bild machen, mit glaubwürdigen Menschen direkt und persönlich reden - und vor allem immer wieder Gott fragen, was er meint. Wer an Gott glaubt, muss nicht alles glauben, was andere sagen. Gott stattet uns mit einem gesunden Menschenverstand aus. Den können wir einsetzen und prüfen, was wahr ist. Wir sind nicht den unberechenbaren Wogen der öffentlichen Meinung ausgeliefert.

Beten

Eine bedrohliche Situation öffnet sich, wenn wir uns an Gott wenden, auf ihn schauen, ihn fragen, zu ihm beten. Wir bekommen einen anderen Blick für die Situation und erfahren Weite. Wir entwickeln neue Ideen, sehen Lösungen, Wege und Möglichkeiten zur Veränderung.

In der Gegenwart Gottes können wir prüfen:

1. Kommt die Krise von Gott, ist sie eine Warnung Gottes?
2. Hat Gott die Krise lediglich zugelassen?
3. Ist die Krise menschengemacht?

Es ist wichtig, dass wir unterscheiden, um für uns zu verstehen, wie wir reagieren sollen:

Wenn mich Gott warnt, muss ich das ernst nehmen und ändern, was nicht in seinem Sinne ist.

Wenn die Krise nicht von Gott kommt, ist die Frage: Warum hat er sie zugelassen? Da Gott das Gute für mich will, lässt er eine Krise in meinem Leben nur zu, wenn es nötig ist, dass er mich auf meine Grenzen aufmerksam macht. Er lässt mich in die Irre gehen, damit ich sehe, dass ich in der falschen Richtung unterwegs bin. Ich soll etwas Wichtiges lernen.

Wenn die Krise von Menschen verursacht ist, zeigt das, dass wir Gott verlassen haben und wieder zu ihm zurückkehren sollten. Denn wir haben Gott aus dem Blick verloren und halten uns für unüberwindlich und allmächtig.

In vielen Krisen liegen alle drei Gründe gleichzeitig als Ursache vor. In der Coronapandemie war es beispielsweise die Warnung Gottes vor unserer Habsucht, dem immer Mehr, der Unersättlichkeit. Wir haben an den Folgen der unterschiedlichen Lockdowns erfahren, wie verletzlich wir sind. Im Verlauf der Pandemie sind unsere Allmachtsfantasien zerbrochen, wir waren zutiefst verunsichert und spürten unsere Hilflosigkeit. Das wäre ein Grund zur Umkehr

gewesen, aber wir haben uns nicht an Gott gewandt, sondern Hilfe von Menschen und Impfstoffen erwartet.

Es ist das Beste, was wir tun können, in der Krise Gott um Vergebung für unser Versagen zu bitten. Wir bereinigen unsere Gedanken und Beziehungen und befreien uns vom Virus der Schuld, die uns krank macht und lähmt. Wir geben ihm aufs Neue unser Leben und die Umstände unseres Lebens in seine Hand. Wir räumen ihm den Platz in der Mitte der Gesellschaft ein und entmachten alle anderen Götter. Wir kommen zu ihm als unserem Helfer und Herrn.

Es bekümmert mich sehr, dass in der Coronapandemie nicht ein deutlicher Ruf zum Gebet durch die Gemeinden ging, damit sich die Christen zusammenfinden, um Gott zu bestürmen und um sein Eingreifen zu flehen - und zwar nicht nur zeitweilig und sporadisch, sondern anhaltend. Das Gebet der Christen in jeglicher Bedrohung hat eine starke Verheißung. Es ist unser Vorrecht (und unsere Pflicht) vor allen anderen Krisenmaßnahmen, unsere Hände zu Gott zu erheben - für uns selbst und alle Menschen. Gott erhört uns und greift ein, das hat er versprochen (siehe: 1. Könige 8, 41-43). Es ist betrüblich, dass die Coronapandemie nicht in starkem Maß die Christen ins Gebet getrieben hat. Dabei war es Gottes Absicht, dass wir zu ihm kommen, uns um ihn versammeln, auf ihn schauen - und neu und gesund werden. Wir haben diese Chance versäumt - die Folge war: Ermüdung, Erschlaffung, Resignation, Ungeduld, Verzweiflung.

Gott ist zu uns gekommen - wir haben ihn nicht wahrgenommen.

Er wollte ernsthaft mit uns reden - wir wollten nicht hören.

Er wollte uns warnen - wir haben seine Warnung in den Wind geschlagen.

Er hat uns uns selbst überlassen - wir haben getan, was uns passte.

Er hat uns mit unseren Grenzen konfrontiert - wir haben gelacht.

Er wollte uns helfen - wir haben Hilfe bei Menschen gesucht.

Er wollte zu uns kommen - doch wir haben uns angstvoll abgeschottet.

Der sichere Ort

Wohin gehen wir in einer Krise? Zu Jesus. Wo finden wir ihn? In unserem Herzen.

Es ist also gut, wenn wir innehalten und in uns gehen. Dort bei Jesus sind wir sicher und geborgen.

Jesus kommt von Gott in unsere Welt, um in unseren Krisen ganz nahe bei uns zu sein.

wir verstehen das anhand einer Geschichte, die Jesus mit seinen Freunden erlebt hat:

Sie fuhren zusammen in einem Boot über den See Genesareth. Da kam ein Sturm auf und das Schiff geriet in die Krise (Markus 4, 35-41). Während die Jünger alles taten, um ihr Überleben zu sichern, schlief Jesus im Boot. Wie konnte das sein? War das eine Prüfung ihres Glaubens? Sollten sie eine wichtige Erfahrung machen? Warum waren sie überhaupt in diese Situation geraten: Hätten sie als erfahrene Fischer nicht längst erkennen können, dass ein Sturm aufzog, um sich entsprechend zu schützen? Waren sie zu vertrauensselig, weil Jesus bei ihnen war? Aber dann hätten sie doch auch dem Sturm mit Gelassenheit begegnen können.

Wenn sie nur für einen Augenblick in Ruhe nachgedacht hätten, wäre ihnen klar geworden, dass ihnen nichts geschehen könnte, solange Jesus bei ihnen war. Stattdessen taten sie alles Mögliche, um ihre Haut zu retten, letztlich vergeblich. Erst sehr spät kam ihnen die Idee, Jesus zu wecken: „Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?“ Was für ein Vorwurf mitten im Toben der Elemente! Jesus erhob sich ruhig und bedrohte den Wind. Der Wind legte sich augenblicklich und eine große Stille breitete sich aus. Die Jünger waren wie vor den Kopf geschlagen. Jesus fragte sie: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“

Wer keinen Glauben hat, fürchtet sich und ist verzweifelt bemüht, sein Leben zu retten. Unser Leben ist wie dieses Boot auf dem See Genesareth. Jesus ist mit im Boot, aber er schläft, wir müssen uns ihm zuwenden und ihn um Hilfe bitten. Wir müssen jetzt dringend unseren Glauben an ihn aktivieren. Tun wir das nicht, sind wir mit vielem beschäftigt, was uns letztlich nicht helfen kann: Wir betteln bei Menschen um Hilfe, versuchen uns zu beruhigen, bemühen uns um Sicherheit und tun alles, um uns über Wasser zu halten. Wir setzen unsere ganze Kraft ein, damit unsere Krisenintervention gelingt. Dabei wäre es so einfach: Sich Jesus zuwenden, der ganz nahe bei uns ist. Alles, was wir tun müssen, ist, ihm zu vertrauen: Denn was kann uns passieren, wenn Jesus in unserem Lebensboot mit uns durch die Krise steuert? Nichts! Wir müssen uns nicht fürchten, wir können glauben. Es ist ihm nicht gleichgültig, ob wir umkommen oder nicht. Wir schreien zu ihm und erfahren Ruhe - mitten im Sturm. Wenn Jesus in unserem Herzen ist, sind wir sicher.

Mut zur Krise

Geduld

Manche Krisen müssen wir aushalten, wir können nichts tun, der Gestaltungsspielraum ist eingeschränkt oder gleich null. Wir müssen abwarten, bis sich der Sturm verzieht. In dieser Zeit lassen wir uns bei Jesus nieder und schauen auf Gott. Dann wird die Krisenzeit zu einer wertvollen und wichtigen Zeit, von der wir später sagen können: Es war eine intensive Phase in meinem Leben, ich habe viel über mich erkannt und mein Leben wurde durch die Erfahrung der Schwierigkeiten tiefer. Eine Krise ist nicht der Störfall des Lebens - sie *ist* das Leben. Würden wir nach dem Motto leben: „Mach es wie die Sonnenuhr, zähl die guten Stunden nur“, wäre unser Leben um wesentliche Teile reduziert, es gibt keine „Nichtzeit“. Gerade schwere Monate sind wertvolle und wichtige Zeiten, sie gehören unbedingt zu unserem Leben dazu.

In Krisenzeiten wird deutlich, was wirklich wichtig ist, wir kommen bei uns an und finden den Urgrund unseres Lebens. Es zeigt sich, was Bestand hat und was wegfallen kann. Wir werden reduziert auf das Eigentliche in unserem Leben - ein wichtiger Vorgang, der unser Motive klärt, uns reinigt und befreit von allem, was wir loslassen können (Hebräer 12, 27). Wie wichtig diese Zeit war, erschließt sich oft erst nach einer Krise, wenn wir erleichtert weitergehen, weil wir Altes hinter uns lassen können. Das sollten wir allerdings auch tun: Wir machen nach der Krise nicht mit dem gleichen Verhalten weiter, das uns vorher bestimmte - und in die Schwierigkeiten geführt hat, sondern haben den Mut zu gravierenden

Einschnitten. Wir treffen unangenehme Entscheidungen. Denn nach der Krise soll es besser sein als vor ihr. Wir würden sonst wieder in altes Fahrwasser geraten und hätten nichts gelernt.

Die Krise fordert zum Umdenken heraus. Wir prüfen: Was soll ich begreifen? Wir machen uns klar, warum wir in diese Lage kamen, und sind bereit, Konsequenzen zu ziehen: Was will ich ändern? Was ist nun vorbei? Gelingt uns das in guter, aber schonungslosen Weise, dann hat die Krise einen Sinn gehabt.

Bis wir an den Punkt kommen, wo wir dies erkennen können, brauchen wir Geduld. Krisen dauern, wir können sie nicht abkürzen. Geduld ist bereits ein wichtiger Lerneffekt: Bedrängnis bringt Geduld, Geduld Bewährung, Bewährung weckt Hoffnung, Hoffnung macht uns fest, denn wir wissen, dass die Liebe Gott in uns ist (Römer 5, 3-5).

Geduld geht so: Wir legen unsere eigenen Vorstellungen ab, befreien uns von aller Aktivität und schauen auf Gott. Wir begeben uns ganz in seine Nähe und bleiben bei ihm. Wir halten sein Schweigen aus. Wir verharren im Fragemodus, bis wir Antworten bekommen. Wir schauen auf ihn und lassen nicht ab, bis wir verstehen.

Wir sorgen für eine ausgewogene Struktur unserer Zeit: Regelmäßigkeit, gleichmäßige Abläufe, ausgewogener Wechsel zwischen Ruhe und Aktivität. Wir achten auf genügend Schlaf, Bewegung und gesunde Ernährung. Wir kümmern uns um uns, ohne dabei zu übertreiben. Wir bleiben in unserem Maß und unserem eigenen Tempo.

Wir schlagen die Zeit nicht mit Unnötigem tot, lassen uns nicht ablenken. Übermäßiger Fernsehkonsum oder ständige Computerspiele vergrößern nur die Leere in uns, wir kommen zwar kurzzeitig auf andere Gedanken, aber danach ist es schlimmer als vorher. Nein, wir halten aus, dass wir nichts in der Hand haben und abwarten müssen.

Wir ertragen unsere Bedürftigkeit und Leere und erwarten alles von Gott. Wir bekennen: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil“ (Psalm 73, 23-26). Eine Krise geduldig auszuhalten, ohne zu verzagen, ist oft mehr wert als viele Lösungsversuche, die letztlich nichts bringen, weil sie zu früh sind oder nur verzweifelte Bemühungen darstellen, weil man seine eigene Schwachheit nicht ertragen kann.

Neue Wege suchen

Die Zeit heilt zwar keine Wunden, aber sie vergeht. Es ist ein Geschenk Gottes, dass die Zeit vergänglich ist - vor allem eine krisenhafte Zeit. Nur Gott bleibt. In der Gegenwart Gottes erleben wir Ewigkeit, kommen wir auf neue Gedanken, Unvergängliches bricht in uns auf. Wenn wir Gottes Geduld mit uns erfahren, können wir auch selbst geduldig sein. Wir lernen Frustrationstoleranz (ein anderes Wort für Geduld), denn wir werden belastbarer, nehmen nicht mehr alles so grundsätzlich, fühlen uns nicht mehr sofort bedroht, angegriffen und abgelehnt. Wir können vieles einfach stehen lassen, weil es nicht mehr so wichtig ist. Wir müssen uns nicht mehr krampfhaft selbst rechtfertigen und verteidigen, weil wir Gelassenheit gewinnen. Wir haben uns losgelassen, um frei zu sein für das, was neu werden

soll. Wir halten aus, dass andere Menschen anderer Meinung sind. Wir hören auf zu vergleichen und zu bewerten. Unser Bewertungsmaßstab hat sich durch die Krise verändert: Wer Schlimmes durchlitten hat, muss nicht mehr jede unwichtige Kleinigkeit ernst nehmen. Die Erfahrung von Tiefe macht dankbar für alles Gute. Der Blick wurde geschärft, auch unauffällige Details wahrzunehmen, die nun an Gewicht gewinnen: das schüchterne Lob, der freundliche Satz, der Sonnenstrahl durchs Fenster, die Zuwendung eines Menschen, seine aufmunternden Worte. Wer sich an Kleinem freuen kann, wird zufrieden - die beste Grundlage, um schwierige Zeiten durchstehen zu können. Denn Zufriedenheit lenkt den Blick auf das, was da ist, die Gedanken kreisen nicht ständig um das, was fehlt, um den Mangel. So strahlen oft Menschen, die eine Krise bestanden haben, eine tiefe Zufriedenheit aus. Sie wurden stark, weil sie gewonnen haben: Sie haben über sich selbst gesiegt und innere Freiheit gewonnen.

Es gibt ein Leben in der Krise, trotz aller widrigen Umstände. Wir müssen es entdecken. Eine Krise zeigt uns, dass es nicht auf unsere Leistung ankommt und große Erfolge das Wichtigste sind, sondern dass viele kleine Schritte - geduldig und beharrlich gegangen - eine größere Bedeutung haben. Auch wenn jeder Schritt viel Kraft kostet, wurde er doch bewusst getan - und bringt uns deshalb näher zum Ziel. Es kommt nicht auf das Tempo an und auch nicht auf rasche Erfolge, sondern auf einen langen Atem.

Beharrlichkeit, dranbleiben, nicht aufgeben - das ist wichtig in einer Krise. Wo es nicht mehr weitergeht, neue, andere Wege suchen - notfalls Trampelpfade neben den gewohnten breiten Wegen vorbei entdecken. Nach dem anderen suchen, immer wieder neu und anders suchen, herausfinden, wie es *doch* gelingen kann. Kreativ neue Möglichkeiten finden, die Krise zu bewältigen, fest zu bleiben, alle inneren Kräfte aktivieren, um zu überwinden. Nach Hilfe fragen, Menschen bitten, dass sie mitgehen. Im konstruktiven, aufbauenden Gespräch mit anderen sein, immer auf der Suche nach Möglichkeiten einer sinnvollen Krisenbewältigung. Auf den Jammer verzichten, um die Kraft nicht zu vergeuden, die nötig ist, um immer wieder neu anzusetzen. Auch in scheinbar aussichtslosen Situationen nicht nachlassen, seine Chancen zu entdecken. Alles für möglich halten und den Mut nicht verlieren. Immer wieder die Impulse aktivieren, die Gott in uns hineinlegt. Ihm alles zutrauen. Dem Guten nachspüren, das, was Hoffnung macht und neue Lebenskräfte weckt. Dort weitergehen.

Auf diese Weise ist jede Krise ein Training in Resilienz - und wer resilient ist, hat die besten Voraussetzungen, um in einer Krise zu bestehen.

Im Heute leben

Es geht weiter! Nach dem Winter kommt der Frühling, nach der Dunkelheit der neue Tag, nach dem Sterben die Auferstehung. Wer sich in der Krise befindet, geht auf Ostern zu, das Blatt wendet sich. Wir können den Blick nach vorn richten: Was kommt? Die Hoffnung bleibt lebendig, wenn wir das Ende der Krise nicht aus dem Blick verlieren: Es gibt ein Ende! Neuer Mut wächst, wenn wir die gegenwärtige Zeit vom Ende her bedenken. Wir malen uns aus, was sein wird, wenn wir das Größte hinter uns haben. Wir machen uns klar: Wir sind momentan in einer Krise - irgendwann wird sie vorbei sein: Was ist dann? Die gegenwärtige Phase ist nicht das ganze Leben, es gibt mehr. Wir machen keine großen Pläne für die Zeit

danach, wir könnten dabei in unrealistische Utopien oder Fantasien geraten und den Boden unter den Füßen verlieren. Wir brauchen einen festen Halt, deshalb leben wir im Jetzt. Wir notieren uns, was wir heute tun wollen, solange wir in der Krise sind, überlegen uns Maßnahmen, die uns bei Laune halten und uns helfen durchzuhalten: Schönes tun, sich Zeit nehmen, Musik hören oder machen, lesen, schreiben, spazieren gehen, sich mit Positivem beschäftigen, freundliche Kontakte gestalten. Das ist jetzt wichtig. Was später sein wird, lassen wir offen - wir sind bereit für alles, was sich ereignen wird. Aber der Augenblick wird kommen, wo wir feststellen können, dass die Krise überstanden ist. Darauf leben wir zu.

Wer auf Gott vertraut, kann im Heute leben ohne Angst vor morgen - aber mit einer riesengroßen Hoffnung und Zuversicht auf das Übermorgen. Das Morgen ist noch geprägt von der Krise, aber das Übermorgen zeigt bereits den Schein eines neuen Tages. Und heute ist der beste Zeitpunkt, um neu anzufangen.

Altes verlassen

Um offen zu sein für Neues, müssen wir das Alte verlassen. Das ist wie ein Schritt ins Nichts - denn das Neue ist noch nicht greifbar. Wir verlassen das Bisherige und damit auch unsere Sicherheit, wir tauschen Gewohntes gegen ein Chaos des Nichts. Das ist ein entscheidender Schritt. Wir sollten ihn bewusst und mutig tun.

Er ist vergleichbar mit dem Schritt, den Petrus riskierte, als er zusammen mit seinen Freunden in einen Sturm geriet. Sie befanden sich in einem Boot auf dem See Genezareth (wieder einmal). Die Lage war mehr als kritisch, sie waren in eine heftige Krise geraten (Matthäus 14, 22-33). Stellen wir uns die Situation vor:

Die Jünger waren müde von einem langen Tag, der mit einer gewaltigen Volksspeisung geendet hatte. Vielleicht waren sie auch noch erfüllt oder erstaunt von dem, was sie erlebt hatten. Jesus war nicht bei ihnen im Boot, sie waren auf sich gestellt. Da kam ein Sturm auf, der Wind stand ihnen entgegen, Wellen bäumten sich übermächtig auf. Es begann ein verzweifelter Kampf ums Überleben. Als die Kräfte nachlassen wollten und sich Resignation in der Zeit der Hundswache breit machte, in der jede Krise am schlimmsten ist, kam Jesus zu ihnen. Er ging auf dem Wasser, wollte an ihnen vorbei - vielleicht um ihre Hoffnung zu wecken, um zu zeigen, dass sie nicht allein waren. Aber das Entsetzen war groß, sie hielten ihn für ein Gespenst. Warum ging Jesus so mit seinen Freunden um? Hätte er es ihnen nicht leichter machen können? Musste er sie auch noch so erschrecken? Doch, manchmal ist ein tiefes Erschrecken notwendig, um uns aus unserem Kreisen um uns selbst aufzuschrecken. Der Moment des Schreckens könnte eine Wende in der Krise auslösen, denn er konfrontiert mit der Realität. Erst wenn wir wahrnehmen, wie erschreckend unsere Lage ist, können wir alle Kräfte zur Überwindung mobilisieren. Jesu Absicht ist nicht, eine Krise zu verschärfen oder zu lösen - er schafft die Möglichkeiten zur eigenständigen Krisenbewältigung. Bei Petrus wurde der Wunsch geweckt, trotz aller widrigen Umstände zu Jesus zu kommen. Er wollte, dass Jesus ihn zu sich rief. Er tat es. Jesus ruft uns in einer Krise zu sich - egal, wie die Umstände sind. Nun war Petrus herausgefordert, das Boot zu verlassen, den scheinbar sicheren Hort, das, was ihm bisher Halt gab. Er musste sich ungewissen Elementen

anvertrauen. Er hatte dadurch nichts mehr in der Hand, nichts mehr im Griff. Er war ausgeliefert, ohne festen Boden unter den Füßen. Petrus hatte Mut, er kletterte über die Reling. Tatsächlich, das Wasser trug ihn, er kam nicht um. Eine unglaubliche Erfahrung! Als er sich aber bewusst wurde, in welcher kritischer Lage er sich befand, wurde ihm ihre Aussichtslosigkeit erschreckend deutlich. Er zweifelte, verzagte, bekam abgrundtiefe Angst - und begann unterzugehen. Verzweifelt schrie er zu Jesus, der streckte seine Hand aus und hielt ihn fest. Petrus war wieder sicher.

Genauso geht es uns, wenn wir Vertrautes verlassen. Wir sind ganz darauf angewiesen, dass Jesus uns ruft und absichert. Wir schauen auf ihn und nicht auf die bedrohlichen Umstände. Er hat einen Weg für uns auch auf unsicherem Terrain. Deshalb können wir aus dem Boot unserer Gewohnheiten und Traditionen aussteigen und Neues wagen. Wenn wir in einer Krise unverwandt auf Jesus schauen und uns nicht beirren lassen von allem, was uns zweifeln lässt, dann sind wir krisensicher und kommen an: dort, wo wir geborgen sind. Wir können dann erleichtert feststellen: „Es umfingen mich des Todes Bande, und die Fluten des Verderbens erschreckten mich. Des Todesreichs Bande umfingen mich und des Todes Stricke überwältigten mich. Als mir angst war, rief ich den Herrn an und schrie zu meinem Gott. Da erhörte er meine Stimme von seinem Tempel und mein Schreien kam vor ihn zu seinen Ohren“ (Psalm 18, 5-7). Und: „Er führte mich hinaus ins Weite, er riss mich heraus; denn er hatte Lust zu mir“ (Psalm 18, 20).

Die verweigerte Krise

Wir können allerdings auch so tun, als wäre alles in Ordnung, als gäbe es keine Krise, als wäre die Bootsfahrt im Sturm nur ein Sonntagsausflug. Die Krise zu verdrängen oder zu beschönigen ist eine häufige Reaktion, dann muss man sich den Umständen nicht stellen und keine Veränderungen in Angriff nehmen. Manche Menschen bringen es zu einer wahren Meisterschaft, die Wirklichkeit auszublenden. Aber sie tun sich damit nichts Gutes, sie schaden sich nur.

Eine Krise, die wir nicht wahrhaben wollen, ist nicht einfach beseitigt, indem wir die Augen verschließen. Sie ist nach wie vor virulent und wartet nur auf den richtigen Zeitpunkt für einen Ausbruch. Der geschieht dann meistens in sehr massiver Weise. Es kostet immer mehr Kraftanstrengung, „den Ball unter der Wasseroberfläche zu halten“. Eine latente, unterschwellige Krise zeigt sich in einem Gefühl von ständiger Bedrohung, das mit großem Aufwand unterdrückt werden muss. Das Leben ist anstrengend, die Bemühungen, das Schlimmste zu verhindern, wachsen, es wird viel aufgewendet, um von der Bedrohung abzulenken. Doch eigenartig: je mehr Kraft für die Verdrängung eingesetzt wird, desto stärker wird der Druck, die Spannung vergrößert sich - bis zum Zerreißen. Wenn man nicht erkennen will, dass „etwas“ nicht stimmt, dem man sich stellen sollte, wird man müde, Unlust und Ungeduld nehmen zu, Krankheitssymptome häufen sich. Man fühlt sich in der Defensive oder wählt ganz bewusst den Rückzug. Vermehrt treten Missverständnisse auf, kommt es zu Streit - und alles führt nur dazu, noch intensiver die Augen zu verschließen. Viele überdrehten Maßnahmen haben nur den Zweck, sich zu beruhigen: „Es ist doch alles in Ordnung!“

Ich denke: Wir leben heute in einer Zeit vieler verdrängter, aber latent vorhandener Krisen. Das ist wie der Tanz auf dem Vulkan. Er könnte jederzeit ausbrechen. Man lebt nach dem Motto: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (Jesaja 22, 13). Aber das ist nicht das Leben, es ist lediglich ein Surrogat. Und vor allem: Die Lage wird immer schwieriger, die Krise rückt unaufhaltsam näher, die Bedrohung wächst trotz aller Ablenkung und Verleugnung. Die Anspannung nimmt zu, ein Gefühl von Unberechenbarkeit und Unsicherheit greift um sich.

Ein gutes Beispiel für eine verdrängte, nicht wahrgenommene Krise ist der Untergang der Titanic in der Nacht vom 14. auf 15. April 1912:

Das Beispiel der Titanic

Dieses bis dahin „größte Schiff aller Zeiten“ galt als unsinkbar. Es gab demzufolge keinerlei Bewusstsein für eine kritische Situation. Hätte jemand geurkt, die Jungfernfahrt könnte schiefgehen, wäre er als übler Miesmacher in die Ecke gestellt worden. Und doch war es so. Eine Kleinigkeit setzte einen Prozess in Gang, in dessen Verlauf die Fragwürdigkeit des ganzen Systems zutage trat, der im katastrophalen Untergang endete und letztlich über 1.500 Menschen das Leben kostete. Der Zusammenstoß mit einem Eisberg brachte die Lawine ins Rollen und der stolze Traum brach wie ein Kartenhaus zusammen.

Es wurden Warnungen überhört, man war sich ja so sicher und hatte nichts zu befürchten. Im Schiff war es gemütlich und warm, die eisige Kälte des Nordmeeres war drinnen nicht zu spüren. Das System hatte sich eine eigene Innenwelt geschaffen, die mit der Unwirtlichkeit außerhalb nichts zu tun hatte. Nur einige Wachgänger hielten es draußen aus und starrten in die Nacht. Der Funker empfing diverse Warnmeldungen, Hinweise auf die treibende Gefahr – aber niemand von den Verantwortlichen nahm das sonderlich ernst. Prestige und Geld standen auf dem Spiel. Schon immer war die Gier nach Ruhm und Erfolg die treibende Kraft für Verharmlosungen drohender Schwierigkeiten - und damit für den Untergang.

Während drinnen die Kapelle spielte und die Menschen tanzten, während sich im Unterdeck die Underdogs zusammenrauft, kollidierte die Titanic mit einem Eisberg. Man hatte zwar in letzter Sekunde die drohende Gefahr erkannt, aber das gewaltige Schiff war zu schwerfällig, um jetzt noch stoppen oder ausweichen zu können.

Nun wäre das Eingeständnis fällig gewesen: Wir stecken in einer schweren Krise! Aber die Leitung zögerte. Man war auf diesen Ernstfall nicht vorbereitet, wollte keine Panik erzeugen und hielt an der Überzeugung fest, dass letztendlich doch nichts passieren könne. Die Hilferufe kamen zögernd und wurden deshalb nicht ernst genommen. Der Kapitän war als Krisenmanager überfordert. Auch seine Mannschaft war auf eine solche Situation nicht vorbereitet, warum hätte man eine Evakuierung probieren sollen, wenn es doch kein Risiko gab? Außerdem war viel zu wenig Platz in den Rettungsbooten, höchstens ausreichend für die betuchten Passagiere des Oberdecks. Aber die anderen waren zum Untergang verurteilt.

Entsprechend begann nun der Kampf ums Überleben. Jeder kämpfte verständlicherweise darum, seine eigene Haut zu retten. Da es keine Ordnung mehr gab, brach Chaos aus, das von niemanden mehr zu steuern war. Die Mannschaft brachte sich als Erste in Sicherheit, ihre Identifikation mit ihrer Aufgabe, mit dem Schiff und dem Ziel der Reise war gleich null,

sie waren ja nur angeheuert, sie bildeten kein eingeschworenes Team. Einzelne Passagiere versuchten die Krise auf ihre eigene Art zu lösen, seilten sich ab, mit tödlichem Ausgang, andere sprangen verzweifelt ins eiskalte Wasser und ertranken.

Die Kommunikation von der Kommandobrücke war nicht eindeutig, sodass keiner ermessen konnte, wie ernst die Situation wirklich war. Die einen gaben die Parole aus: alles halb so schlimm, um die Fahrgäste – und vielleicht auch sich selbst – zu beruhigen. Andere drängten auf eine rasche Lösung und verbreiteten Katastrophenstimmung bis zur völligen Panik.

Der prophetische Auftrag

Die Warnlampen blinken wie verrückt, die Warnsirenen schrillen. Aber wir verschließen die Augen und verstopfen die Ohren. Das geht nicht unendlich lange, irgendwann bricht die Krise aus. Besser wäre es, wir würden die Warnungen ernst nehmen.

Es ist die Aufgabe der Propheten, auf das hinzuweisen, was verdrängt wird. Sie machen offenbar, was im Verborgenen lauert. Sie sagen nicht, was in Zukunft geschieht. Aber weil sie in der Gegenwart sehen, was andere nicht sehen (wollen), können sie Schlüsse ziehen. Sie ahnen, was passieren wird, wenn man jetzt die Warnungen überhört. Damit das nicht geschieht, geben sie keine Ruhe und machen sich dadurch unbeliebt. Man will nicht hören, was sie sagen, weil das Konsequenzen nach sich zöge: Man müsste umdenken und umkehren.

Leider ist die prophetische Mahnung vielerorts verstummt - auch in weiten Bereichen der Christenheit. Sind die Warner müde geworden, hat man sie mundtot gemacht? Ist die schrille, verharmlosende Gegenbotschaft der sozialen Medien einfach zu laut? Will man nur die sich überschlagenden Meldungen von Wachstum und sensationellen Erfolgen hören? Dabei gäbe es genügend Bereiche, die uns aufmerken lassen könnten:

Die Klimaverschlechterung ist eine erwiesene Tatsache, Unwetter und Stürme nehmen zu. Pandemien grassieren in Windeseile weltweit. Das Coronavirus hat gezeigt, wie schnell unsere Gesellschaft lahmgelegt werden kann.

Die Flüchtlingsströme wachsen, Menschen, die nichts zu verlieren haben, sind auf der Suche nach einer neuen Heimat. Sie werden angetrieben von Hunger und Gewalt.

Die Schere zwischen Arm und Reich geht immer weiter auf, wenige Menschen haben sehr viel, sehr viele so gut wie gar nichts.

Soziale Unruhen zeichnen sich ab, die Gesellschaften zerfallen immer stärker in viele kleine, sich abgrenzende Gruppen, die nur noch sich selber sehen.

Regierungen haben es schwer, Demokratien werden handlungsunfähig, Nationalismus baut Mauern auf, Macht wird käuflich.

Die Märkte sind weltweit voneinander abhängig, die Gefahr besteht, dass zufällige Ereignisse oder willkürliche Algorithmen plötzlich und unberechenbar alles außer Kontrolle bringen.

Unsicherheit nimmt zu, die Angst wächst. Die Folge ist, dass die einen nach sicheren Zonen suchen, sich in ihrem Kokon einigeln, und die anderen mobil machen, um noch ein Stückchen vom kleiner werdenden Kuchen zu bekommen. Die Welt scheint außer Rand und Band zu geraten. Und wir? Nehmen wir das wahr? Reagieren wir? Nach meinem Eindruck tun wir so, als wären wir auf einem unsinkbaren Schiff unterwegs, als könnte uns nichts

passieren und klammern alles Bedrohliche aus oder handeln nach dem Motto „Rette sich wer kann“ und sorgen egoistisch nur für unser eigenes Überleben.

Was kommt auf uns zu?

Wenn die Propheten verstummen, werden die Steine schreien (Lukas 19, 40). Die Steine, das sind die Umstände, die uns damit konfrontieren, dass es ein Zuspät gibt. Nehmen wir wenigstens dann diese Hinweise wahr? Ich fürchte nicht. So zeigt es der Verlauf der Geschichte:

Der Sieg über Frankreich 1870 und der Gründung des Deutschen Reiches führte zu einem Überschwang der Gefühle, man fühlte sich als unbezwingbare, stolze Nation. Der Militarismus blühte. Deutschland wollte zur Weltmacht werden, den Höhepunkt der Expansion bildete die Hunnenrede Kaiser Wilhelm II. im Jahr 1900 in der Krise mit China. Der deutsche Übermut erhielt einen Dämpfer durch die Marokkokrise 1904-1906. Man schlug die Warnung in den Wind, der Erste Weltkrieg war die Folge (1914-1918) - die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Daraus zog man keine Lehren. Die Warnlampen blinkten erneut in den schweren Jahren der Inflation bis 1923. Aber auch jetzt wollten die Menschen nicht hören: In den „Goldenen“ 1920-Jahren drehte man noch einmal auf und erstickte die zunehmende Besorgnis in Dekadenz. Die Weltwirtschaftskrise folgte nach dem Börsenkrach in Amerika am 24.10.1929. Aber auch jetzt wurden die Warnungen nicht ernst genommen. Der Zweite Weltkrieg folgte, noch furchtbarer als der Erste. Danach gab es eine kurze Zäsur der Selbstbesinnung, dann begann das Wirtschaftswunder: Das Wirtschaftswachstum und der einsetzende Wohlstand erstickten die Ansätze zu einer grundsätzlichen Erneuerung. Der Zusammenbruch des Kommunismus nach 1989 wäre ebenfalls eine Gelegenheit zum Innehalten gewesen mit der Erkenntnis, in welcher kurzer Zeit fest gefügte Staatengebilde zerfallen können. Die Welt zeigte insgesamt ihre Zerbrechlichkeit und ihr wahres Gesicht. Wollten wir das sehen? 2008 gab die Finanz- und Wirtschaftskrise einen neuen Anlass zur Umkehr und zum vertieften Nachdenken. Aber nach einem kurzen Entsetzen war alles wie vorher - sogar noch perfider, ausgebuffter, raffinierter. Zuletzt wurden wir 2020/21 mit einem winzigen Virus konfrontiert - ein weiterer Anlass, um endlich aufzuwachen ...

Was muss noch geschehen?

Wenn wir nicht bereit sind, die Warnungen ernst zu nehmen, wird es noch schlimmer kommen, die Eskalation besorgniserregender Ereignisse wird zunehmen. Sind wir irgendwann endlich bereit, die Konsequenzen zu ziehen? Oder muss zuerst alles zusammenbrechen?

Wir müssen uns nur vorstellen, dass alle gegenwärtig möglichen Bedrohungen gleichzeitig stattfinden: Eine Wirtschaftskrise sorgt für hohe Arbeitslosigkeit, der Staat hat sich durch vorhergehende Krisen so sehr verschuldet, dass er nun nichts mehr ausgleichen kann. Globale Konflikte behindern den Warenfluss. Es gibt zwar keine offenen Kriege mehr, dafür viele unübersichtliche kriegerische Handlungen und Terroranschläge. Flüchtlinge ohne Zukunft setzen sich in gewaltigen Gruppen in Bewegung, Armut, Hunger droht. Das Klima kippt, die Unwetter reißen nicht ab, kein unbeschwerter Sommertag gibt Erholung.

Kriminelle Banden streifen durchs Land, die Polizei wird ihrer nicht mehr Herr, denn jeder kämpft ums eigene Überleben. Die Kommunikation bricht zusammen, niemand weiß mehr, welche Information stimmt und welche nicht. Schlimme Nachrichten verbreiten sich wie ein Lauffeuer, plötzliche, höchst ansteckende Krankheiten breiten sich ungehindert aus. Die Stimmung unter den Menschen rutscht in den Keller, das Miteinander zerreißt, der Egoismus feiert Triumpfe, die Liebe wird kalt, eiskalt. So kommt zu all dem Schlimmen noch, dass sich ein abgrundtiefer Schrecken unter den Menschen ausbreitet, eine bodenlose Angst - so als wären die vielen Horrorfilme unserer Zeit gleichzeitig Gegenwart geworden.

Was tun wir Christen angesichts dieser Szenarien? Wir können uns ausmalen, was *wahrscheinlich* auf uns zu kommt. Das kann uns wirklich in Angst und Schrecken versetzen. Aber das alles sind nur Gedankenspiele, die uns aufwecken wollen - damit sie nicht Realität werden. Dabei wissen wir, was *ganz sicher* auf uns zukommt: Gottes Reich. Jesus kommt. Das versetzt uns in Freude und gibt uns - trotz allem - Ruhe und Sicherheit. Wir lassen den Kopf nicht hängen und uns in die Flucht schlagen, wir erheben unser Haupt und schauen auf zu Jesus (Lukas 21, 28). Gegen den Schrecken setzen wir die Liebe Gottes und seine Freundlichkeit und begegnen einer kälter werdenden Welt mit Herzlichkeit. Die Gemeinden der Christen werden zu Orten des Lebens. Sie werden zwar nie krisenfreie Zonen sein - aber jede Krise, die sie erleben und durchleben, führt nur noch mehr dazu, sich enger mit Gott zu verbinden. Die Christen kommen zu ihrem Herrn, um alles von ihm zu erwarten. Sie betrachten die Welt mit Jesu Augen, deshalb erliegen sie nicht dem Schrecken der Welt. So sind die Christen Hoffnungsträger für eine bessere Welt: Es geht auch anders. In der von Jesus überwundenen Welt muss niemand Angst haben (Johannes 16, 33).

Lieben

Das Entscheidende ist die Liebe - je größer die Krise desto umfassender und tiefer die Liebe. Sie setzt den Kontrapunkt zu allem, was in einer Krise geschieht. Sie überwindet die Krise zwar nicht, aber sie hilft, die Krise auszuhalten - ohne dabei kaputtzugehen. Die beste Vorbereitung zur Bewältigung einer Krise ist, dass wir lernen zu lieben - grenzenlos zu lieben. Mit all unseren Möglichkeiten und ohne Maß. Denn die Liebe, die wir weitergeben, ist unerschöpflich, sie kommt von Gott. Wenn wir lieben, sind wir mit der Quelle der Liebe Gottes verbunden. Sie hört nicht auf, im Gegenteil: Sie wird immer stärker. Das sollten wir als Christen verstehen: Jede Krise ist für uns die Herausforderung, in der Liebe zu wachsen. Wir werden feststellen, dass wir mitten in der Krise in der Liebe Gottes geborgen und von ihr umgeben sind wie von einem Schutzmantel. Wenn wir in dieser Liebe sind, kann uns nichts zerstören. Die Liebe macht uns beweglich, flexibel, aufmerksam und bereit für alles, was geschieht. Das sind die besten Voraussetzungen, um standzuhalten. Wir sind einer Krise nicht ausgeliefert, wir bleiben handlungsfähig. Lieben kann jeder, der bereit ist die Liebe Gottes zu empfangen und weiterzugeben.

Es gibt unterschiedliche Arten der Liebe:

- die tätige Liebe: denen helfen, die in Not sind, sie versorgen und pflegen
- die akute Liebe: die schtzen, die in Gefahr sind, für sie eintreten

- die praktische Liebe: die unterstützen, die Mangel leiden, ihren Nachteil ausgleichen
- die ermutigende Liebe: andere wertschätzen und anerkennen, Gutes über sie reden
- die fördernde Liebe: andere begleiten, Möglichkeiten aufzeigen, Türen öffnen
- die tragende Liebe: für die eintreten, die abgelehnt werden, sich zu ihnen stellen
- die familiäre Liebe: seinen nächsten Angehörigen nahe sein und sich für sie einsetzen
- die intime Liebe: seinen Ehepartner ehren und achten und ihm treu sein
- die ermahrende Liebe: anderen in guter Weise die Wahrheit sagen
- die fragende Liebe: den anderen ernst nehmen und verstehen
- die bewährte Liebe: sie hält auch Ablehnung und Verweigerung aus und gibt nicht auf
- die reife Liebe: von sich wegschauen

Die reife Liebe beschreibt Paulus in 1. Korinther 13. Dieses Kapitel gehört zur Basislektion einer Krisenbewältigung - denn durch diese Liebe sind wir widerstandsfähig und kühn - gleichzeitig weich und empfindsam genug, um schwierige Zeiten zu bestehen. Die Liebe gibt uns *innere* Stärke. Sie verhindert, dass wir in einer Krise zerbrechen.

Umdenken

Die Menschen sind hart und fordernd geworden, ihre Überheblichkeit und Arroganz macht sie unbeweglich und verletzlich. Sie haben ihre Herzen verschlossen und lieben nicht mehr (Matthäus 24, 12). Das Problem der Menschen ist heute - wie zu allen Zeiten -, dass sie sich zu sicher sind, weil sie denken, sie hätten alles im Griff. Sie fürchten Gott nicht, sondern sehen nur sich selbst - sie machen sich selbst und ihre eigenen Bedürfnisse zu ihrem Gott. Sie folgen ihrem Egoismus und wollen immer mehr. Sie sind in ihren Ansprüchen grenzenlos geworden. Sie wollen alles, und zwar sofort - und das mit einem hohen Standard und genau so, wie sie es sich vorstellen. Es gibt keine Bereitschaft zum Nachgeben, keine Offenheit für gegensätzliche Meinungen, nicht den Blick für den anderen. Das alles ist verhängnisvoll, denn genau das ist die beste Grundlage, um in einer Krise zu scheitern. Nur ein demütiger Mensch, der seine Grenzen kennt und akzeptiert, ist fähig, eine Krise zu bewältigen. Wir sollten erkennen:

Der Mensch ist nicht das Vernunftwesen, wie wir ihn gern sehen möchten. Er ist klug - aber nicht vernünftig. Er hat viel erforscht, aber er kann mit seinen Erkenntnissen nichts anfangen. Er hat viele Erfindungen gemacht, aber sie dienen ihm nicht wirklich. Mit seiner Klugheit zerstört der Mensch sich und die Welt.

Hätte die menschliche Entwicklung vor etwa 200 Jahren aufgehört, wäre es heute besser für uns. Die Erfindung von der Nutzung externer Energie (nicht seiner eigenen Körperkräfte) hat dem Menschen eher geschadet als geholfen - er ist faul geworden. Es wäre besser für ihn, das Auto und die Lokomotive wären nie erfunden worden. Er müsste sich heute noch mit eigener Kraft fortbewegen - und das würde seine Möglichkeiten stark reduzieren. Er wäre mit seinen Plänen bescheidener und würde sich mehr um das kümmern, was ihm vor den Füßen liegt. Er würde wieder lernen, sich zu begrenzen. Das würde ihn wieder mehr mit sich selbst in Verbindung bringen, er wäre bescheidener und einfacher.

Gäbe es keine Elektrizität, wäre das Leben des Menschen auf den Wechsel von Tag und

Nacht hin ausgerichtet und dadurch ruhiger. Er wäre gesünder - auch wenn seine Lebenszeit kürzer wäre. Er würde jeden Moment als kostbarer ansehen und nicht ständig allem Möglichen, was er auch noch erreichen möchte, hinterherrennen.

Alles, was der Mensch durch seine Klugheit erreicht hat, ist, dass er unter einen Fluch geriet: weiter, größer, höher, gewaltiger - von allem immer mehr in immer kürzerer Zeit. Aber er ist dadurch nicht vernünftiger geworden, sein Leben hat sich nicht wirklich verbessert.

Der Mensch zerstört sich selbst und seine Umwelt - auch wenn seine Lebenserwartung gestiegen ist und die Lebensqualität zugenommen hat. Ist es jedoch ein gutes, sinnvolles Leben?

Ich meine: Wir müssten wieder verlernen, was wir in unserer Klugheit erforscht haben und wieder ganz einfältig und arm werden. Aber ich fürchte, das werden wir nicht tun - zumindest nicht freiwillig. Wir sind so stolz auf unsere Errungenschaften und spüren dabei gar nicht, wie wir beherrscht und geknechtet werden. Die digitale Revolution hat größere Auswirkungen auf die Menschheit als die Erfindung der Dampfmaschine, die Elektrizität, das Auto. Denn die Erfindung von Computern, Notebooks, Smartphones betrifft jeden - zu jeder Zeit in unserem Alltag, in allen Bereichen unseres Lebens. Jeder ist genötigt, seinen Lebensstil an den Erfordernissen des digitalen Fortschritts auszurichten. Das führt zur vollkommenen Entmündigung des Menschen, er wird abhängig und ist nicht mehr Herr seiner selbst.

Die Welt ist nicht besser, sondern lediglich technischer geworden. Da aber Technik den Gegensatz zu Menschlichkeit darstellt, heißt das: Die Welt ist unmenschlicher geworden, sie hat sich vom Menschsein entfernt. Unsere einzige Chance ist, wieder zur Menschlichkeit zurückzukehren - wieder ganz einfach Mensch zu sein.

Wenn wir eine Krise überstanden haben

Wenn wir eine Krise überwunden, das Schlimmste geschafft haben - wie geht es uns dann? Wenn wir an die zurückliegende schwierige Zeit denken, fühlen wir uns zwar nicht als strahlende Sieger, aber als Menschen, die sich bewährt haben - auch wenn wir nicht in allem souverän agierten. Wir atmen auf. Wir erinnern uns an viele Begebenheiten aus dieser Zeit und lachen darüber - ein Lachen der Befreiung!

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein ...“ (Psalm 126).

Wer eine schwere Krise bewältigt hat, hat sich verändert. Er ist stärker, selbstbewusster, mutiger geworden. Künftige Krisen verlieren fortan ihr bedrohliches Gesicht: Wenn ich das überstanden habe, wird es nichts mehr geben, was mich vollkommen aus der Bahn werfen könnte! So gehen wir nach einer Krise erleichtert weiter. Mit dem Ende der Krise sind auch viele Sorgen erledigt: vor allem die Sorgen im Blick auf die Zukunft. Die Angst, was alles passieren könnte, hat ihren Schrecken verloren. Dass wir nicht wissen, was noch alles auf uns zukommt, macht uns nichts mehr aus. Wir können annehmen, was geschieht, und auch dem Unwägbareren mutig begegnen.

Wird das Leben nach einer Krise ein leichteres, ein erleichtertes, vielleicht sogar befreites Leben sein? Ein Leben mit mehr Gelassenheit und Vertrauen - Vertrauen in Gott, in uns, in

die gemeinsamen Möglichkeiten einer Krisenbewältigung? Vielleicht begegnen wir dem, was nicht funktioniert, geduldiger und barmherziger. Vielleicht haben wir es nicht mehr nötig, auf unserer Meinung zu beharren, denn wir sind flexibler, offener, bereiter, uns auf andere Möglichkeiten einzulassen - weil wir dies in der Krise geübt haben. Vielleicht sind wir insgesamt lockerer geworden und das Kreisen um uns, unser nachdrückliches Bemühen um Erfolg, Akzeptanz und Wichtigkeit hat aufgehört. Wir sind von uns selbst befreit - wir können wieder lachen und in unbeschwerter Freude leben.

Wir sind durch schlimme Zeiten gegangen und deshalb nicht mehr abhängig von den Umständen. Wir sind von den äußeren Bedingungen befreit - frei für das, was wirklich wichtig ist. Wir haben überflüssige Lasten abgelegt und sind beweglich geworden. Wir klammern uns nicht mehr verzweifelt und stur an brüchige Strohhalme. Wir sind nicht mehr an Konflikten und Krisen interessiert, sondern offen für unkonventionelle Lösungen. Nichts muss mehr so sein, wie es immer schon war.

Wir lösen in Zukunft unsere Konflikte anders: entschiedener, schneller, mutiger - aber auch freundlicher, humorvoller, leichter. Wir lassen uns nicht mehr provozieren. Wir finden es nicht mehr schlimm, wenn uns ein Missgeschick passiert. Wer Kritisches anspricht, wird gehört. Wir müssen jedoch nicht auf jedes Problem eingehen. Wenn sich etwas zu wichtig macht, entziehen wir ihm unsere Aufmerksamkeit. Wir betrachten unterschiedliche Meinungen als faszinierende Ideen und suchen nach einem gemeinsamen Ansatzpunkt. Wir wehren dem Verharren in Gegensätzen. Wir arbeiten zusammen, um zu guten - für alle befriedigenden - Ansätzen zu kommen. Wir erkennen den größeren Zusammenhang und schaffen ganz neue Rahmenbedingung, indem wir die Umstände verändern. Wir sind bereit zu Kompromissen und auch für vorläufige oder nicht so optimale Lösungen. Notfalls suchen wir auch Hintertüren und, wo nötig, können wir nachgeben. Wir sind in vielem überraschend anders, weil wir uns von unseren Festlegungen gelöst haben. Wir machen dabei gute Erfahrungen und diese sind die besten Voraussetzungen für weitere. Wir müssen niemanden mehr kleinmachen, um selbst groß zu sein, denn wir haben verstanden: Wir sitzen alle in einem Boot. Wir haben den Mut, die Dinge anzusprechen, die nicht gut laufen, denn wir wollen nicht uns selbst durchsetzen, sondern miteinander vorankommen. Wir haben die Kraft gewonnen, uns einer Krise zu stellen. Das Böse hat keine Macht mehr über uns: wir entlarven es als ein Gespenst.

Wir nehmen uns wieder Zeit füreinander und streben nach absichtslosen Begegnungen, anstatt in allem nach dem Nutzen zu fragen. Wir sehen im anderen nicht den Fremden, sondern erkennen in ihm den Partner einer gemeinsame Krisenbewältigung. Gemeinsam finden wir heraus, was wirklich wichtig ist, und haben den Mut, Unwichtiges zu ignorieren. Wir gewinnen dadurch Zeit und neuen Bewegungsspielraum. Die Welt unseres Alltags wird unkomplizierter, einfacher. Das Leben ist wieder das, was es ist, ohne dass wir es künstlich aufpumpen und mit vielem füllen müssen. Wir können dem wirklichen Leben neu begegnen - unserem eigenen, einmaligen Leben. Wir gewinnen Zeit für die Begegnung mit uns selbst, mit Gott, wir nehmen Platz zu Jesu Füßen und sind befreit, das zu leben und umzusetzen, was wir als den guten Willen Gottes für uns entdecken.

So ist das Ende der Krise ein neuer Anfang. Wir beginnen neu und spüren: Jetzt sind wir am richtigen Punkt, jetzt kommt das Eigentliche - jetzt können wir wirklich leben. So wie es sich Gott gedacht hat: ein Leben in seiner Fülle, mit seinem Frieden - versorgt mit seiner Liebe. Das ist die Gnade, die Gott für besondere Notzeiten vorgesehen hat, die Gnade der letzten Zeit: Sie wird uns geschenkt, damit wir bewahrt werden zur Seligkeit (1. Petrus 1, 5). Darum geht es in der Erzählung im 2. Teil des Buches.

Vorschlag: Krisenhelfer in Gemeinden

Gemeinden (genauso auch Werke, Einrichtungen, Organisationen und Behörden) suchen und berufen Menschen, die sich im Krisenfall um diejenigen kümmern, die Hilfe brauchen. Es geht dabei nicht um die spezielle Aufgabe einer intensiven Seelsorge, sondern darum, Zeit zu haben, zuzuhören, dem Problem der Bedürftigen Raum und damit einen Wert und eine Bedeutung zu geben. Wer sich in seiner Not wahrgenommen fühlt, sieht seine Lage anders. Wenn man den Eindruck hat, nicht allein zu sein, sind Schwierigkeiten besser zu ertragen.

Diese Krisenhelfer sind dazu da, sich Zeit zu nehmen, Menschen in ihrer Bedürftigkeit nachzugehen, trotz Isolation zu besuchen, abzufedern, was sonst unerträglich wäre. Sie stehen als Gesprächspartner zur Verfügung (notfalls telefonisch oder mit Abstand), nehmen den Schmerz und das Leid auf, stellen sich mit in eine Notlage. Sie hören zu und ertragen auch schwere Situationen. Wo möglich, suchen sie mit nach Lösungen, zeigen Wege auf, die gangbar sind, und helfen bei der Umsetzung nötiger Konsequenzen. Vielleicht unterstützen sie auch im Kontakt zu Behörden, machen Mut, sich durchzusetzen - oder nachzugeben.

Es versteht sich, dass Krisenhelfer stabile, belastbare, geduldige Menschen sein müssen, die uneigennützig und unabhängig agieren. Sie sehen nicht auf sich, sondern geben dem anderen Raum. Sie haben Zeit und sind so flexibel, dass sie auf die Notwendigkeiten der jeweiligen Situation eingehen können. Sie ermutigen, geben Hoffnung, bedecken Wunden, schützen vor Tiefschlägen und sorgen dafür, dass der Notleidende nicht in seiner Ohnmacht verharrt, sondern handlungsfähig wird. Diese Aufgabe bewegt sich in einem Raum zwischen Sozialarbeit, Seelsorge, geistlicher Ermutigung und Konfliktbewältigung.

Die Krisenhelfer werden in ruhigen Zeiten, gesucht und berufen. Sie werden gestärkt und ausgebildet für diesen Dienst, den sie im Auftrag der ganzen Gemeinde in enger Zusammenarbeit mit der Gemeindeleitung tun. Ihre Ausbildung ist ein Training in Belastbarkeit, Gesprächsführung, Zuhören und Konfliktkunde. Krisenhelfer suchen selbst nach Notlagen, indem sie aufmerksam unterwegs sind, oder sie werden vom Pastor oder der Gemeindeleitung zu bestimmten Menschen geschickt mit der Aufgabe, sich um sie zu kümmern.

Wichtig ist, dass die verschiedenen Krisenhelfer einer Gemeinde als Kriseninterventionsteam zusammenarbeiten, sich regelmäßig austauschen und in Supervisionsrunden reflektieren und optimieren. Sie müssen einen Raum bekommen, wo sie die Belastungen ihrer Tätigkeit loswerden können und neue Kraft tanken. Dieser Raum entsteht dort, wo sie Gott begegnen. So gelingt der Abstand zu den Problemen, aus einem begrenzten Ich wird ein gemeinsames Wir: „Wir mit Gottes Hilfe!“ Die Krisenhelfer stehen nicht in der Gefahr von Überforderung,

weil Gott die Lasten trägt. Die Krisenhelfer vermitteln ein positives Verständnis von Schwierigkeiten, helfen dazu, den Sinn einer Krise zu entdecken und Leid ins Leben zu integrieren.

Die „Arbeitsanweisung“ für einen Krisenhelfer könnte so aussehen:

1. Krisenhelfer sind Menschen mit Weisheit (1. Korinther 6, 5), mit der Gabe der Hilfeleistung, mit praktischen, organisatorischen Erfahrungen und viel Menschenkenntnis.
2. Ein Krisenhelfer wird von Gott berufen. Er stellt sich seiner Gemeinde zur Verfügung und wird von ihr beauftragt.
3. Kein Krisenhelfer sollte allein sein, er ist eingebunden in ein Team mit anderen, dem Kriseninterventionsteam.
4. Gemeinsam wird überlegt: Wo gibt es bei uns Not? Wer braucht Hilfe und Unterstützung? Wer leidet? Wo gibt es Einsamkeit? Diese Überlegung geschieht im Hören auf Gott und in der aufmerksamen Beobachtung der Vorgänge und Entwicklungen im eigenen Umfeld.
5. Krisenhelfer unterstützen und begleiten, gleichen aus und hören zu. Sie müssen nicht jede Hilfe selbst leisten: Sie bringen in Verbindung, delegieren an andere, bleiben dran und vermitteln Beziehungen. Sie gehen zu den Menschen und nehmen Kontakt auf.
6. Die Krisenhelfer treffen sich regelmäßig zum Austausch. Sie teilen sich ihre Erfahrungen mit und koordinieren ihre Hilfe. Sie achten auf eine gute Zusammenarbeit und darauf, dass niemand bevorzugt und keiner übersehen wird.
7. Die Krisenhelfer bringen ihre Erfahrungen vor Gott. Sie beten für die Menschen, die sie versorgen, und lassen sich von Gott die nächsten Schritte zeigen. Sie legen ihre Lasten vor ihm ab und achten darauf, dass sie von Gott die nötige Kraft für ihren Dienst erhalten.
8. Schwierige Probleme, aussichtslose Situationen, anspruchsvolle Menschen oder eigene Zweifel sind Themen in der Supervision. Krisenhelfer bemühen sich um Weiterbildung und Unterstützung von außen. Sie lernen persönlich und werden belastbarer. Sie achten auf ihre Grenzen.
9. Krisenhelfer sind aufmerksam und wach - vor allem im Hören auf Gott. Sie fragen ihn: Was willst du uns sagen? Was sie hören und erkennen, teilen sie der Gemeinde mit. Da sie sehen, was geschieht, haben sie einen ganz besonderen Blick auf die Lage - das ist für die ganze Gemeinde wichtig.
10. Krisenhelfer unterstützen die Gemeindeleitung bei nötigen Krisenmaßnahmen, machen Vorschläge und helfen, dass eine Krise gemeinsam gut bewältigt werden kann. Sie übernehmen Verantwortung, organisieren, suchen und entdecken Wege durch die Krise. Sie leiten dazu an, diese Wege zu gehen, und sichern bei schwierigen Wegstrecken ab.

In ihrem Dienst achten die Krisenhelfer darauf: Sie sind für die Nöte zuständig, nicht für deren Lösungen. Sie reduzieren die Folgen einer Krise, mischen sich aber nicht in

Auseinandersetzungen ein, sie sind keine Krisenklärer, sondern Krisenhelfer. Sie suchen die Menschen auf, die leiden und in existenziellen Notlagen stecken: physisch, psychisch und geistlich. Sie sind gut in Kommunikation und können das, was sie selbst wahrnehmen, anderen vermitteln. Dabei manipulieren sie nicht, erzeugen keine Stimmung, sondern tragen zu einer Versachlichung der Lage bei. Sie agieren nicht krisenverstärkend, sondern mildern ab und ermutigen. Ihre Distanz hilft, den Überblick zu behalten. Diesen Überblick bekommen sie im Aufsehen auf Jesus, der ihnen hilft. Deshalb suchen sie in allen Situationen seine Nähe.

Gebet in der Krise: Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte

von Antoine de Saint-Exupéry

Ich bitte nicht um Wunder und Visionen, Herr, sondern um die Kraft für den Alltag. Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte!

Mach mich findig und erfinderisch, um im täglichen Vielerlei und Allerlei rechtzeitig meine Erkenntnisse und Erfahrungen zu notieren, von denen ich besonders getroffen und betroffen bin.

Mach mich griffsicher in der richtigen Zeiteinteilung. Schenke mir das Fingerspitzengefühl, um herauszufinden, was erstrangig und was zweitrangig ist.

Lass mich erkennen, dass Träumereien nicht weiterhelfen, weder über die Vergangenheit noch über die Zukunft. Hilf mir, das Nächste so gut wie möglich zu tun und die jetzige Stunde als die wichtigste zu erkennen.

Bewahre mich vor dem naiven Glauben, es müsste im Leben alles glatt gehen. Schenke mir die nüchterne Erkenntnis, dass Schwierigkeiten, Niederlagen, Misserfolge und Rückschläge eine selbstverständliche Zugabe zum Leben sind, durch die wir wachsen und reifen.

Gib mir das tägliche Brot für Leib und Seele, eine Geste deiner Liebe, ein freundliches Echo und hin und wieder das Erlebnis, dass ich gebraucht werde.

Ich möchte dich und die anderen immer aussprechen lassen. Das Wichtigste sagt man nicht sich selbst, es wird einem gesagt.

Du weißt, wie sehr wir der Freundschaft bedürfen. Gib, dass ich diesem schönsten, schwierigsten, riskantesten und zartesten Geschäft des Lebens gewachsen bin.

Verleihe mir die nötige Fantasie, im rechten Augenblick ein Päckchen Güte – mit oder ohne Worte – an der richtigen Stelle abzugeben. Mach aus mir einen Menschen, der einem Schiff im Tiefgang gleicht, um auch die zu erreichen, die unten sind.

Bewahre mich vor der Angst, ich könnte das Leben versäumen. Gib mir nichts, was ich mir wünsche, sondern was ich brauche.

Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte!

2. Teil: Das Ende ist ein neuer Anfang - eine Erzählung

Verwundert blicke ich in viele aufmerksame Gesichter. Der Rat der Weisen hat mich überraschend aufgerufen, einen Bericht über meine Erlebnisse der letzten drei Jahre zu geben. Damit habe ich nicht gerechnet. Der Vorsitzende der Versammlung nickt mir aufmunternd zu: „Berichte, was du erlebt hast. Es ist für uns wichtig. Unsere Aufgabe ist, über die Menschen zu wachen. Wir haben dich ausgesandt, damit du uns berichtest, wie die Menschen am Ende der Zeit leben, wie sie sich verhalten - nachdem alles ganz anders geworden ist.“ So nehme ich all meinen Mut zusammen und beginne zu erzählen:

Erstes Jahr: Frühjahr bis Herbst

Die große Veränderung

Ich kam von meinem Berg herab und die Welt war anders geworden. Irgendetwas war geschehen, von dem ich keine Ahnung hatte. Eigentlich war ich nur kurz fortgewesen. Zunächst merkte ich nichts, ich ging meinen Weg wie sonst auch. Die Luft kam mir klarer vor als sonst. Die Vögel sangen, als wären sie allein auf der Welt. Dann wurde mir plötzlich bewusst, wie still es war. Deshalb hörte ich das Flöten der Vögel so laut. Ich stutzte. Es war ungewöhnlich ruhig um mich herum. Ich vernahm keinen Autolärm aus dem Tal heraufbranden. In diesem Moment spürte ich, dass mich mein Unterbewusstsein schon länger auf etwas aufmerksam machen wollte, was ich nicht zur Kenntnis nahm, weil die Impulse nicht an die Oberfläche meiner Wahrnehmung drangen. Es war wie damals, als plötzlich eine Rotte Wildschweine vor mir aus dem Gebüsch brach und mich der Schreck wie gelähmt erstarren ließ. Da war mir dann deutlich geworden, dass schon länger der scharfe Geruch der Tiere in der Luft gelegen, ich ihn aber nicht bewusst wahrgenommen hatte. Ich war nicht aufmerksam genug gewesen. So hatte nun auch schon seit einiger Zeit meine innere Empfindung auf die Veränderung reagiert, aber ich hatte die Signale nicht aufgenommen. Nachträglich wurde mir deutlich, dass ich es innerlich geahnt, ja gewusst hatte: Es hatte sich etwas grundsätzlich geändert. Die Atmosphäre, die mich umgab, war leichter. Ich spürte keinen Druck mehr. Es war, als ob die Welt freier geworden wäre. Es war nicht nur die Luft, die mir klarer erschien als jemals vorher, es war, als ob die alte Welt sich aus ihrer Agonie erhoben hätte, um alles Belastende abzuschütteln und nun grundsätzlich noch einmal ganz neu geworden wäre. Eine ungeheure Leichtigkeit erfüllte mich und ich spürte eine tiefe Freiheit, sodass ich am liebsten lauthals gesungen hätte. Aber es gab keine Geräusche außer dem Gezwitscher der Vögel und dem leisen Atmen des Windes. Nichts war bedrohlich, aber alles ungeahnt neu.

Ich suchte nach einer Stelle, von der ich ins Tal hinabblicken konnte. Zunächst sah ich nichts Auffälliges. Alles war wie sonst auch. Dann fiel mir auf, dass auf den Straßen keine Autos fahren. Das also hatte die Stille bewirkt. So musste es gewesen sein, bevor die Motorisierung die Landschaft veränderte. Vielleicht hatte es einen Unfall gegeben und hatte deshalb die Polizei die Straße gesperrt? Aber ich sah kein Blaulicht, hörte kein Martinshorn. Und seltsamerweise waren alle Straßen unbelebt. Ich erkannte Autos wie kleine Punkte auf den

Fahrbahnen. Aber sie bewegten sich nicht. War wegen eines größeren Ereignisses das ganze Tal gesperrt worden? Mich erfüllte Unruhe. Und doch kam mir das, was ich sah und wahrnahm, völlig normal und richtig vor. Ich hatte zu keinem Augenblick, weder jetzt noch zu einem späteren Zeitpunkt, das Gefühl, dass etwas aus dem Ruder gelaufen wäre und ein Ereignis stattfand oder stattgefunden hatte, das einer höheren Kontrolle entglitten war. Ich erinnere mich genau, dass einer meiner ersten Gedanken war: Das musste so geschehen. Das war absehbar gewesen. Das hatte so kommen müssen. Dieses Grundgefühl beruhigte mich. Trotzdem war ich verunsichert: Was war geschehen? Welche Bedeutung hatte das, was passierte, für mich?

Eine neue Zeit beginnt

Egal, was vorgefallen war, es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen bisherigen Weg weiterzugehen. Es gab für mich keinen Anlass, nun unvermittelt die Richtung zu wechseln. Ich musste so weitergehen, als hätte sich nichts verändert. Auch dieser Eindruck verfestigte sich: Das, was geschehen war, betraf mich nicht persönlich. Ich war Beobachter, nicht Beteiligter. Meine Aufgabe war zu sehen, nicht zu bewerten. Es war etwas geschehen und ich hatte keine andere Wahl, als es anzunehmen und mich dem, was passiert war, zu fügen. Ich musste mich hineinfinden und das Eigene aufgeben. Alles Eigene, das merkte ich bald, erwies sich letztlich nicht als Möglichkeit. In ihm steckte keimhaft das Eigentliche, aber es brach erst auf, als ich einverstanden war und mich losgelassen hatte. Ich musste mich aufgeben, um verstehen zu können. Es war nicht meine Wahl, ich wurde gewählt. Ich wurde genommen und gesetzt. Es war gut, dass das, was geschehen war, nicht meinen Plänen entsprach, sondern Gottes Plan. Das half mir, mich jetzt hinabzugeben, um zu sehen, was passiert war. Ich fühlte mich bereit, das zu ertragen, was mir begegnen sollte. Das war die erste wichtige Grundlage für alles Weitere.

Die zweite wichtige Grundlage war Neugier. Ich wollte der Katastrophe auf den Grund gehen.

Die Glocke läutet, der Vorsitzende der Ratsversammlung unterbricht mich:

„Es war keine willkürliche Katastrophe. Das Wort stimmt nicht. Es wurde ganz bewusst ein Ende gesetzt, um einen Neuanfang zu ermöglichen. Es waren nicht die Umstände, kein Unfall und keine unglückliche Verkettung von Zufällen. Es war Absicht. Du darfst deshalb nicht von einer Katastrophe reden. Was geschah, war gut - für euch.“

Ich bin verunsichert. Zögernd fahre ich fort:

Ich habe es nie genau verstanden, wie alles vor sich gegangen war. Die Menschen, die ich später fragte, gaben mir ganz unterschiedliche Antworten. Für jeden hatte das, was vorgefallen war, ein anderes Gesicht. Die einen berichteten von einem Moment, in dem ihnen schwindlig wurde und sie taumelten. Andere berichteten von einem Aussetzer, ihr Bewusstsein sei für einen Augenblick unterbrochen worden. Sie hätten nichts mitbekommen. Wieder andere hatten Explosionen gehört, die wie Schüsse klangen, manche nahmen ein kreischendes, knirschendes Geräusch wahr, wie wenn Betonklötze verschoben worden wären. Einige berichteten von einem kurzen, aber heftigen und heulenden Sturm

mit Luftwirbeln, aber ohne dass sich Gegenstände, Blätter, Dachziegel oder Bäume bewegt hätten. Einzelnen standen die Haare zu Berge, sie hörten es knistern und sahen Funken und Blitze. Gemeinsam war allen Berichten, dass die Veränderung in einer rasenden Geschwindigkeit geschehen war, schnell und unvermutet hereinbrach und alles in Sekundenbruchteilen durcheinanderwirbelte. Nach außen war kaum etwas wahrzunehmen, es gab keine Zerstörung. Das war zumindest mein erster Eindruck, später musste ich ihn korrigieren. Auch der Blick hinab ins Tal gab keine Hinweise auf das, was vorgefallen war. Außer dass keine Autos mehr fuhren. Selbst auf den Feldern sah ich keine Bauern mit ihren Traktoren bei der Arbeit. Die Schornsteine der Fabriken in der Ferne hatten ihre Fahnen eingezogen. Der Himmel war blitzblank und blau. Die Luft roch nach Frühling. Es war wie ein plötzlicher Wärmeeinbruch nach einer langen Winterzeit. Alles begann zu atmen, zu vibrieren, sich zu entfalten und zu wachsen. Aufbruch und Fruchtbarkeit füllten den Raum zwischen Himmel und Erde. Klare Weite und hoffnungsvolle Freude erfüllten mich. Und ich kann sagen, dass mich dieses Gefühl von Zukunft und Leben in den ganzen nächsten Monaten nicht verlassen hat - vielleicht bis auf die schlimme Zeit des ersten Winters, über die ich noch berichten werde.

Ich kann es jetzt schon hier sagen, was sich für mich erst Stück um Stück zusammenfügte und dann zu einer inneren Gewissheit wurde: Mit dem, was in unerklärter Weise geschehen war, hatte die Schreckensherrschaft des Menschen aufgehört und die Welt begann aufzublühen und aufzuatmen. Der Paradiesfluch war aufgehoben. Die Uhr war auf den Anfang zurückgestellt, alles begann von Neuem. Aber anders, gereinigt, verwandelt, das Böse war beseitigt. Es ging von nun an leichter, wie von selbst. Sogar mein Weg war keine Anstrengung mehr. Ich ging nicht mehr, sondern kam voran.

Der ersten Person, der ich begegnete, war ein Mädchen, das ganz normal wirkte und in einem freundlichen und ganz selbstverständlichen Ton fragte: „Haben Sie meinen Hund gesehen? Er ist mir entlaufen.“ Ich verneinte, schaute sie fragend an und wartete, ob sie noch mehr erklärte. Aber sie ergänzte nur in auffallend emotionsloser Weise: „Er war plötzlich fort.“ Als ob es sich um einen ganz normalen Vorgang handelte. Übrigens sollte ich diesen Satz in der nächsten Zeit noch öfters hören.

Im Tal angekommen, musste ich die Schnellstraße queren. Normalerweise wählte ich den Weg durch die Unterführung, aber nun nahm ich den kürzeren Weg und kletterte die Böschung zur Straße hinauf. Auf der Fahrbahn standen verlassene Fahrzeuge. Es sah so aus, als wären sie mitten in der Fahrt gestoppt worden. Ich sah keinen Schaden, kein Auto war gegen das andere gefahren. Von den Fahrern war nichts zu sehen. Ich ging ein Stück der Straße entlang, mit einem beklommenen Gefühl und in der ständigen Erwartung, doch noch auf etwas Ungewohntes zu stoßen. Ich fühlte mich trotz der ungewohnten Stille auf dieser sonst sehr befahrenen Straße am falschen Platz. Bei einigen Autos war der Airbag ausgelöst und hing nun schrumpelig und mehlig im Wageninneren. Aber nirgends entdeckte ich Blutspuren oder Beschädigungen. An der nächsten Abfahrt traf ich dann endlich auf einen Mann, der bemüht war, sein Auto wieder in Gang zu bringen. Er hatte die Kühlerhaube geöffnet und betätigte immer wieder den Anlasser. Aber der Motor zeigte keinerlei Reaktionen. Ich blieb stehen und sah dem Mann bei seinen vergeblichen Bemühungen zu.

Nach einiger Zeit begann der Mann zu lachen: „Futsch. Geht nicht mehr!“ Er zuckte die Achseln, als wollte er mir bedeuten: Da ist nichts zu machen. Er war offensichtlich bereit, diese Situation so hinzunehmen, wie sie war. Auch das sollte ich in der nächsten Zeit öfter erleben: Die Menschen waren schnell bereit, die Veränderungen zu akzeptieren - obwohl sie gravierend waren. Es gab kaum jemand, der sich dagegen aufgelehnt hätte oder mit Wut oder Entsetzten reagiert hätte. Die allgemeine Meinung war: „Es ist halt so, da kann man nichts machen.“ Der Mann holte seine Zigaretten aus dem Auto. Aber als er sich eine anzünden wollte, reagierte das Feuerzeug genauso wenig wie die Zündkerze. Später beobachtete ich einige junge Burschen, die ein Auto anschieben wollten. Aber auch das funktionierte nicht. Es war, als ob eine gewaltige Kraft alle Motoren gelähmt hätte, und es schien, als ob Gott den Menschen alle künstlichen Hilfsmittel aus der Hand genommen und ihn nun nur auf sich selbst verwiesen hätte: „Nun musst du zeigen, wer du bist.“

Was war geschehen?

Im nächsten Ort nahm ich dann doch Beschädigungen wahr. Die elektrischen Leitungen hingen wie durchgeschnitten von den Häusern. Bei einer Umspannstation musste ein Schwelbrand ausgebrochen sein. Es roch nach Rauch und schwarze Spuren zogen sich von innen nach außen. Der Brand war erloschen. Bei ein paar Häusern hatte ich den Eindruck, dass sie leicht verschoben worden waren. Sie standen nicht mehr akkurat an ihrem Platz. Die Symmetrie war aufgehoben. Es machte alles einen eher willkürlichen Eindruck, nicht mehr geordnet und bürgerlich.

Nach und nach ergab sich für mich das Bild - und es bestätigte sich durch die Berichte verschiedener Menschen -, dass eine gewaltige Energiewelle durch die Welt gerast war. Nicht sichtbar, aber doch spürbar. Sie hatte mit ungeheurer Kraft sämtliche elektrische Geräte außer Kraft gesetzt, an der einen Stelle für gewaltige Überspannungen gesorgt und an anderen Stellen den vorhandenen Strom entzogen. Bald wurde deutlich, dass keine Batterie mehr funktionierte, alles war entladen. Gleichzeitig waren Sicherungen explodiert, Lampen geborsten und auch dicke Leitungen durchgeglüht. Eine Wolke von unglaublicher Energie hatte alle Energie dieser Erde aufgesogen oder neutralisiert. Es gab keinen Strom mehr, diese künstlich erzeugte Energie war ein für alle Mal vorbei. Und das hatte gravierende Auswirkungen, wie sich bald herausstellen sollte.

Als ich zum ersten Mal einen Computer sah, der zu einem Klumpen zusammengeschmolzen war - später stieß ich noch öfter auf derartige Funde, offensichtlich waren die Geräte in Betrieb gewesen -, wurde mir bewusst, dass innerhalb weniger Sekundenbruchteile eine ganze Ära zu Ende gegangen war. Unsere ganze komplexe Gesellschaft, die auf elektrische Energie in fast allen Lebensbereichen angewiesen war, funktionierte so wie bisher nicht mehr. Sie musste sich neu erfinden. Das betraf auch mich ganz persönlich. Ich dachte an die unveröffentlichten Bücher, die von mir, in vielen Stunden geschrieben, in meinem PC schlummerten. Dort waren sie nun unwiederbringlich begraben. Aber gleichzeitig wurde mir bewusst, dass in dieser neuen Zeit, die nun begonnen hatte, überhaupt keine Bücher mehr veröffentlicht werden konnten. Es gab weder Maschinen, um sie drucken zu können, noch die Möglichkeit, sie auszuliefern, zu verkaufen und unter die Menschen zu bringen. Für einen

kurzen Moment ergriff mich Panik und Entsetzen über diese Erkenntnis. Aber dann machte ich mir klar, dass es auch gar nicht mehr nötig war, eines dieser Bücher zu veröffentlichen. Wozu auch? Das, was ich geschrieben hatte, war ja bereits Wirklichkeit geworden, mehr noch: Meine in Worte gebrachte Fantasie war nur ein schwacher Schatten von dem, was nun reale Gestalt angenommen hatte. Die Wirklichkeit war weitaus spannender als alle Seiten eines interessanten Buches.

Mitten im Ort stieß ich auf Menschen, die zusammenstanden und miteinander diskutierten. Aber auch dort herrschte keine Katastrophenstimmung vor, eher große Nachdenklichkeit und Betroffenheit. Ich erlebte keine Panik, kein Jammern und Schreien. Es war eher so, als ob die Menschen aus einem tiefen Schlaf erwachten, sich die Augen rieben und nun anfangen, sich mit der Wirklichkeit ihres Lebens auseinanderzusetzen. Jetzt erst tatsächlich und real. Die Menschen schauten sich um, sie sahen sich an, als würden sie sich zum ersten Mal sehen. Sie redeten fragend, machten Pausen, hörten sich zu. Sie waren anders als früher, ganz anders. Sie schienen suchend und interessiert, offen und zugewandt. Und als ich ihnen ein Weile zuhörte, merkte ich, dass es immer wieder nur um das eine ging: Es waren Menschen verschwunden. Viele Menschen. Es war nur noch ein kleiner Rest übrig geblieben, ein kleiner Haufen von Menschen, die sich neu finden mussten. Tatsächlich, jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Es war auch deshalb so ruhig geworden, weil Menschen fehlten.

Der kleine Rest

Menschen, die verschwunden waren, blieben verschwunden. Häuser blieben unbewohnt, Wohnungen standen leer. Die Mehrzahl der Menschen war wie vom Erdboden verschluckt. Das Eigenartige war, dass die Übriggebliebenen diese Tatsache einfach so hinnahmen. Natürlich gab es hin und wieder, vor allem am Anfang, ein entsetztes Aufmerken. Aber im Allgemeinen wurde der Verlust akzeptiert. Was hätte man auch tun sollen? Die Polizei zu alarmieren ging nicht. Auch das wurde gleich nach dem Verschwinden von einigen besorgten Mitbürgern versucht. Das Telefon funktionierte nicht mehr, weder im Festnetz noch im mobilen Bereich. Es fuhren keine Polizei- oder sonstigen Einsatzfahrzeuge mehr. Das öffentliche Leben war von einer Sekunde auf die andere zusammengebrochen. Das Seltsame war: Das machte nichts aus. Es war wie eine Befreiung. Es gab keine Regeln und Vorschriften mehr. Niemand musste komplizierte Meldungen an die Versicherungen vornehmen. Auf dem Standesamt gab es keinen Zugang zu den Melderegistern, deshalb konnte man gar nicht ermitteln, wer vermisst wurde. Genauso waren die Möglichkeiten für Eingaben, Widersprüche, rechtliche Schritte, Maßnahmen zur Wahrung persönlicher Vorteile ausgesetzt. Man hätte überhaupt nichts unternehmen können. Nicht einmal der beste Rechtsanwalt wäre von Nutzen gewesen, keine Versicherungspolice hätte das, was vorgefallen war, erstatten können. Man konnte sich auf keine Gesetze, Regeln oder Vorschriften mehr berufen. All das, was bisher das gemeinschaftliche Leben und den Umgang miteinander prägte und weithin auch erschwerte, entfiel. Man war nur noch aufeinander angewiesen, und das ganz persönlich und direkt. Es gab nur noch das, was sich in der unmittelbaren Umgebung befand. Und es war nur noch das wichtig, was für den

jetzigen Augenblick, das momentane Überleben nötig war. Das vereinfachte vieles. Das Leben war schlagartig übersichtlich geworden. Aber dies alles wurde den Überlebenden erst nach und nach deutlich. Zunächst musste man mit der veränderten Situation zurechtkommen und dazu zählte am meisten, dass man viel mehr als früher auf sich selbst gestellt war und sich nicht wie gewohnt auf die sonst normalen Abläufe verlassen konnte: das regelmäßige Gehalt auf dem Konto, die Fahrt mit dem Auto zum Einkauf, der vertraute Arbeitsplatz, die tägliche Zeitung, der entspannende Kinobesuch. Jetzt erst wurde deutlich, was das Leben ausgemacht hatte. Vieles war Konsum, passives Erleben gewesen, nicht eigenes Gestalten. Mancher besann sich in dieser Lage zum ersten Mal auf sich selbst und wagte die ersten selbstständigen Schritte. Andere fühlten sich von Zwängen befreit, auf jemanden reagieren zu müssen, um so zu sein, wie der andere es sich wünschte. Für etliche war diese neue Unabhängigkeit so ungewohnt, dass es sie schwindelte und ihre ersten Schritte auf eigenen Füßen unbeholfen waren und wackelig wirkten. Aber die, die geblieben waren, hatten alle den Willen zu überleben. Sie wollten sich den Herausforderungen stellen, sie nahmen die Freiheit als ihre Chance an. Sie trauerten nicht über die Verluste, sondern ergriffen die neuen Möglichkeiten. Sie wollten den Neuanfang riskieren.

Erleichternd war, dass keine Toten zu beklagen waren. Nirgends in den Straßen oder den verlassenen Häusern lagen Leichen. Es hatte sich kein furchtbares Drama ereignet, das sich als Trauma auswirkte. Die Menschen, die fehlten, waren so fort, als wären sie auf eine Reise gegangen und würden irgendwann zurückkommen. Aber sie kamen nicht wieder. Das war eigentlich allen sehr schnell klar. Dazu war ihr Verschwinden zu plötzlich und zu unnatürlich gewesen. Aber man musste wenigstens nicht trauern. Man musste keine Verwandten informieren, denn das war ja gar nicht möglich. Man musste nichts organisieren, es war eben so. Es war so geschehen. Man konnte es hinnehmen. Und, was ebenfalls dazu half, mit dieser Situation fertigzuwerden, es betraf sehr viele, eigentlich jeden: Alle waren von jemandem verlassen worden, die meisten sogar von ihrem gesamten sozialen Umfeld. Da konnte man gar nicht den Verlust eines einzelnen Menschen bedauern. Man konnte es nur hinnehmen und sich damit abfinden. Je früher, desto besser. Und vielen Menschen gelang es überraschend schnell. Denn es fühlten sich etliche sehr erleichtert durch die Tatsache, dass gewisse Menschen keinen Einfluss mehr ausüben oder sie sogar bestimmen konnten. Für manche war es eine richtiggehende Befreiung, sie mussten sich mit jemandem, der schwierig gewesen war, nicht mehr auseinandersetzen. Sie konnten jetzt ihren eigenen Weg gehen. Und das taten sie, mutig und unbekümmert.

Nur wer sich aufgab, verkümmerte rasant. Diese Menschen verwelkten wie eine Blume ohne Wasser. Wer sich mit der neuen Zeit nicht arrangieren wollte oder sich nicht zurecht fand, starb innerhalb kurzer Zeit. Aber auch das war für diese Personen selbst und die Umgebung eher eine Erleichterung als ein Schmerz. Wer sterben wollte, starb einfach. Es war seine Entscheidung und sein Wille - und damit das Beste auch für ihn. Es wurde akzeptiert, niemand musste sich quälen. Deshalb gab es in den ersten Wochen eine ganze Reihe von frischen Gräbern auf den Friedhöfen. Diese Menschen verschieden jedoch ohne Schmerzen oder Klagen. Sie verabschiedeten sich auf ihre Weise. Sie waren nicht durch die Veränderung gestorben, sondern weil sie mit deren Folgen nicht zurechtkamen.

Erste Schritte

Wer blieb, war damit beschäftigt, sein Leben in allen Bereichen neu zu ordnen. Es gab viele Herausforderungen, die bewältigt werden wollten. Aber alles war viel einfacher als früher, unmittelbarer, persönlicher. Das soziale Verhalten spielte eine viel größere Rolle: das Gespräch, der Austausch, die gegenseitige Hilfe, die Gemeinschaft, das Miteinander. Das Schlimmste wäre gewesen, jetzt in dieser Situation aus dem sozialen Netz zu fallen und ganz auf sich allein gestellt überleben zu müssen. Das war gar nicht möglich. Man brauchte den anderen. Man musste sich ergänzen mit den jeweiligen Erfahrungen, Kenntnissen und Möglichkeiten. Deshalb bemühte sich jeder um den anderen und achtete darauf, nicht nur die eigenen Vorteile auszunutzen, sondern im Sinne des Gemeinwohls zu handeln. Das war die Grundlage für eine ganz neue Gesellschaft, die sich in den Wochen nach der Katastrophe formierte und sich bis heute immer mehr verfeinerte und zu einem starken Miteinander wurde.

So kam es beispielsweise zu keinen Plünderungen. Jeder handelte besonnen und zweckmäßig, fast wie im Traum. Irgendwie war allen klar, was zu tun war. Es gab keinen Moment von Unsicherheit oder panischen Agierens. Nur selten wurde ich auf kleinere „Ausrutscher“ aufmerksam, die dann aber eine natürliche Erklärung fanden. So sah ich zum Beispiel, dass die gläserne Eingangstür eines Supermarktes in Scherben am Boden lag. Aber mir wurde erklärt, dass es sich hier um einen Ausbruch und keinen Einbruch gehandelt habe. Im Geschäft hatten sich Menschen befunden, die nach dem totalen Stromausfall den Laden nicht mehr durch die automatisch gesteuerte Schiebetür verlassen konnten. Sie mussten die Scheibe einschlagen. Oder in einer Bankfiliale traf ich auf einen Geldautomaten, der mit Hammer und Meißel bearbeitet worden war. Die Geldscheine, die in ihm gesteckt hatten, lagen verstreut und wertlos herum. Niemand kümmerte sich um sie. „Wir brauchen kein Geld mehr“, erklärte mir ein junger Mann lachend und wie befreit. „Diese Scheine haben keine Bedeutung mehr. Offensichtlich hat das der Dieb nicht gleich gewusst. Diese Arbeit hätte er sich sparen können.“ Er wies auf den aufgebrochenen Geldautomaten. „Wer möchte, kann sich alles nehmen.“ Er öffnete die Tür zum Tresorraum und deutete auf die Geldsäcke, die hier standen. Ich dachte an die vielen Überlegungen, die mir Kopfzerbrechen verursacht hatten, wie ich mein Geld am besten anlegen sollte. Jetzt war es wertlos geworden. Nun zählte etwas ganz anderes: das Leben selbst. Ich fühlte mich wie von einer schweren Last befreit. Ich konnte mich um das Wesentliche kümmern.

Tatsächlich hatte das Geld ausgedient. Wer etwas für seinen persönlichen Lebensunterhalt benötigte, ging einfach in ein Geschäft und nahm, was er brauchte. Die Registrierkassen blieben unbesetzt, sie hätten sowieso nicht mehr funktioniert. Das Eigenartige war, dass niemand mehr nahm, als er wirklich nötig hatte. Niemand legte sich Vorräte an. Wer es doch versuchte, bemerkte bald, dass er damit keinen Vorteil hatte. Die Lebensmittel in den persönlichen Vorratslagern verdarben weit schneller als die Nahrungsmittel in den Lebensmittelläden. Es war ein richtiges Wunder, dass der Bestand an Nahrungsmitteln so lange frisch blieb, bis die ersten Ernteerträge eintrafen. Und da es sowieso weniger Menschen waren, reichte der allgemeine Vorrat bis weit in den Herbst hinein. In den Geschäften, in denen es noch Mitarbeiter gab, sorgten diese dafür, dass nach und nach die

Lager geräumt wurden. Die Regale waren noch lange so voll wie am ersten Tag. In anderen Geschäften machten sich Menschen kundig und übernahmen die Ausgabe der Waren. So stand vom ersten Augenblick an alles zur Verfügung, niemand musste Mangel leiden. Es kam zu keinem Augenblick das Gefühl von Bedrohung oder einer Notlage auf. Man „kaufte“, was man brauchte, ohne zu bezahlen. Wie selbstverständlich wurden zuerst die Lebensmittel aus den Kühlregalen verbraucht. Sie kühlten zwar nicht mehr, aber trotzdem blieben die Waren frisch, bis sie benötigt wurden. Jeder betrachtete dies als übernatürliche Versorgung, auf die ein Mensch in einer solchen Lage wohl ein Anrecht hatte. Niemand musste Sorge haben, jeder hatte genügend Zeit, um sich neu zu orientieren. Und tatsächlich war der erste Eindruck von vielen Menschen in diesen Tagen ein Gefühl von ungeahnter Freiheit und fast unbegrenzter Zeit. Man musste nicht mehr, man durfte alles. Man hatte Lust und Zeit sich zu begegnen, miteinander zu reden und sich ganz neu kennenzulernen. Da auch das Fernsehgerät stumm blieb, gab es keine Ablenkung. So war die Gemeinschaft und das Zusammensein mit anderen Menschen das Einzige, was den Tag füllte und gestaltete. Und bald machte es richtig Spaß, sich zu begegnen und den Tag gemeinsam zu verbringen. Für manche war das ungewohnt und einige hatten noch lange das Gefühl, dass sie etwas Wichtiges verpassten. Aber das legte sich irgendwann, denn allen war schnell klar, dass es nichts Wichtiges mehr gab, nichts, was man versäumen konnte. Man konnte sich ganz dem Augenblick widmen. Das Leben wurde unmittelbarer und echter.

Ein Tabu waren zunächst die leerstehenden Häuser und Wohnungen. Viele Türen waren unverschlossen und trotzdem respektierte jeder das fremde Eigentum. Vielleicht dachte man doch im Stillen, dass eine Rückkehr der Verschwundenen möglich wäre. Aber nach kurzer Zeit wuchs der Mut, diese fremden Wohnungen zu betreten. Bei mir blieb diese Scheu und ich betrete eine fremde Wohnung immer mit einer respektvollen Ehrfurcht vor denen, die einst hier gelebt haben. In manchen Wohngebieten übernehmen die Nachbarn bis heute die Versorgung der Zimmerpflanzen, sie gießen, stauben ab und halten das fremde Eigentum in Schuss. So als wäre der Bewohner nur auf einer Urlaubsreise und würde bald zurückkehren. Aber immer häufiger gab es im Lauf der Zeit auch Umquartierungen. Menschen mit kleinen Wohnungen zogen in leer stehende größere. Auch dort, wo eine Wohnsituation nicht mehr den Bedingungen der neuen Zeit entsprach, zogen Menschen um. Dabei spielten ab dem ersten Herbst Faktoren wie eine bessere Beheizung eine größere Rolle als Komfort und viel Platz. Wohnungen mit Kamin oder auch einem altertümlichen Holzofen waren begehrt als luxuriöse Ausstattungen. Küchen, in denen Herde waren, die mit Holz geheizt werden konnten, dienten oft mehreren Familien gleichzeitig, die sich nach einem genauen Plan dort das Essen zubereiten konnten. So waren manchmal ältere Häuser beliebter als große moderne Villen.

Aber auch in den verlassenen Häusern war es eigenartig, dass in den großen Kühltruhen keine Lebensmittel verderben. Nirgends stieß ich auf Verwesungsgeruch - und ich habe viele Häuser besichtigt. Die Truhen waren leer, die Lebensmittel verschwunden, wie ihre früheren Besitzer auch. Es war so, als ob eine große Ordnungsmacht zielgerichtet den übrig gebliebenen Rest aufs Beste versorgte und auf alles achtete, was den Menschen schaden könnte, und alles unterstützte, was ihnen half, mit der neuen Situation zurechtzukommen.

Es fehlte nichts. Und wo doch, konnte man das Gewünschte in irgendeinem der verlassenem Häuser finden und, weil es niemand mehr gehörte, an sich nehmen. Und jeder tat das mit einer großen Dankbarkeit denen gegenüber, denen diese Gegenstände früher gehört hatten. Man sah in den verschwundenen Menschen die Wohltäter einer neuen Generation. Sie waren posthum zu großzügigen Gebern und ermutigenden Ermöglichern geworden. Ihr Besitz bekam auf diese Weise einen wichtigen Wert für die neue Zeit. Er bildete, zwar unfreiwillig, die Grundlage für eine ganz andere, großzügige Gesellschaft.

Grenzenlose Freiheit

Die große Frage allerdings, die die Übriggebliebenen beschäftigte, lautete, für manche sehr deutlich und bewusst, für andere eher im Unterbewussten: Warum bin ich übrig geblieben? Warum lebe ich noch? Und jeder dachte an die Menschen, die nicht mehr da waren, und verglich sich mit ihnen. War es ein Vorrecht, ein Überlebender zu sein? Oder war es eher eine Last? Waren diejenigen besser dran, die nicht mehr da waren, oder war es besser, die neue Zeit mitgestalten zu können? Am Anfang fiel die Beantwortung dieser Fragen nicht leicht. Man wusste ja nicht, was noch kommen würde, und war sich nicht klar, wie man diese ungewöhnliche Situation beurteilen sollte. Aber dann setzte sich immer mehr die Freude über das Leben durch und die Lust am Neuen gewann die Oberhand. Die Grundfrage wandelte sich vom Warum ins Wozu: Wozu habe ich überlebt? Was ist mein Anteil an dieser neuen Zeit?

Ich empfand in diesen Tagen eine grenzenlose Freiheit. Und dieses ungeheure Gefühl von Weite und einem offenen Himmel blieb bis zum heutigen Tag, abgesehen von der schweren Zeit des ersten Winters. Es war nicht nur eine momentane Befreiung, sondern ein grundsätzlich neues Lebensgefühl. Und mit der Freiheit kam die Freude zurück. So unmittelbar wie seither habe ich die Freude noch nie gespürt. Vorher war die Freude immer verhalten gewesen, nur ansatzweise. Sie war nicht wirklich durchgekommen, sie hatte mich immer wieder nur gestreift. Nun war sie durchgebrochen, eine wunderbare, riesengroße Freude. Ich wusste gar nicht, dass man sich so freuen kann und dass Freude eine so begeisternde Lebensenergie vermittelt. Ich hätte tanzen mögen. Auch die Welt um mich herum war von Freude erfüllt, so war ich eins mit der Schöpfung in der dankbaren Überzeugung, dass alles gut ist, wirklich gut.

Mir wurde erst jetzt so richtig bewusst, unter welcher Last ich mein ganzes Leben lang gelitten hatte. Aber diese Erkenntnis betraf nicht nur mich, sondern alle Überlebenden. Wie waren wir eingespannt gewesen in Zwänge und Abhängigkeiten! Wir waren nun alles Kleinliche und Begrenzende los. Niemand versuchte uns zu überzeugen, dass wir doch noch mehr benötigten. Die ständigen Gespräche über billige Preise und Strategien, wie man etwas möglichst kostengünstig erwerben konnte, waren vorbei. Wir beschäftigten uns nicht mehr mit dem Aktienindex, Kursverlusten oder Zinsentwicklungen. Wir mussten nicht mehr um das billigste Schnäppchen oder den höchsten Gewinn konkurrieren. Wir hatten Lasten abgelegt und das Leben war leicht geworden. Wer sich früher mit Hingabe um sein mühsam erbautes oder erworbenes Haus gekümmert hatte, hatte nun viele Häuser, die ihm zur Verfügung standen. Da es keine Zeitungen mehr gab, jagte keine schlimme Nachricht die

andere. Man konnte sich in Ruhe und mit dem eigenen Tempo auf das einstellen, was passierte. Es gab nicht ständig etwas Neues, man musste deshalb auch nicht auf dem Laufenden sein. Auf einmal hatte man viel Zeit. Man sah sich um und es schien, als ob man seine Umgebung zum ersten Mal richtig wahrnehmen konnte.

Im ersten Sommer war ich viel unterwegs. Die Tage waren wunderschön und sonnig, die Nächte lau. Am Himmel strahlte eine Sonne, die dunkler aussah und größer wirkte, als ich sie von früher kannte. Sie machte einen alt gewordenen Eindruck. Auch schien sie sich langsamer zu bewegen und die Tage kamen mir länger vor. Am Morgen erhob sie sich wie eine dottergelbe Scheibe und abends ging sie blutrot unter. In den klaren Nächten erlebte ich einen grandiosen Sternenhimmel. Die Luft war durchsichtig wie niemals vorher, kein künstliches Licht minderte die Dunkelheit. Umso mehr funkelten die Sterne. Ich sah Sternbilder, die ich vorher noch nie gesehen hatte. In manchen Nächten fiel ein wahrer Regen von Sternschnuppen und oft stand das Nordlicht flackernd am Himmel, auch in warmen Nächten. Die Nächte waren viel zu schade, um zu schlafen, und oft lag ich im Freien und schaute in die Weiten des Alls. Es war warm genug, um draußen zu übernachten. Die Nachtigallen schlugen und sangen Schlaflieder. Wenn nachts Tausende von leuchtenden Blinkfliegen in der Luft tanzten - ein zauberhaftes, unwirkliches Bild von kleinsten Lebewesen, die knapp über dem Boden ihren Reigen aufführten - dann wusste ich, dass es am anderen Tag ein Gewitter geben würde, und konnte mir rechtzeitig einen Unterschlupf suchen. Wenn es regnete, dann schlief ich in einem der Häuser am Weg, das leer stand, oder irgendwo in einem Schuppen. Ich fand immer zum richtigen Zeitpunkt etwas zu essen. Einmal kam ich verschwitzt und hungrig nach einem langen Marsch in ein leer stehendes Haus und fand im Ofen das Feuer entzündet und auf dem Herd ein fertiges Gericht: gebratene Fische. Kurz davor hatte ich mir tatsächlich überlegt, wie schön es wäre, einmal wieder gebratenen Fisch zu essen. Das waren Zeichen der Fürsorge - ja, der Fürsorge Gottes. Ich habe erst viel später herausgefunden, wer dieses Mahl für mich so fürsorglich vorbereitet hatte. Ich fühlte mich Gott so nahe wie noch nie in meinen Leben. Er umgab mich auf meinem Weg und ich kam mir nie ungeborgen und verloren vor. Ich war in seiner Welt angekommen. Ich konnte ganz direkt mit ihm reden. Immer mehr wuchs in mir die Gewissheit, dass Jesus wiedergekommen *war*, auch wenn wir ihn nicht sahen, so war er doch spürbar gegenwärtig. Ich hatte den Eindruck - und diesen Eindruck bestätigten mir immer wieder auch andere Menschen -, dass Jesus uns heimsuchte und wir nun deshalb zu Hause waren. Wir waren nicht mehr in eine fremde Welt geworfene Menschen, sondern Angekommene in der endgültigen Heimat. Jesus war gekommen und hatte die Fremde verwandelt. Wunder, die ich erlebte, bestätigten das auf nachdrückliche oder auch auf ganz unspektakuläre Weise: An einem späten Abend kam ich an eine Stelle im Wald, wo ein helles Feuer loderte, aber niemand war zu sehen. Ich konnte hier eine beschützte Nacht verbringen. Oder: Im richtigen Moment fand ich Vorräte, die noch genießbar waren, obwohl sie ihr Verfallsdatum weit überschritten hatten. Manchmal lag ich nachts unter dem Sternenhimmel und während das Gras um mich herum nass vom Tau war, war ich vollkommen trocken geblieben, als hätte jemand eine Decke über mich gebreitet.

Die Gesellschaft der Überlebenden

Es gab keine Unwetter mehr. Die Natur hatte sich ausgetobt. Die Witterung war ideal für einen guten landwirtschaftlichen Ertrag. Vereinzelt hatten sich Landwirte wieder an die Arbeit gemacht und ihre Felder bestellt. Ihre Arbeit wurde reich gesegnet, sodass im Herbst eine große Ernte eingebracht werden konnte, die für alle ausreichte. Es gab ja nur noch wenige Menschen und wir hatten wirklich mehr als genug. Es schien, als ob Dornen und Disteln das fruchtbare Ackerland freigegeben hätten und die Arbeit nicht mehr im Schweiß des Angesichtes erledigt werden musste, sondern eine Lust war. Vieles wuchs wie von selbst. Es wurde auch dort geerntet, wo niemand gesät hatte. Im Herbst waren die Obstbäume übertoll und Nüsse wurden säckeweise eingesammelt.

Bereits in diesem ersten Sommer begannen die Menschen sich zusammenzufinden. Es bildeten sich kleine Zentren von Überlebenden. Jeder suchte sich nach und nach ein Plätzchen, wo er sich wohlfühlen konnte. Man wählte seinen Wohnsitz nach der Nachbarschaft, man war ja aufeinander angewiesen. Neue Freundschaften bildeten sich, Beziehungen wurden geknüpft, tragfähige Gemeinwesen entstanden. Auch Eigenbrötler gaben ihre Vereinzelung auf und suchten Gemeinschaft. Das machte das Leben wertvoll und jeder Augenblick war ein kostbares Geschenk. Gelassenheit und Vertrauen prägten die Beziehungen. Man konnte loslassen, musste nichts mehr festhalten, konnte auch hergeben. Man sah ja nicht mehr nur sich selbst, sondern das Ganze. Das Schlimmste, das jemandem hätte passieren können, wäre, aus der Gemeinschaft verstoßen zu werden. Entsprechend bemühte sich jeder um den anderen und war bereit, sich selbst einzufügen.

Nur vereinzelt blieben Menschen allein und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Aber das wurde akzeptiert und immer wieder machten sich Menschen auf den Weg zu ihnen, um nach ihnen zu schauen. Wenn ich unterwegs war, stieß ich auf sie und konnte mit ihnen sprechen. Ich sah es als meine Aufgabe an, ihnen davon zu berichten, was anderswo geschah, um sie mit einzubeziehen. Ich hielt Kontakt zu ihnen und verband sie so mit der Gemeinschaft der anderen.

Damals im ersten Sommer erlebten wir ganz neu und unmittelbar die Nähe Gottes und erfuhren uns selbst als fehlerhaft und begrenzt. Zum Beispiel redeten wir lange Zeit mit einem schlechten Gewissen darüber, dass das Tempo der früheren Zeit zu hoch gewesen war, sodass wir uns selbst immer hinterherrannten. Wir waren gar nicht bei uns gewesen. Wir machten uns viele Gedanken darüber, warum wir keine eigene Verantwortung übernommen, sondern uns in dieser Weise hatten jagen lassen. Warum hatten wir nicht „Stopp!“ gesagt und uns widersetzt? Wir fanden keine Antwort. Wir konnten uns nicht einmal damit herausreden, dass wir es nicht gemerkt hätten. Doch, wir fühlten uns gehetzt, getrieben, fremdbestimmt. Aber wir hatten es hingenommen als das Los der modernen Zeit. Wir hatten die Hektik als Kollateralschaden des Wohlstandes in Kauf genommen. Wollten wir, dass es uns gut ging und wir ein bequemes Leben führten, dann mussten wir das als natürliche Folge akzeptieren. Aber heute sehen wir, dass wir uns ein gutes Leben zulasten von gravierenden Nebenwirkungen geleistet hatten und dass dieses Leben nicht wirklich ein gutes Leben gewesen war. Wir hatten es uns nur eingebildet. Immer mehr interessierte es mich, wie sich diese neue Zeit gestaltete, wie sich die Menschen angesichts der total

veränderten Umstände verhielten. So kann ich sagen, dass die Gesellschaft insgesamt auf dem Weg von der Postmoderne zurück in eine Agrarwirtschaft war, aber ohne Mühe und Anstrengung. Dieser Schritt war kein Rückschritt, sondern einer in die eigentliche Bestimmung des Menschen. Es bestand kein Interesse mehr an Technik, es ging auch ohne. Das Wichtigste waren die Beziehungen. Die Natur gab die Struktur vor und der Mensch gestaltete sich seinen Platz, es gab kein Gegeneinander, kein angestregtes Kämpfen gegen die Umstände, nur einfache, klare Ordnungen, heilsame Abläufe. Es entstand eine Gesellschaft, in der der Mensch nicht mehr den Menschen bestimmte, knechtete, zwang oder schädigte, es gab weder Unterdrückung noch Gewalt. Natürlich bestand noch Misstrauen. Ich will nicht alles nur ideal darstellen. Die Menschen änderten sich nicht von heute auf morgen. Und wer mit Erfahrung von Gewalt und Missbrauch groß geworden war, konnte Angst und Vorsicht nicht von heute auf morgen ablegen. Es gab noch viele Wunden - das sollte ich in den folgenden Monaten deutlich erleben.

Der Esel

Ich durchwanderte menschenleere Landstriche. Es war trostlos, auf Straßen oder endlosen Autobahnen zu gehen, interessanter waren die Wege durchs Gelände, die aber bald kaum noch zu erkennen waren. Tagelang traf ich niemand. Ich begegnete Wölfen und Luchsen, aber sie taten mir nichts. Die Natur eroberte ihren Bereich zurück. Einmal begegnete ich einem Bären - es muss wohl weit im Osten gewesen sein. Wir erschrakten beide über dieses unerwartete Zusammentreffen. Wir sahen uns an und hielten inne. Der Bär war schneller. Er knurrte mich an, was so viel bedeutete wie: „Du interessierst mich nicht weiter“, drehte sich um und verschwand im Wald. Das Desinteresse dieser gewaltigen Kreatur war für mich eine demütigende Erfahrung. Ich war in der Natur als Mensch nur eine kleine, unwichtige Randerscheinung.

Ein anderes Mal marschierte ich in einer mondhellen Nacht und sah schon von Weitem den Schatten eines Menschen vor mir auf dem Weg. Er kam mir entgegen. Während ich noch überlegte, wie ich reagieren sollte, war der Schatten verschwunden. Vorsichtig ging ich weiter. Da bemerkte ich, dass sich dieser Mensch in den Graben neben den Weg gelegt hatte. Als ich an ihm vorbeiging, hörte ich sein Atmen. Sah ich so bedrohlich aus? Er hatte wohl mehr Angst vor mir gehabt als ich vor ihm. Bis heute weiß ich nicht, warum dieser Mensch nachts unterwegs gewesen war, so wie ich auch.

Ich kam durch Ortschaften, in denen sich die Natur bereits daran gemacht hatte, ihren Raum zurückzuerobern. Ich sah mit Erstaunen wie schnell Unkraut, Schlingpflanzen, Büsche und Bäume das bedeckten, was früher eine menschliche Siedlung gewesen war. Vor allem dort, wo Behausungen zerstört waren, wurden bereits nach kurzer Zeit die Trümmer von Rainfarn, Goldrute und Weidenröschen überwuchert, Weiden und Birken machten sich daran, die Ruinen zu verdecken.

Eigenartig war, dass fast sämtliche Brücken, auf die ich stieß, zerstört waren. Deshalb konnten die Flüsse nicht beliebig überquert werden. Ich war gezwungen, den Flüssen entlangzugehen. Dadurch bündelten sich die Wege. Sie führten zu Furten oder Stellen, wo Brücken notdürftig wiedererrichtet worden waren. An einigen früheren Brücken fand ich

Kähne, auf jeder Seite einer, sodass ich auf diese Weise über den Fluss kommen konnte. Man musste das Gewässer dann eben dreimal überqueren, um auch für den Nächsten die Boote wieder an jedem Ufer zu deponieren. Darauf konnte man sich verlassen.

An einem schönen Tag stieß ich auf einen großen Bauernhof, der zum Zentrum vieler Menschen geworden war, die dort wie eine Großfamilie zusammenwohnten. Ich traf den Bauern auf seinem Acker, als er Kartoffeln hackte. Wir grüßten uns und kamen ins Gespräch. Ich fragte ihn nach dem Vieh, denn mir war aufgefallen, dass viele Ställe leer standen. Er antwortete: „Es gibt nur noch wenige Nutztiere, gerade so viele, wie wir versorgen können. Die Viehhaltung spielt keine so große Rolle mehr wie früher.“ Ich sah ihn an. Was war mit den Tieren geworden, die massenhaft in großen Ställen gehalten wurden: Kühe, Hühner, Schweine? Er schüttelte den Kopf. „Sie sind alle fort. Es ging ihnen wie vielen Menschen, sie sind verschwunden. Aber wir haben nirgends tote Tiere gefunden.“ Er stützte sich auf seine Hacke und schaute in die Ferne. „Sie wurden von ihrem Elend befreit. Vielleicht geht es ihnen heute besser als früher bei uns.“ Wieder machte er eine bedächtige Pause. Dann wies er auf einen Weidenbaum am Rand des Feldes. „Aber hier, da ist noch einer“, er lachte. Und tatsächlich, dort stand angebunden ein Esel, ließ müde seinen Kopf hängen und kümmerte sich um nichts und niemanden. Sein trauriger Gesichtsausdruck berührte mich. „Der ist uns letzte Nacht zugelaufen. Wer weiß, was er durchgemacht hat.“ Ich ging zu dem Tier und klopfte ihm den Hals. „Den können Sie haben“, rief mir der Bauer zu, „wenn Sie wollen.“ Ich wollte. Und so kam ich zu Onesimus, meinem getreuen Gefährten auf meinem Weg durch die neue Zeit.

Erstes Jahr: Winter

Die Schatten des Alten

Mein Esel Onesimus wurde mir ein nützlicher Begleiter. In manchen Situationen, in den ich nicht mehr wollte, stieß er mich an und forderte mich zum Weitergehen auf. Ich konnte auch nicht anders als immer weiterzugehen. Ein Innehalten war nicht möglich. Gott hatte etwas angestoßen, er hatte *mich* angestoßen und in Bewegung gesetzt. Ich hätte mich Gott widersetzen müssen, wenn ich meinen Weg verlassen hätte - und meinem Esel, der sehr störrisch sein konnte, wenn es ums Stehenbleiben ging. Er wollte weiter, er hatte Energie und Mut, wenn ich am Ende war. Ich konnte ihm mein ganzes Gepäck aufladen und trotzdem trabte er munter voran und zog mich hinter sich her.

Ohne diesen treuen Gefährten hätte ich wahrscheinlich den ersten Winter nicht überstanden. Er war eine lange Zeit das einzige Geschöpf, mit dem ich mich unterhalten konnte, und er schien mich zu verstehen. Er klappte seine Ohren nach vorn, schaute mich geduldig an und hörte mir zu. Nur ab und zu schüttelt er sich so, dass es staubte. Dann schien er anderer Meinung zu sein. Manchmal nickte er auch oder gähnte, wenn meine Tiraden zu lang wurden.

Im Herbst fanden wir viel Nahrung für uns beide. Aber die Nächte wurden spürbar kürzer und kälter. Wir waren unterwegs und ich wusste nicht, wohin. Wir durchzogen das Land kreuz und quer auf der Suche - nach was? Damals kannte ich meinen Auftrag noch nicht. Schließlich kamen unübersehbar die Herbststürme und der erste Raureif überzog eines Morgens das Land. Es wurde mir bewusst, dass eine Zäsur nötig war. Ich musste dringend klären, was ich wollte. Aber ich fand nicht den Mut, eine Entscheidung zu treffen. Ich hatte mich an das Wanderdasein gewöhnt und konnte mir nichts anderes mehr vorstellen. So kam der erste Schnee für mich doch sehr plötzlich. Ich hatte mich mit dem, was unweigerlich kommen würde, nicht beschäftigen wollen, nun wurde ich mit der Tatsache konfrontiert, dass ich etwas unternehmen musste, wollte ich nicht in den Winterstürmen zugrunde gehen. Ich befand mich irgendwo in einem weithin menschenleeren Land, das auch früher kaum besiedelt gewesen war. Dicke Schneewolken zogen sich am Himmel zusammen, die Luft wurde schneidend kalt und roch nach Winter. Auch Onesimus wurde unruhig. Er schaute mich immer wieder drängend an und forderte mich zu einer Entscheidung auf. Ich ignorierte seine Warnung und zog einfach weiter. Dann begann es zu schneien. Dicke Flocken fielen immer dichter vom Himmel. Schnell war das Land weiß gepudert und wenige Augenblicke später lag bereits überall eine dicke Schneeschicht. Vom Weg war nichts mehr zu sehen, die Sicht reduzierte sich auf ein paar Meter. Dann begann sich der Wind schließlich zu einem ausgewachsenen Sturm zu entwickeln. Nun kam der Schnee von allen Seiten, weiße Wände wurden vor mir hergetrieben oder stürzten wie Fluten über mich. Langsam stapfte ich voran und hielt mich dicht an meinen Gefährten. Von ihm ging eine beruhigende Wärme aus. Aber es wurde immer dunkler, die Nacht brach herein. Jetzt wurde mir bewusst, dass ich einen Fehler gemacht hatte und mein Verleugnen der offensichtlichen Anzeichen des nahenden Winters verhängnisvoll gewesen war. Auch jetzt in der neuen Zeit gab es Gefahren, sie zu übersehen war sträflich. Nun war der Winter über mich hereingebrochen und ich war allein in einer verlassenen Gegend. Ich hatte mich selbst in eine schwierige Lage gebracht. Nicht nur mich, sondern auch meinen Esel. *Ich* war der Esel gewesen. Aber nun war es zu spät. Hier konnte ich nicht bleiben. Ich musste weiter. Auch wenn es eigentlich keinen Sinn machte. Ich stapfte, rutschte und stolperte voran, durch Schneewächten, Gräben, an Bäumen vorbei, die bei jeder Berührung weitere Schneelasten auf uns abluden. Und als es gar nicht mehr weitergehen wollte und ich einsehen musste, dass ich mich verrannt hatte, stand ich plötzlich vor einem großen Haus. Eine herrschaftliche Einfahrt mit einem breiten Tor ließ darauf schließen, dass ich an ein altes Herrenhaus geraten war, das einsam am Waldrand stand. Eine steinerne Freitreppe führte zu einer Eingangstür, die offen stand. Der Wind hatte bereits eine Menge Schnee in die Eingangshalle geweht. Ich ging hinein und nahm auch Onesimus mit. In der Halle war es dunkel und kalt. Der Wind piffte durchs Haus und erzeugte dabei heulende Geräusche. Ich suchte in meinem Gepäck nach einer Kerze. Aber als ich sie anzünden wollte, blies sie der Wind immer wieder aus. Ich ließ meinen Esel stehen und tastete mich durch den Raum, stieß dabei an Tische und Sessel, bis ich vor einem großen Kamin stand. Ich roch den Ruß und spürte den Zug durch den Kamin. Ich tastete den Boden ab und fand tatsächlich Papier, Holz und eine Schachtel mit überlangen Zündhölzern. Sie mussten schon einige Zeit hier gelegen haben, sie waren klamm. Nur dem Gespür meiner

Hände folgend, begann ich Papier und Holzscheite im Kamin aufzuschichten. Erst später stellte ich fest, dass ich mich dabei entsetzlich mit Ruß verschmierte. Endlich gelang es mir, das feuchte Papier zu entzünden. Der Kamin zog gut und bald züngelte eine Flamme am Holz entlang. Nach einiger Zeit brannte das Feuer. Ich atmete auf. Wir waren gerettet. Mein Esel hatte die ganze Zeit geduldig im Raum gestanden und hatte sich auch nicht von den Rauchschwaden irritieren lassen, die ich kurzzeitig verursacht hatte. Nun holte ich ihn näher ans Feuer. Als es wärmer wurde, lud ich mein Gepäck ab und packte meine Sachen aus. Ich rückte ein breites Sofa in die Nähe des Feuers und suchte Decken für mich und Onesimus. Bald hatte ich für ihn und für mich ein Lager gebaut. In der Nähe des Kamins fand ich genügend Holz. Es würde für diese Nacht ausreichen. Dann legte ich mich auf die Coach und schlief ein. In der Nacht hatte ich schwere Träume. Ich verirrte mich ständig, stieß auf finstere Wände, kam in dunkle Röhren, aus denen ich nicht mehr herausfand. Mit schwerem Kopf wachte ich auf. Es roch nach kaltem Rauch, das Feuer war ausgegangen. Ich entzündete es erneut und machte mich auf die Suche nach Essbarem. Onesimus lag auf seinen Decken und schaute mir traurig hinterher. Ich fand tatsächlich ausreichend Lebensmittel und meine Stimmung hob sich. Hier würde ich zur Not den Winter überstehen können.

In der Finsternis

Die nächste Zeit verbrachte ich damit, das große Haus, eine herrschaftliche Villa, zu durchsuchen. Ich stöberte in allen Ecken und fand tatsächlich einiges Nützliche. Die früheren Besitzer waren für alles vorbereitet. Zum Beispiel fand ich auch einen Schrank voll mit Spirituosen: Whiskey, Gin, Weinbrand und vieles mehr - alles edelste Sorten. Ein erster Überblick ergab, dass die Lebensmittelvorräte einen Winter über ausreichen würden. Nur für Onesimus war nicht das Richtige dabei. Aber bald entdeckte ich den Stall, der offensichtlich Pferden gedient hatte, mit Heuballen, trockenem Brot in einem Kasten und einer Miete mit Mohrrüben, die noch sehr frisch aussahen.

Wenn auch die äußere Versorgung nun gesichert war, fühlte ich mich zunehmend unwohl. Draußen schneite es immer noch. Der Schnee lag inzwischen fast zwei Meter hoch. Ich hatte mir nur mühsam einen Weg zu den Stallungen bahnen können. Ich holte weiteres Holz aus dem Schuppen und hielt das Feuer in der Halle am Brennen. Aber es wärmte nur, wenn man ganz nahe vor ihm saß. Sonst war es kalt in diesem Haus, eiskalt. Wenn ich herumging, hängte ich mir eine dicke Woldecke um. Aber die Kälte war nicht das größte Problem. Mehr noch fühlte ich, wie in diesem Haus Hände nach mir griffen. Nachts wachte ich auf, weil ich das Gefühl hatte, dass jemand an mir rüttelte. Aber es war niemand da. In diesem Haus gab es eine Dunkelheit, die belebt schien. Ich versuchte mich abzusichern und zu schützen, indem ich mich bewaffnete. Einen Hirschfänger, den ich fand, band ich mir um und zwei Gewehre, die ich in einem Waffenschrank gefunden hatte, legte ich griffbereit. Ich weiß nicht, warum ich das tat, ich hätte im Notfall nicht gewusst, wie ich die Waffen hätte handhaben sollen - und ob sie überhaupt funktioniert hätten. Aber es gab offensichtlich in diesem Haus eine Macht, die mich veranlasste, selbst mächtig sein zu wollen. Ich rüstete mich innerlich auf, hatte Fantasien von Angriff und Verteidigung, sah mich immer wieder in Auseinandersetzungen verwickelt, in denen ich siegte. Ich spürte meine Unsicherheit und Schwäche und wollte entsprechend immer stärker sein. Meine innere Aggression nahm zu,

das tat mir nicht gut. Ich wurde misstrauisch, vorsichtig und war ständig für einen Angriff gewappnet. Ich wollte stärker sein, ich wollte siegen. Ich wollte das, was mich bedrohte, beherrschen. Ich versuchte die innere Ohnmacht in Allmacht zu verwandeln, gab mich stark, selbstbewusst und kühn. Die großen Vorräte von hochprozentigem Alkohol waren eine große Versuchung. Wenn ich mich schwach und bedürftig fühlte, konnte ich mich auf angenehme Weise aufrüsten. Außerdem wurde mir dann warm und ich kam mir nicht mehr so einsam vor. Ich hatte kurzzeitig das Gefühl von Grandiosität und Unbesiegbarkeit, aber umso mehr traf mich dann der Absturz in die raue Wirklichkeit. Jetzt vermisste ich zum ersten Mal seit dem ich unterwegs war die komfortablen Erleichterungen des Alltags, eine warme Dusche, einen entspannenden Fernsehfilm, aufbauende Radiomusik. Es gab in diesem Haus nur Romane der übelsten Sorte: blutrünstige Krimis, seichte Liebesgeschichten, all das, was meine Gemütslage nicht hob, sondern eher noch mehr belastete. Ich verlor in diesen Tagen meine Leichtigkeit, ich trat schwerer auf, wollte den unsichtbaren Bedrohern signalisieren, dass ich stark und unüberwindlich war. Gleichzeitig ging ich gebückt und lauernd, verlor den aufrechten Gang. Immer häufiger vergaß ich dabei, meinen Esel zu versorgen. Ich kümmerte mich nur noch um mich selbst und war bemüht, mich im Gleichgewicht zu halten. Die Nächte waren fürchterlich. Die Alpträume nahmen zu, die Bedrohung wurde immer spürbarer. Es war wie ein schwarzer Schlund, der mich verschlingen wollte, ein Loch, das mich unweigerlich ansaugte und in die Tiefe zog. Der Schlaf brachte keine Erholung, das Licht des Feuers keine Wärme, sondern nur einen schwachen, flackernden Schein, der größte Teil der riesigen Halle blieb im Dunkeln. Manchmal schrie ich in der Nacht und wachte daran auf. Manchmal brüllte ich Befehle. Ich hörte den Marschschritt von Soldaten. Ich vernahm Schüsse, Schreie und Stöhnen. Manchmal war mir, als ob Kanonendonner das Haus zum Zittern brachte. Aber ich wollte standhalten, ich wollte bestehen, ich wollte mich nicht besiegen lassen. Ich war größer, stärker, besser. Dabei verfiel ich immer mehr. Ich fieberte, mir war heiß und kalt, ich schwitzte und fror. Draußen hatte der Schneesturm aufgehört, die Landschaft lag dick verschneit und schweigend vor mir. Dann kamen die Wölfe. Ich hörte ihr Heulen wenn es dunkel war und tagsüber sah ich ihre Spuren vor der Tür. Ich fühlte mich nur sicher, wenn das Gewehr in Reichweite lag. Bei allem war mein Esel so still, als wäre er nicht da. Er fraß, wenn ich ihm etwas brachte, und schlief, wenn ich mich nicht um ihn kümmerte. Er wurde magerer und blickte irgendwie traurig drein.

Schließlich kam der Tag, an dem ich den Raum entdeckte. Er war mir bisher entgangen. Eine Tür im Keller führte in einen dunklen Gang, dahinter zu einer schweren Tür. Dann ein modriger Raum, wie eine Gruft. Ich entzündete eine Kerze und erkannte, dass dieser Raum wie ein Mausoleum war. Auf einem altarähnlichen Tisch stand eine große Büste aus schwarzem Marmor. Es war Adolf Hitler. Dahinter an der Wand ebenfalls ein großes Bild von ihm, mit einem schwarzen Trauerflor bekränzt. Auf Regalen an den Wänden waren verschiedene Dinge ausgestellt: Pistolen, Koppelschlösser, Ausgaben des Buches „Mein Kampf“, Orden, Peitschen, Schlagringe und vieles mehr, das an die Zeit des Nationalsozialismus erinnerte. In der Ecke standen Soldatenstiefel. In einem Ständer weitere Gewehre. Das war also das Fundament dieses Hauses, das war das dunkle Geheimnis dieser

alten Villa. Von hierher kam die Bedrohung. Es war der Schatten einer dunklen und noch nicht verarbeiteten Vergangenheit, der nach mir griff! Mich packte ein abgründtiefes Grauen. Gegen diese Macht war ich wehrlos. Wenn ich stärker sein wollte, hatte ich keine Chance. Dieser Gegner war mir zu groß. Ich stürzte die Treppen hinauf, packte meine Sachen zusammen, machte Onesimus reisefertig, indem ich ihm noch ein paar Decken auflud, und verließ fluchtartig das Haus. Hier konnte ich keine Sekunde länger bleiben. Gegen diese Vergangenheit konnte ich nicht kämpfen, ohne besiegt zu werden. Sie hätte mich fast in ihren Bann gezogen und an sich gebunden. Wenn mich die Schatten der Vergangenheit überwältigt hätten, wäre ich ihr Diener geworden. Ich wäre verloren gewesen.

Die Krise

So stapfte ich wieder durch die Einsamkeit. Onesimus ging voraus, er bahnte den Weg. Er schien wieder zu seiner alten Munterkeit und Kraft zurückgefunden zu haben, seit wir das Haus verlassen hatten. Er schien genau zu wissen, wohin er wollte. Ich jedoch war verzagt und hatte die Lust am Unterwegssein verloren. Ich kam mir so erbärmlich vor und hatte das Gefühl, dass ich diesem Weg mit seinen Herausforderungen nicht gewachsen war. War ich doch bereits der ersten Versuchung erlegen! Ich hatte mich als nicht zuverlässig und wirklich stark erwiesen, ich hatte nur so getan. Ich war im Grunde immer noch der Gleiche und hatte mich nicht verändert. Das erfüllte mich mit einem Gefühl tiefer Verzweiflung. Ich ging hinter Onesimus her und achtete auf nichts. Ich spürte nicht, wie die Kälte in meine Kleidung kroch, wie meine Füße zu Eiszapfen wurden, wie Tränen in meinem Gesicht froren und wie ich immer nasser wurde, durch den Schweiß von innen und den Schnee von außen. Meine Zähne klapperten und ich zitterte am ganzen Körper. Aber es war mir, als wäre ich nicht in mir. Ich war weit weg. Nur wie im Traum nahm ich wahr, dass mich mein Esel zu einer kleinen Siedlung geführt hatte, geduckte, tief verschneite, kleine Katen, wie er vor einer der Hütten stehen blieb, einfach stur und ohne die geringste Bereitschaft weiterzugehen, mich an einer Tür ablieferte, wie ich diese Türe öffnete, einen kleinen Raum betrat und wie ohnmächtig niederstürzte. Ich hatte keine Kraft mehr, hatte alles in einem aussichtslosen Kampf verbraucht. Ich war am Ende und konnte nicht mehr. Fieberkrämpfe schüttelten mich, mein Körper krampfte sich zusammen. Wie im Fieberwahn nahm ich wahr, oder es schien mir nur so, dass jemand in die Hütte kam, ein Feuer im Ofen entzündete, mich auszog, abrieb, in trockene Decken hüllte und auf die Ofenbank legte. Als ich nach einiger Zeit wieder aufwachte - waren Tage oder nur Stunden vergangen? -, war es warm im Raum, das Feuer brannte im Ofen, trockene Scheite waren vorbereitet und auf dem Tisch standen Brot, Käse und ein Krug Milch. Heißhungrig griff ich zu, es war Aufbaunahrung für Leib und Seele. Dann schlief ich wieder ein, wer weiß, wie lange. Als ich das nächste Mal erwachte, fühlte ich mich wieder kräftiger. Ich stand auf, legte Holz nach und suchte mir etwas zu essen. Ich überlegte, ob es ein Traum war oder Wirklichkeit, was ich erlebt hatte. War tatsächlich jemand da gewesen und hatte mich versorgt? Letztlich war es mir gleichgültig, fühlte ich mich doch besser. Ich fand gutes Brot, kräftigen Käse und frische Milch in der Speisekammer und sättigte mich ein weiteres Mal. In der ganzen Zeit, in der ich mich in dieser Hütte befand, gingen Brot, Käse und Milch nicht aus.

Als ich mich gestärkt hatte, suchte ich nach Onesimus. Er stand in einem kleinen Stall hinter der Kate, begrüßte mich sehr vergnügt und hatte ebenfalls ausreichend zu füttern.

Ich war aus dem dunklen Haus der Macht und der Vergangenheit entkommen - aber nun griff die Einsamkeit nach mir. Das Alte war fort und das Neue noch nicht geboren. Ich war allein mit mir, mir ausgeliefert. Ich war ins Nichts zwischen Alt und Neu gefallen. Ich wollte nicht loslassen, ich wollte nicht arm und bedürftig sein und mich auf nichts Unbekanntes einlassen. Alles, was mir lieb und teuer war, stand auf und wurde übermächtig. Ich sagte mir vor, was ich bereits erreicht hatte, zählte meine Erfolge auf. Ich nannte meine Gaben und Fähigkeiten, ich strich meine Qualitäten hervor. Aber nichts zählte. Ich musste an den Punkt kommen, an dem ich mir eingestand, dass ich nichts bin und nichts kann, dass ich nichts in der Hand habe, was ich vorweisen könnte, und dass ich ganz und gar auf die Gnade und Hilfe Gottes angewiesen war. Und als ich nichts mehr hatte, musste ich mich mit mir zurechtfinden - oder besser: abfinden, wie ich war. Aber dieser Punkt war der Wendepunkt, von da an wurde alles anders. Nun war ich bereit, die große Veränderung anzunehmen.

Dazu kam, dass es um mich herum totenstill war. Es gab in diesem Schneewinter so gut wie keine Geräusche, nachdem der Wind sich gelegt hatte und die große Kälte anbrach. Die Vögel verstummten und auch die Wölfe zogen sich zurück. Alles war überreizt gewesen und ich hatte die leisen Töne nicht mehr hören können. Jetzt in der Stille waren diese leisen Töne überlaut, teilweise so laut, dass sie schmerzten. Aber während ich früher nicht sehr empfindsam war für das, was sich in mir regte, konnte ich nun meine wirklichen Gefühle wahrnehmen. Teilweise war es erschreckend zu sehen, was in mir vorging. Ich war schonungslos mit mir selbst und meinem Inneren konfrontiert. Je mehr es mir jedoch gelang, die Stille auszuhalten und Ruhe in mir einkehrte, desto mehr kam ich zu mir selbst, desto wirklicher wurde ich. Es war so, als wäre ich vorher nur ein Schatten meiner selbst gewesen, nun aber wurde ich substanzvoll.

Es gab nichts, was mich ablenkte. Es war niemand da, mit dem ich hätte reden können, niemand, über den ich mich hätte erheben und lustig machen können. Mein einziges Gegenüber war Onesimus. Der geduldige Esel musste sich in dieser Zeit viel anhören. Aber er war ein williger Zuhörer, wenigstens ein Wesen aus Fleisch und Blut, warm, fellig, das atmete und kaute, Geräusche und Gerüche verbreitete. Es tat mir gut, mich mit meinem Gefährten zu befassen, ihn zu streicheln, zu bürsten, zu füttern oder ihm einfach nahe zu sein.

Der Auftrag

Am Tiefpunkt dieses Winters feierte ich Weihnachten. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Es gab weder Kalender noch Uhren, nach denen ich mich hätte richten können. Es war auch egal. Und so wurde es das intensivste und echtste Weihnachtsfest, das ich jemals erlebte. Ich feierte die Geburt Christi in dunkelster Nacht am Tiefpunkt der Schuld, am Wendepunkt meiner Existenz. Dorthin, wo ich nicht mehr weiterwusste, kam Jesus. Als ich ganz unten war, wurde er geboren, ganz neu für mich. Er war mir nahe in dieser Kate, die einem Stall nahekam. Nur mein Esel leistete mir Gesellschaft und trotzdem spürte ich, dass die ganzen Massen der himmlischen Heerscharen mitfeierten. So fühlte ich mich nicht mehr ganz allein.

Hier war der Mittelpunkt der Welt, hier geschah das Entscheidende. Es geschah in mir und ich war beteiligt. Es war nicht irgendeine schöne, fromme Geschichte, sondern Gottes Geschichte mit mir. Als ich ganz allein war und mir selbst total ausgeliefert, war mir Gott am nächsten, er füllte das Nichts aus, wie damals das kleine Kind die einfache Krippe. Ich wurde zur Krippe für den Sohn Gottes. Das gab mir Zuversicht. Ich wusste nicht, was kommen würde. Ich hatte keine Ahnung wie alles weiterging. Ich war allein, mutterseelenallein und ohne Kenntnis, ob und wie es für mich weitergehen würde. Aber Jesus war bei mir. Das war das Wichtigste. Deshalb hatte ich Hoffnung und Zuversicht, deshalb gab es für mich eine Zukunft.

Von diesem Punkt aus, nach diesem Weihnachtsfest irgendwann in diesem Winter, wurde jeder Tag ein Fest: Ich hatte losgelassen und wurde gehalten. Ich hatte hergeben und war beschenkt worden. Ich hatte nichts Eigenes mehr und doch hatte ich alles. Ich wusste nicht, wie es weitergehen würde, aber ich hatte die große Gewissheit einer guten Zukunft in mir. Ich war gestorben und nun lebte ich wirklich. Es war der Anfang eines neuen Lebens. Mein Glaube an Gott hatte eine neue, feste Grundlage gewonnen.

Und noch etwas anderes stand in diesen Tagen vor meinen Augen: Es ist nichts Zufall! Gott geht mit mir meinen Weg. In der Einsamkeit begann ich zu sehen, als mich nichts mehr ablenkte blickte ich durch: Gott hatte mich berufen. Ich sollte sehen, ich sollte sein Seher sein. Er öffnete mir die Augen, damit ich wahrnahm und erkannte, was geschah. Wobei sich dann auch gleich wieder die Zweifel meldeten: Was sollte mit dem geschehen, was ich sah? Wem sollte ich es mitteilen? Gab es überhaupt Menschen, die mich hören wollten, die mit mir verstehen wollten, was geschieht? Ich zweifelte...

An dieser Stelle meines Berichts gibt es Unruhe unter den zuhörenden Mitgliedern des Rates: „Wir hören dir zu!“, ruft jemand aus der Menge. „Das ist genug. Oder sind wir etwa niemand?“ Alle lachen. Es ist mir peinlich. Ich versuche mich zu rechtfertigen: „Ja heute sehe ich, worauf alles hinlief, heute verstehe ich, dass ich sehen sollte, um es euch zu berichten, dass nichts umsonst ist von dem, was ich gesehen habe. Hier hat es seinen Platz und ihr hört mir zu. Aber“, ich mache ein Pause, „früher hatte ich oft das Gefühl, dass mich niemand hören will, sich niemand für das interessiert, was ich sah.“ Mir kommen fast die Tränen vor Selbstmitleid als ich an die vielen vergeblichen Versuche denke, den Menschen das verständlich zu machen, was mir wichtig geworden war. Aber dann erinnere ich mich an noch etwas...

Damals machte mir Gott auch deutlich, dass es nicht nur darauf ankommt, dass ich das, was ich sah, Menschen mitteilte. Nein, Gott selbst interessierte sich dafür. Er wollte, dass ich sah und das, was ich erblickte, ihm erzählte. Er wollte mit meinen Augen sehen. Ich sollte ihm alles sagen. So begann ich immer mehr, mit Gott zu reden. Manchmal führte ich auf meinen Wegen lange Selbstgespräche. Und dabei entstand ein Kreislauf, der sich selbst verstärkte: Ich sah und versuchte zu verstehen. Ich sagte Gott, was ich sah und was ich erkannte. Und indem ich es Gott berichtete, sah ich mehr und verstand ich mehr. Das konnte ich ihm wieder mitteilen - und wieder gab es eine Schicht, die darunter lag. Ich konnte Neues entdecken und erkennen. So konnte ich Dinge und Vorgänge immer tiefer durchdringen und

verstand immer besser. Während Gott mit meinen Augen sah, lernte ich mit den Augen Gottes zu sehen und das, was geschah, von ihm heraus, von innen heraus zu begreifen. In diesem Winter in der Einsamkeit der Abgeschiedenheit begann ich auch zu singen. Ich sang viele Lieder, so wie sie mir in den Sinn kamen, zu neuen, eigenen Melodien, mit Inbrunst und laut. Es wäre wahrscheinlich seltsam gewesen, wenn zufälligerweise jemand mitbekommen hätte, welche Geräusche und Töne aus einer kleinen einsamen Kate mitten in der Wildnis drangen. Aber es war ja glücklicherweise niemand da, der mich hätte hören können. So entstand etwas ganz Neues in dieser Wintereinsamkeit. Ich wurde ein neuer Mensch. Und als der Schnee schmolz, war ich nicht nur schlanker geworden, sondern auch innerlich fester, ruhiger, mutiger. Ich war bereit, mich auf die neue Zeit einzulassen.

Zweites Jahr: Frühjahr und Sommer

Neuanfang

Seit diesem Winter sah ich auch die kleinen Dinge mit neuen Augen. Ich habe verstanden, dass es nichts Unwichtiges gibt. Dadurch, dass wir einer Sache einer Bedeutung geben, wird sie bedeutsam. Vieles, was ich bisher übersehen hatte, wurde wichtig, und ich lernte, mich über Kleinigkeiten zu freuen. Es gab so viel, wofür es sich lohnte, dankbar zu sein. Und das war meist nicht das Große, Auffällige. Auch die Kleinigkeiten bildeten eine Fülle interessanter und wichtiger Dinge, die mein Leben unglaublich reich machten. Das Einfache bekam Gewicht. Und je mehr ich das Kleine sah und ihm Bedeutung beimaß, desto mehr entdeckte ich. Eine neue Welt tat sich vor mir auf, eine reiche, bezaubernde und gewaltige Welt. Wenn ich die Fähigkeiten dazu gehabt hätte, wäre ich zum Dichter geworden. Und noch etwas anderes geschah mit mir: Ich wurde zufriedener. Ich konnte warten und genießen, es musste nicht alles gleich passieren, alles hatte seine ihm eigene Zeit. Ich sah hinter die Dinge und entdeckte hinter ihnen die Ruhe Gottes. Ich spürte, wie in allem Gottes Zuspruch steckte: „Siehe, es war sehr gut!“ Ich war eins mit mir, eins mit Gott und eins mit dieser Welt, der ich begegnete und die mir begegnete. Die Dinge kamen auf mich zu und boten sich mir an. Und gleichzeitig war ich offen für sie und bereit, sie in mich aufzunehmen, um sie zu verstehen. Ich verstand die Dinge von innen, aus ihrem eigenen Wesen heraus. Das war eine faszinierende Erfahrung. Ich betrachtete und wurde betrachtet. Dieses Verwobensein war gleichzeitig das Gefühl, in Gott zu sein, und ich wusste, dass er auch in mir ist: „In ihm leben, weben und sind wir.“

Endlich meldete sich der Frühling. Der Schnee schmolz und ich stellte mich darauf ein, bald weiterzuwandern. Ich war begierig hinauszugehen, die neu gewonnene innere Weite auch äußerlich zu erleben, als es noch einmal einen Wintereinbruch gab. Ich war enttäuscht und fühlte mich ausgebremst. Aber nun zeigte sich, was neu geworden war. Ich verbohrte mich nicht im Groll oder versuchte doch mit meinen Mitteln, mein Ziel zu erreichen - früher wäre ich vielleicht trotzdem losgegangen und hätte dabei wieder die Erfahrung von Strapazen und Umwegen gemacht. Nein, ich hielt aus, stellte mich dieser Situation und geduldete mich -

eine interessante, neue Erfahrung. Ich wartete darauf, bis Gott das Kommando zum Losgehen gab, und bis dahin schickte ich mich und hielt still. Es war eine befreiende Erkenntnis: Ich war frei von mir selbst, meiner Ungeduld, meinem eigenen Wollen, meinem Drängen und meinen Plänen, die ich unter allen Umständen verwirklichen wollte. Der Frühling kam letztlich doch. Zwar etwas später, aber dann mit umso mehr Macht. Innerhalb weniger Tage wurde es mild, überall sprossen die Pflanzen aus dem nassen Boden, der sich bald anwärmte und von der Sonne getrocknet wurde. Die Vögel hatten ein Spektakel, dass es eine wahre Freude war - vor allem morgens -, und überall lockte der Weg zum Hinausgehen. Und ich ging hinaus - in die neue Welt Gottes.

An dieser Stelle mache ich eine Pause. Ich fühle mich erleichtert und befreit. Ein schwieriger Teil meines Berichtes liegt hinter mir. „Möchtest du etwas trinken?“ Jemand reicht mir ein Glas Wasser. Ich nicke dankbar. Ich fühle mich auch eins mit meinen Zuhörern. Ich bin hier bei ihnen, einer der ihnen. Ich fühle mich auf- und angenommen in ihrer Mitte.

Nun möchte ich erzählen, wie ich Pfarrer Adam kennenlernte, der mir im zweiten Jahr meiner Reise ein wichtiger Bruder wurde, weil er mir half, die Dinge zu sehen und zu verstehen. Die Gespräche mit ihm haben mich viel gelehrt.

Tagelang war ich in jenem Frühling unterwegs und traf keine Seele. Ich wollte diesen Landstrich hinter mir lassen und war auf der Suche nach Menschen. Eines Tages kam ich in einen riesigen Wald. Zuerst dachte ich, dass ich ihn bald durchqueren könnte, aber dann schien er kein Ende zu nehmen. Im Gegenteil, er wurde immer dichter und finsterer. Es gab bald nur noch schmale Pfade, das Unterholz wurde undurchdringlicher und vor allem für Onesimus wurde das Vorankommen mühsam. Nun ging ich voran und bahnte ihm den Weg. Aber wir kamen nur langsam vorwärts. Einige Male mussten wir im Dickicht übernachten. Da der Himmel über den Baumkronen nicht zu sehen war, konnten wir uns auch nicht orientieren. Mir kam es vor, als ob wir im Kreis gingen. Wahrscheinlich hatten wir die Richtung verloren und folgten nur Wildwechseln, die nirgendwohin führten.

Da, mitten im Wald, traf ich auf Pfarrer Adam. Er stand auf einer kleinen Lichtung, hatte ein Buch in der Hand und betrachtete eine Pflanze, die dort wuchs. Als wir aus dem Gebüsch brachen, drehte er sich um. Er schien überhaupt nicht erstaunt zu sein, uns hier zu sehen, so als hätte er auf uns gewartet. „Gott zum Gruß“, empfing er uns in seiner etwas antiquierten Sprache, aber mit freundlicher Herzlichkeit und einem lachenden, offenen Gesicht. „Was tun Sie hier?“, fragte ich vorsichtig. Man konnte ja in diesen Tagen nicht sicher sein, wem man begegnen würde.

„Ich suche verlorene Schafe“, sagte er lachend. „Und“, fragte ich, „haben Sie schon welche gefunden?“ Er lachte schallend, ein herzliches und aufrichtiges Lachen, wie ich es in den nächsten Monaten noch öfters hören sollte. „Nein, aber zwei Esel.“ Sein Lachen war so ansteckend, dass ich mitlachen musste. „Im Ernst“, fragte ich, „Sie gehen hier durch den Wald und suchen nach verlorenen Schafen, nach solchen, die sich verirrt haben?“ „Nein, Sie haben mich missverstanden. Ich bin Pfarrer. Da ist es mein Beruf, verlorene Schafe zu suchen. Und manchmal geschieht es wie nebenbei, dass ich dann auch verirrte Menschen finde. Sie haben sich verlaufen?“, fragte er mich, als ob es etwas ganz Normales wäre. Da

stellte ich mich ihm vor und erzählte, wo ich herkam. Er wurde ernst: „Da sind wir uns ja wohl nicht zufällig begegnet“, sagte er bedeutungsvoll. Er sollte recht haben. Nun stellte er sich vor und erklärte mir, dass er Pfarrer einer Gemeinde in einem Dorf am Waldrand sei, das früher Finstermoos geheißen habe, aber sich nun Freudewald nenne. Und er lud mich ein, zu ihm zu kommen. Selbstverständlich nahm ich diese Einladung gerne an - nach diesem Winter endlich wieder ein menschliches Lebewesen und dann auch noch so eine freundliche Person!

Pfarrer Adams Gemeinde

Wie aufbauend und ermutigend Pfarrer Adam für mich war, erkannte ich erst nach und nach in vielen Gesprächen. Schon als er mich aus dem Wald führte, erklärte er mir: „Hier in dieser Gegend lebten die Menschen früher sehr vereinzelt. Nach dem großen Ereignis fanden sie sich allerdings zusammen, kamen in unser Dorf und siedelten sich dort an. Es gab ja Platz genug.“ Er schaute mich an, ob ich mit seinen Andeutungen etwas anfangen konnte. Ich nickte. „In diesem Winter haben wir einen gemeinsamen Neuanfang gemacht. Sie werden es sehen, wir sind dabei, eine neue Form von Gemeinschaft zu finden. Das Entscheidende dabei ist: Der Mensch ist nicht mehr das Maß der Dinge.“ Pfarrer Adam strahlte mich an. „Und endlich kann ich das sein, was ich eigentlich schon immer sein wollte, aber aufgrund der vielen organisatorischen Belange unserer starren Verwaltungsstruktur nicht sein konnte: ein Hirte. Nun kann ich mich um die Menschen kümmern - und vor allem auch den Verlorenen nachgehen. Ich kann Pfarrer sein inmitten einer Gemeinde von Menschen, einem dichten Netzwerk an Beziehungen. Alles Überflüssige spielt keine Rolle mehr. Wir haben Zeit füreinander und können uns einander zuwenden. Alle sind voller Erwartung und Offenheit für das, was unter uns geschieht. Wir achten aufeinander und sind in allem füreinander da. So habe ich mir Gemeinde immer vorgestellt.“ Man sah Pfarrer Adam an, dass er in seinem Element war.

„Ja, der Himmel ist auf die Erde gekommen“, sagte ich, um zu zeigen, dass ich seiner Meinung war. Er schaute mich interessiert an. „Nein, nicht der Himmel ist gekommen, sondern Jesus hat sich auf den Weg gemacht. Er ist uns nahe gekommen und er wird immer sichtbarer werden, je näher er ist. Und weil Jesus da ist, ist auch der Himmel da, berühren sich Himmel und Erde. Das ist eine Erfahrung und eine Erkenntnis nicht nur für wenige Menschen, sondern für alle, Gotteserfahrung ist nichts Exklusives mehr. Wir sind auf dem Weg zurück ins Paradies.“ Das kam mir nun etwas übertrieben vor und ich schaute mein Gegenüber skeptisch an. Er lächelte. In diesem Moment traten wir aus dem Wald. Vor uns lag ein Dorf, das einen sehr belebten Eindruck machte. Ein Kind sprang uns entgegen. „Hallo José, hast du auf mich gewartet? Ich habe Besuch mitgebracht.“ Und zu mir gewandt, sagte er: „Das ist eines unserer Kinder, die sich bei uns eingefunden haben, weil sie keine Eltern mehr haben.“ Und an das anknüpfend, was wir vorher gesprochen hatten, sagte er: „Wir brauchen heute alle einen kindlichen Glauben.“ Da wurden wir auch schon von einer Meute von Kindern umringt, die uns mit viel Hallo ins Dorf begleiteten und denen es vor allem Onesimus angetan hatte, der sich gern streicheln ließ.

In der Mitte des Dorfes gab es einen großen freien Platz und gleich daneben die Kirche. „Hier im Pfarrhaus wohne ich mit meiner Frau“, erklärte Pfarrer Adam. Er winkte zum Fenster hinauf und kurz darauf trat seine Frau aus der Tür, eine freundliche stämmige, kleine Person mit einem ebenfalls offenen und fröhlichen Gesicht. „Das ist Rosi, meine Frau“, stellte er vor. „Sie werden bei uns wohnen, solange Sie wollen. Wir haben Platz genug.“ Seine Frau begrüßte mich fröhlich, fragte mich nach meinen Wünschen und ging dann wieder ins Haus, um mein Zimmer vorzubereiten. „Ich zeige Ihnen solange die Kirche.“ Pfarrer Adam forderte mich zum Mitkommen auf. Ich ließ meinen Esel in der Obhut der Kinder und betrat das kleine, schmucke Gotteshaus.

„Wir feiern heute ganz andere Gottesdienste als früher. Alles ist unmittelbarer. Gott ist spürbar gegenwärtig. Vieles ist offen und geschieht spontan. Wir feiern Gott in unserer Mitte und wir feiern als Menschen, die sich als Gerettete zusammengefunden haben. Wir sind heute wirklich eine Gemeinschaft, nicht nur eine Versammlung. Es gibt keine Gottesdienstbesucher mehr, sondern nur noch Beteiligte. Ich habe schon manche Veränderungen erlebt“, lachte Pfarrer Adam, „da gab es eine Phase, da wurde eine Bühne in die Kirche gebaut für Anspiele und Konzerte oder sonstige Aufführungen. Wie im Theater wurden Scheinwerfer installiert. Dann wurden die Bänke entfernt und Stühle in die Kirche gestellt, damit man unkompliziert Gesprächsgruppen bilden konnte. Zuletzt waren Beamer und Leinwand nötig, auf die hin sich das Gottesdienstgeschehen ausrichtete. Heute ist es die Gemeinschaft - und ist es die Beziehung zu Gott. Wir beten gemeinsam, singen unsere Lieder zur Gitarre. Jeder kann einen Gedanken beitragen, der ihm wichtig ist, oder von einer persönlichen Erfahrung berichten. Wenn jemand ein Anliegen hat, kann er es mitteilen und ich greife in meinen Predigten das auf, was ich in unserem Alltag wahrnehme. Es ist ein reibungsloses Miteinander. Und die Orgel versuchen wir auf Handbetrieb umzustellen, vielleicht gelingt es uns bald, einen alten Blasebalg einzubauen.“

In diesem Moment kam ein junger Mann in die Kirche, begab sich zum Glockenseil, das im Raum unter dem Turm baumelte, und fing an, die kleine Glocke zu läuten. Ich sah Pfarrer Adam fragend an. „Das ist Manuel. Seine Aufgabe ist, an jedem Mittag die Glocke zu läuten. Wer sie bedient, bestimmt die Zeit.“ Er lachte schallend und nickte dem jungen Mann aufmunternd zu. Dann wandte er sich wieder an mich. „Im Ernst, es gibt ja keine Uhren mehr und wir gestalten unseren Tag nach der Mitte des Tages. Wenn die Sonne am höchsten steht, ist Mittag, dann wird geläutet. Manchmal kommen dann Menschen hierher und werden still oder beten für die Arbeit des Tages.“ Tatsächlich kamen einige Menschen in die Kirche, ältere und jüngere. Sie setzten sich im Kreis. „Kommen Sie, wir wollen nicht stören.“ Pfarrer Adam führte mich in das Pfarrhaus. Dort war der Tisch für ein gutes Mittagessen gedeckt. Die erste Mahlzeit für mich in Gemeinschaft mit anderen nach langer Zeit. Ich genoss sie, als hätte ich nie etwas Köstlicheres gegessen.

Wichtige Entdeckungen

Das Mittagessen wurde mit einer kleinen Tasse Kaffee abgeschlossen. „Unsere Vorräte an Kaffee gehen bald zu Ende. Wir werden uns umstellen müssen.“ Pfarrer Adam seufzte und seine Frau ergänzte: „Auch Gewürze und Salz werden knapp.“ An ihrem Mann gewandt,

sagte sie: „Wir werden uns bald etwas einfallen lassen müssen.“

Den Nachmittag verbrachte ich, indem ich das Dorf besichtigte und die ersten Kontakte zu seinen Bewohnern aufnahm. Ich erlebte viele freundliche, offene Menschen, die sich gern Zeit für ein Gespräch nahmen, die mich in ihre Wohnungen führten und mit sichtlichem Stolz ihr neues Gemeinwesen vorführten. Nirgends entdeckte ich eine Spur von Wehmut oder Bedauern über das, was geschehen war. Offensichtlich hatte jeder seinen Platz gefunden und war zufrieden mit den Umständen seines Lebens. Ich spürte eine große Gelassenheit und Ruhe, niemand hetzte, Zeit schien in großem Maß zur Verfügung zu stehen. Das Gespräch, die Zuwendung, das Kennenlernen nahm einen großen Raum ein. Man interessierte sich füreinander - und in diesem Fall nun besonders für mich. Ich wurde vielfach gefragt, wo ich herkam und was ich in den letzten Monaten gemacht hatte. Seltsamerweise wollte niemand von mir wissen, was ich vorher getan hatte, als ob die frühere Zeit nicht mehr zählte. Die Menschen wollten eher von dem hören, wie es anderswo zugeht und ob sich auch dort das neue Leben formierte.

Nach dem Abendessen lud mich Pfarrer Adam in seine Studierstube ein. „Hier“, sagte er andächtig und hielt mir dabei eine Flasche Wein unter die Nase, „habe ich noch einen alten Bordeaux. Den können wir zusammen trinken. Ich habe ihn irgendwo gefunden, ich weiß nicht, wie er in unser Dorf gelangt ist. Heute ist er fällig.“ Er lachte tief und fröhlich. „Oder? Unser Zusammentreffen ist doch ein guter Anlass.“ Ich nickte. Tatsächlich, es war ein Château d'Yquem, in früheren Zeiten hätte man ein paar Hundert Euro für eine Flasche bezahlt. Wir machten es uns gemütlich. Der Wein war schwer und kräftig, er stammte aus einer längst vergangenen Zeit.

Ich fragte Pfarrer Adam nach seiner Bemerkung über den Neuanfang seiner Gemeinde, die er auf dem Weg hierher gemacht hatte. Er erklärte mir: „Im Winter hatten wir viel Zeit zum Austausch und Gespräch. Die Schneemassen ließen auch nicht viel anderes zu. Wir haben uns in der Kirche getroffen. Es war der einzige große Raum, der mit Holz zu heizen war, und haben uns Gedanken gemacht, wie wir miteinander leben wollen. Alle kamen zu diesen Austauschrunden - auch die, die nicht zur Gemeinde der Christen gehörten. Wir machen hier generell keine großen Unterschiede mehr. Wir haben darüber nachgedacht, was uns wichtig ist. Wir haben folgende Sätze formuliert“, er wies auf ein Plakat an der Wand: „Wir gehören zusammen. Wir helfen uns gegenseitig und stehen füreinander ein.“ Pfarrer Adam machte eine Pause und dachte nach, er wollte offensichtlich nichts Falsches sagen. „Diesen Grundsätzen haben alle zugestimmt. Jeder hat sein eigenes Ja dazu gesagt. Für manche war das nicht einfach. Als diese Grundlage unsere gemeinsame Absichtserklärung war, haben wir uns überlegt, was das für uns praktisch heißt, und haben dann einige Konsequenzen formuliert: Wir kümmern uns umeinander und ergänzen einander. Alles gehört allen. Wir schauen nicht nur auf uns selbst, sondern auch auf den anderen. Es soll allen Dorfbewohnern gut gehen. Jeder gibt, was er hat. Jeder bringt sich mit seinen Gaben ein.“ „Das ist ja wie bei den ersten Christen.“ Ich war begeistert.

„Nein“, widersprach mir Pfarrer Adam, „es gibt keine Neuauflage der ersten Gemeinde. Das war vor zweitausend Jahren möglich, kurz nach der Zeit Jesu und als unmittelbare Auswirkung der Ausgießung des Heiligen Geistes. Die Christen heute sind nicht mehr

enthusiastisch begeistert, sie sind eher erdverbunden, selbstverständlich und natürlich. Aber auch das ist ja eine Frucht des Heiligen Geistes, nur stiller, unspektakulärer - einfach der praktische, normale Vollzug des Lebens, ohne Schnörkel und ohne faszinierende Begleiterscheinungen.“ Pfarrer Adam überlegte erneut. „Wir sind nicht wie die ersten Christen. Wir sind eher die Generation der letzten Christen. Wir finden zu einem ganz einfachen, unmittelbaren, persönlichen Christentum zurück. Und nun sind wir dabei, dies einzuüben. Sie könnten uns dabei helfen.“ Das war ein konkreter Auftrag an mich. Ich dachte kurz nach und stimmte zu. Das war genau das, was ich gern machen würde, und es gab mir die Gelegenheit, noch länger hier zu verweilen.

Ich berichtete Pfarrer Adam von meinen Erfahrungen im Winter. Er hörte mir aufmerksam zu. Dann sagte er: „Gott führt uns in die Enge, damit wir zu uns selbst finden. Er will, dass wir *in* uns die Weite finden. Er erspart uns nicht die Konfrontation mit unseren Unsicherheiten. Er spannt uns in einen Schraubstock, damit wir uns wehren und unsere Kraft spüren. Er fordert uns zu eigenen Schritten auf, damit wir von uns wegkommen. Er zeigt uns, was in unserem Leben nicht stimmt, um uns zu befreien. Wir müssen uns dann nicht mehr ausweichen oder uns vor uns selbst schämen. Wir wissen, wie bedürftig wir sind. Und in diesem Moment der tiefen Selbsterkenntnis schenkt Gott sich uns selbst. Er schafft ein Vakuum, das er mit sich und mit seiner Liebe füllt. Was könnte besser sein?“ Er lachte mich an, erhob das Glas und prostete mir zu. Der Wein war tatsächlich vorzüglich.

Gott stürzt die Mächtigen vom Thron

Dann war es still in der Studierstube. Wir hingen unseren Gedanken nach. „Wir leben in einer neuen Zeit.“ Pfarrer Adam unterbrach die Stille. „Unter uns ist eine große Erwartung auf etwas Neues, eine neugierige Offenheit und eine große Gelassenheit. Wir sind gespannt, was passieren wird. Wir orientieren uns nach vorn und schauen nicht mehr zurück. In unseren Diskussionen geht es nicht mehr um Ziele, sondern um das, was getan werden muss. Wir wenden uns einander zu und grenzen uns nicht mehr voneinander ab. Es muss sich niemand mehr profilieren.“

Pfarrer Adam richtete sich auf: „Kannst du dir eine Welt ohne Gewalt vorstellen? Die gibt es nicht! Seit dem Sündenfall leidet die Schöpfung Gewalt. Nur mühsam, durch Regeln und Gesetze, kann Gewalt eingeschränkt werden. Trotzdem kommt es immer wieder zu Gewaltausbrüchen. Der Mensch ist in seiner Natur gewalttätig. Nun hat Gott aber eingegriffen und die Welt wieder in den Zustand versetzt, wie sie war, bevor die Gewalt ins Spiel kam. Alles Gewalttätige hat er beseitigt, der Mensch muss nicht mehr gewalttätig für sich kämpfen oder sich verteidigen. Er bekommt, was er braucht - niemand muss darauf achten, dass er sich gegen den anderen durchsetzt, weil er sonst zu kurz kommen könnte. Du wirst erleben: Ohne Gewalt gibt es keine Macht, kein Oben und kein Unten mehr. Alle Menschen sind gleich. Und ohne Gewalt gibt es keine Angst, man kann sich wieder vertrauen. Es war die Gewalt, die alles verdorben hat, die die Beziehungen zerstörte. Gewalt ist das Gegenteil von Liebe. Gewalt und Liebe passen nicht zusammen. Am Anfang war Gottes Liebe, dann kam die Gewalt. Seither war alles von ihr bestimmt: Die Beziehungen der Menschen, das Lernen, das Kaufen und Verkaufen, sogar der Glaube an Gott unterstand den

Bedrängnissen der Gewalt durch das Gesetz einer unbarmherzigen Moral. Alles geschah unter der Herrschaft des Beherrschens und Bestimmens - auch in der christlichen Gemeinde: Der eine bestimmt, der andere gehorcht. Unterwürfigkeit war das Prinzip der Welt. Die einen hatten die Wahrheit und deshalb die Macht. Sie setzten ihre Wahrheit gegen alle Widerstände durch. Allmählich hat sich der Mensch so an die Gewalt gewöhnt, dass er gar nicht mehr anders sein konnte als gewalttätig. Aber Gott wollte es anders. Denn Gott ist Liebe. Er hat die Welt gewaltfrei geschaffen, in seinem Paradies gab es keine Gewalt, keine Herrschaft des einen über den anderen. Konkurrenz, Neid und Gegeneinander kamen durch den Baum der Erkenntnis: Ich bin besser als du, ich weiß mehr, ich bin klüger.“ Pfarrer Adam schüttelte angewidert den Kopf.

„Heute, jetzt hat der Mensch die Chance, zu sich zu finden, so wie ihn Gott sich gedacht hatte: ohne Gewalt, ohne Macht, liebend und dienend. Die Macht ist nicht das Normale - das erkennen wir heute, wo wir auch andere Möglichkeiten haben. Die Gewalt war das Problem in allem! Nicht die Gewalt gibt Befriedigung, Frieden, Erlösung, sondern Jesus, der als erster Mensch zeigte, wie ein wirklich gewaltfreies Leben aussieht, der aus der Liebe zum Menschen lieber gestorben ist, als Macht auszuüben - nicht einmal fromme Macht. Nun erleben wir eine erlöste Welt, eine Welt ohne Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Hierarchien, Konkurrenz und verachtender Beschämung. Das ist Gottes Welt! Jetzt hat der Mensch vielleicht zum ersten Mal wirklich die Möglichkeit, Mensch zu sein, zu beweisen, dass er menschlich ist - so wie Gott ihn sieht und ihn gedacht hat.“

„Das ist das Reich Gottes auf Erden“, bemerkte ich.

„Nein, so weit würde ich nicht gehen“, widersprach Pfarrer Adam, „es ist alles noch sehr irdisch und vorläufig. Das Eigentliche, das Beständige ist noch nicht da. Vielleicht leben wir in einer Vorstufe des Reiches Gottes, in einer Zeit der Vorbereitung. Reich Gottes ist Gottes Herrschaft. Alles, was nicht zu Gott gehört und eigene Herrschaftsansprüche über den Menschen erhebt, gehört nicht dazu und muss weichen. Wir erleben diese Reinigung als eine grundsätzliche Klärung: Was gehört zu Gott und was nicht?“

„Sind deshalb so viele Menschen verschwunden?“, fragte ich vorsichtig. „Wurden die Bösen weggenommen, die sich Gott widersetzen?“ Pfarrer Adam wiegte nachdenklich seinen Kopf. „Ich glaube, so einfach ist es nicht“, antwortete er. „Wir haben uns viele Gedanken gemacht, warum die einen weggenommen wurden und die anderen geblieben sind. Wir haben hierüber noch keine endgültige Erkenntnis. Es sind nicht die Bösen, die fehlen. Wir entdecken noch viel Böses in uns und spüren, dass wir uns noch sehr verändern müssen. Nein, es sind eher die Mächtigen, die nicht mehr da sind, und die, die sich mächtig vorkamen, die die Macht an sich gerissen haben und zu ihrem Vorteil ausspielten, die andere unterdrückten und manipulierten. Es fehlen die Antreiber, die Lauten, die sich so wichtig genommen haben oder wichtig machten, die Egoisten, die sich nur um sich selbst kümmerten und ihren Vorteil suchten.“

„Gott stürzt die Mächtigen vom Thron“, zitierte ich den Lobgesang Marias aus der Bibel. Pfarrer Adam nickte. Dann rezitierte er feierlich die Bibelstelle 1. Korinther 1, 26 bis 29: „Seht doch, liebe Brüder, auf eure Berufung. Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat

Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, damit er zunichtemache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme.“ Wir schwiegen betroffen und dachten über uns nach, dann ergänzte Pfarrer Adam stockend, als müsste er sich überwinden, das zu sagen: „Dadurch, dass diese bestimmenden Menschen nicht mehr da sind, haben die anderen, die Stillen, die Vorsichtigen und Zurückhaltenden die Möglichkeit, sich zu entfalten. Da es die Menschen in der ersten Reihe nicht mehr gibt, sind die von hinten nach vorn gerutscht. Nun sind sie dran. Und das ist etwas ganz anderes. Es war ja nicht nur schlimm, dass viele Menschen sich in den Vordergrund spielten und dabei gravierende Fehler machten, sondern auch, dass sie den anderen den Platz wegnahmen, die es vielleicht hätten besser machen können.“ Pfarrer Adam schien bekümmert.

„Weil die Antreiber, die Vorlauten und Schnellen fehlen, geht es ruhiger zu“, stellte ich bestätigend fest. Das würde die ruhige Gelassenheit der Menschen erklären.

„Ja, es war wie eine Befreiung für viele. Plötzlich haben alle Menschen Zeit. Jeder kann sich um sein eigenes Tempo kümmern, es gibt keine Hektik mehr, kein Müssen, kein Gejagtwerden. Aber bald wurde deutlich, dass es nun an den Überlebenden ist, die neue Zeit zu gestalten, niemand kann sich mehr hinter anderen verstecken und Verantwortung abschieben. Nun ist jeder persönlich gefragt. Das ist für einige eine große Herausforderung, zu der sie auch erst ihr eigenes Ja finden müssen. Die Unscheinbaren bekommen jetzt ihren Platz, den dürfen sie nun ausfüllen. Sie dürfen zeigen, was in ihnen steckt.“ Wieder machte Pfarrer Adam eine Pause und wir hingen unseren Gedanken nach. Wie schön war es, Zeit zu haben und sich gegenseitig diese Zeit auch zuzugestehen.

„Ich habe den Eindruck“, fuhr Pfarrer Adam fort, „auch die Zeit läuft langsamer und die Menschen altern weniger. Das mag daran liegen, dass jeder bedächtiger und ruhiger leben kann und sich mehr Zeit für das nimmt, was er tut. Aber vielleicht liegt es auch daran, dass sich die Zeit grundsätzlich verändert hat. Es gibt keine Uhren mehr und wir können es deshalb nicht nachprüfen, aber oft hatten wir schon den Eindruck, dass ein Tag heute länger ist als früher. Wir haben für alles viel mehr Zeit.“

Ich wünschte mir, dass der Abend überhaupt nicht aufhören würde und dass diese neue Zeit ewig ginge.

„Noch etwas fällt uns auf“, ergänzte Pfarrer Adam und das klang bekümmert, „es werden keine Kinder mehr geboren. Wir haben noch keine endgültige Sicherheit, dazu ist die Zeit zu kurz, aber der Eindruck ist sehr stark: Die Menschen altern nicht mehr so deutlich und es kommen keine neuen Menschen mehr zur Welt. Ist das auch ein Hinweis auf das Ende? In den ersten neun Monaten gab es noch etliche Geburten, zuletzt sogar noch sehr viele. Offensichtlich hatte die große Veränderung bei vielen Paaren dazu geführt, in den Tagen danach, in der großen Ungewissheit, wie es weitergehen würde, Kinder zu zeugen. Aber seither ist kein Kind mehr zur Welt gekommen und die Frauen wurden nicht mehr schwanger. Die Kinder, die jetzt Kinder sind, bleiben vielleicht Kinder, wer weiß, aber die Menschheit pflanzt sich nicht mehr fort. Auch das wäre ein Hinweis auf die letzte Generation: Wir sind am Ende angelangt.“

Ich hatte noch einige Fragen: „Wenn die Mächtigen weg sind, sind dann vor allem die Frauen übrig geblieben? Und wo sind die, die entrückt wurden, hingekommen?“

„Das sind schwierige Fragen“, antwortete Pfarrer Adam. „Die Mächtigen und die Vorlauten sind nicht nur Männer. Es gab auch sehr manipulative und beherrschende Frauen. Nein, man kann nicht sagen, dass mehr Frauen übrig geblieben sind. Wir schätzen, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung überlebt hat und zwei Drittel verschwunden sind.“

„Wie schon in der Bibel steht: Der dritte Teil soll übrig bleiben (Sacharia 13, 8-9)“, fiel mir ein.

„Vielleicht“, Pfarrer Adam war sich nicht sicher, „man könnte auch Psalm 37, 35-36 als biblische Belegstelle anführen. Aber“, Pfarrer Adam schüttelte nachdenklich den Kopf, „wir wissen nicht, ob wir solche Bibelstellen auf uns heute beziehen können, und wir wissen auch nicht, ob wir von Entrückung reden sollen. Wir wissen nur, dass wir zurückgeblieben sind und überlebt haben und die anderen verschwunden sind. Wohin? Keine Ahnung. Meine Frau hat sich schon einmal scherzhaft überlegt, ob nun alle Mächtigen zusammen auf einem entfernten Stern leben und wie es dort dann wohl zugehen würde. Ob sie sich dort gegenseitig antreiben und jagen? Und wer ist unter den Mächtigen der Mächtigste? Werden sie sich vielleicht gegenseitig ausrotten, bis nur noch einer übrig bleibt - und der regiert dann mächtig über sich?“ Er lachte.

„Jedenfalls ist für uns Übriggebliebene der Tod nicht mehr bedrohlich. Wir sind wie Gestorbene und in eine neue Zeit Hineingeborene. Es gibt auch kein Zwingen mehr, keiner kann den anderen unterwerfen und bedrohen. Die Machtmittel üben keine Gewalt mehr aus, sie sind zerbrochen. Das Jammern hat auch aufgehört, es gibt keine Vorwürfe mehr, auch Gott können wir keine Vorhaltungen mehr machen, denn der Egoismus, das Kreisen um sich selbst ist vorbei. Alle sind froh, den alten Ballast los zu sein. Wir fühlen uns befreit und wie neu. Wir sind eine arme Gemeinschaft, die gibt, was sie hat. Wir sind machtlose Menschen, die einander beistehen und helfen und deshalb stark sind. Wir sind heimatlose Menschen, die anderen Heimat geben. Wir kreisen nicht um uns selbst, sondern entdecken einander als wichtige Ergänzung. Wir fühlen uns als Christen, wirkliche Christen - so als wären wir vorher nur ein wenig christlich gewesen.“

Der gute Wein war getrunken, die Kerze nur noch ein kleiner Stumpf. Wir verabschiedeten uns und wünschten uns eine gute Nacht. In dieser Nacht schlief ich zum ersten Mal wieder richtig gut. Ich fühlte mich geborgen wie ein Kind und genau am richtigen Platz.

Die neue Gemeinschaft

Den Sommer verbrachte ich in Freudewald und erlebte tatsächlich ein Dorf voller Freude. Ich gewann viele Freunde. Tiefe Beziehungen wurden geknüpft. Ich fand ein Gemeinwesen vor, das nach neuen Bedingungen entstand: Man hatte alles und man hatte Zeit. Man lebte in einer Haltung getroster Gelassenheit im Blick auf die Zukunft. Man konnte sich unmittelbarer und nachdrücklicher dem widmen, was jetzt gerade wichtig war. Man lebte dadurch intensiver und gegenwärtiger, viel bewusster. Die Erlebnisse waren stärker und nachdrücklicher als jemals vorher. Viele sagten: „Wir sind bei uns angekommen und nun leben wir, nun erst leben wir wirklich.“

Die Frauen spielten in diesen Veränderungen eine große Rolle, es war ihre Stunde. Die

Kleinfamilien lösten sich auf, man fand in größeren Gemeinschaften zusammen, es wurde ein starkes Beziehungsnetz geknüpft. Das Gespräch miteinander bekam ein neues Gewicht, jede Begegnung war ein intensiver Austausch. Der Glaube an Gott wurde eingebunden in die Lebensvollzüge und bestimmte selbstverständlich den Alltag. Auch wer bisher nicht an Gott glaubte, wurde mit einbezogen: Leben und Glauben waren eins. Gott war so spürbar gegenwärtig, dass jeder zu jedem Zeitpunkt mit ihm rechnete. Er gehörte einfach dazu.

Da es nicht in jedem Haus die Möglichkeit gab, auf Holzfeuern zu kochen, bildeten sich Kochstellen, wo einzelne dazu befähigte Frauen und Männer für viele Menschen kochten, die dann kamen und sich ihr Essen abholten. Vielfach wurde gleich an Ort und Stelle gemeinsam gegessen. Andere Mitglieder der Gemeinschaft versorgten die Kinder. Die Kleinen wurden betreut und beim Spielen beaufsichtigt, die anderen erhielten Unterricht. Alles geschah in einer sehr lockeren und unbeschwerten Weise. Die Kinder konnten Kinder sein.

Einige Mitglieder der Gemeinschaft gingen durch die Häuser und erfassten den Bestand von allen Gütern in großen Listen. Brauchte jemand irgendetwas, ging er zu diesem Komitee und erfuhr dann, wo er den gewünschten Gegenstand finden konnte. So wurden die bestehenden Güter gerecht verteilt. Es wurde nicht bewertet, ob jemand etwas tatsächlich brauchte oder nicht. Man vertraute sich. Es bildeten sich Räume in Häusern, in denen alle zur Verfügung stehenden Kleider gesammelt wurden, und wer ein Kleidungsstück suchte, konnte sich dort bedienen. Die Waren wurden von kundigen Mitgliedern der Gemeinschaft nach Größen sortiert und sorgfältig aufbewahrt. Auch wenn man sich auf diese Weise nicht mehr unbedingt elegant kleiden konnte, so war doch alles sehr funktional und praktisch. Niemand wurde ausgelacht, weil er nicht topmodisch gekleidet war. Es galten andere Kriterien. Genauso wurde es auch mit den Brillen gehandhabt. Sämtliche Brillen wurden zusammengeführt und man holte sich die Brille, die passte - auch wenn sie dann vielleicht komisch aussah. Das Äußere spielte einfach keine Rolle mehr.

Wer sich in der Landwirtschaft auskannte, betätigte sich dort. Wer Brot backen konnte, gehörte zum Backhausteam. Einige Menschen beschäftigten sich mit Bienenzucht, andere mit der Viehhaltung. Wieder andere wurden mit der Herstellung und Lagerung von Lebensmitteln betraut, mahlten die Getreidekörner, lagerten die Kartoffeln ein und versorgten das Obst - vieles wurde eingekocht. Einige Frauen hatten die Aufgabe, Wasser heiß zu machen, das von jungen Burschen aus dem Bach hertransportiert wurde, denn die allgemeine Wasserversorgung funktionierte nicht mehr. Seit der Veränderung war das Wasser aus dem Bach ohne Schadstoffe, klar und trinkbar. Wer baden wollte, reservierte sich einen Termin in einem Badezimmer und bekam eine Wanne warmen Wassers vorbereitet.

Eine Gruppe hatte die Aufgabe übernommen, die Wäsche zu waschen oder für die Sauberkeit in den leer stehenden Häusern zu sorgen. Ein weiteres Team befasste sich mit der Entsorgung von Abfall, dessen aktuelle Menge in keinem Verhältnis zu den früheren Ausmaßen stand, und mit der Beseitigung der Fäkalien. Es waren über Gruben öffentliche Latrinen errichtet worden.

Jeder hatte seinen Bereich und seine Aufgabe, so wie es ihm lag. Wer konnte, brachte seine Erfahrungen ein und lehrte die anderen. Man hatte Zeit, alles geschah in Freundlichkeit, in langsamem Tempo und in großer Ruhe. Keine Ungeduld war zu spüren, kein Drängen und keine Ablehnung, wenn jemand etwas nicht gleich begriff. Vor allem die Kinder genossen es, dass sich die Erwachsenen viel mit ihnen beschäftigten und gern Zeit mit ihnen verbrachten. Ebenso waren die Kinder gern bereit, ihren Anteil an der Gemeinschaft zu geben, indem sie kleine Aufgaben übernahmen. Auch die Kranken und Alten wurden umsorgt und liebevoll betreut. Man freute sich über ihre Geschichten und profitierte von ihren Erfahrungen. Auffällig war, dass es nur wenige Kranke gab. Es gab zwar eine heilkundige Frau im Ort, die für alle Wehwehchen und auch schwierigeren Sachen zuständig war, aber sie hatte kaum zu tun. Wo Unfälle passierten, heilten die Wunden schnell. Weil die Menschen bewusster und aufmerksamer arbeiteten, geschahen weniger Unfälle. Die gesunde Ernährung mit viel Obst und Gemüse sorgte dafür, dass die Menschen aufblühten. Den meisten ging es richtig gut und der ausreichende Schlaf sorgte auch für eine solide geistige Robustheit. Da die Menschen zufrieden waren, gab es weniger Anfälligkeiten für körperliche Zipperlein oder psychische Störungen.

Einmal fragte ich Pfarrer Adam, ob hier jeder gern und freiwillig bereit war zu arbeiten, ob es denn keine Verweigerer oder Drückeberger gab, die auf Kosten anderer lebten. Pfarrer Adam lachte: „Nein, das kommt so gut wie nicht vor. Jeder *will* sich einbringen und seinen Teil zum Wohl des Ganzen beitragen. Es macht ja auch Spaß zu sehen, dass man für die anderen wichtig ist. Aber keiner ist wichtiger als der andere.“ Er überlegte kurz und fuhr dann fort: „Würde jemand sich verweigern, würde er aus der Gemeinschaft herausfallen. Das wäre das Schlimmste, was ihm passieren würde.“

„Aber dann besteht doch ein gewisser Druck für jeden, sich zu beteiligen. Dann tut es doch niemand wirklich ganz freiwillig“, hakte ich vorsichtig nach.

„Nein“, widersprach mir Pfarrer Adam, „was jeder bekommt, ist mehr als das, was er gibt. Durch die Mitarbeit am Ganzen bekommt jeder seinen tiefen Sinn, er erhält Rückmeldungen, bekommt Anerkennung und Wertschätzung, erlebt, dass er wichtig ist. Dabei geht es nicht um große Dinge, die kleinen Handreichungen und Dienstleistungen sind unendlich wichtig geworden. Man will nichts Außerordentliches mehr, es sind die kleinen, normalen Abläufe, die zufrieden machen. Und weil hier jeder etwas tun kann - wir fragen nicht nach viel oder wenig -, hat jeder in unserer Gemeinschaft seinen Platz und seine besondere Bedeutung. Das erfüllt alle mit einer großen Dankbarkeit und einem tiefen Selbstwertgefühl.“

Und ein andermal sagte mir Pfarrer Adam eher beiläufig - aber ich habe es mir gut gemerkt, denn die Selbstverständlichkeit, mit der er es sagte, beeindruckte mich: „Ich glaube, wir sind dabei, uns selbst loszuwerden. Während uns Gott im ersten Schritt von den Geistern befreite, die wir gerufen hatten, aber nicht mehr loswerden konnten, werden wir nun uns selbst los. Es ist wie bei Kindern, die so in ihr Spiel vertieft sind, dass sie sich selbst vergessen - und auch alles um sie herum. Unser ‚Spiel‘ ist die Gemeinschaft und unser Miteinander. Aber es geht auch nicht nur um uns. Nein, wir sind eine Gemeinschaft, die offen ist für das, was kommt. Das ist es, was uns uns selbst vergessen lässt: Wir schauen in einer großen und

befreiten Hoffnung nach vorn und sind voller Erwartungen. Wir sind konzentriert bereit, das macht uns frei von uns selbst. Weil wir von uns selbst los sind, können wir uns einlassen - aufeinander, auf Gott, auf den, der kommt: Jesus. Wir haben keine Vorbehalte, Ängste oder pflegen unseren eigensinnigen Dickkopf. Wir sind frei von uns und unseren Vorlieben. Darum müssen wir uns nicht um uns selbst kümmern und für uns streiten, sondern können alles geduldig annehmen, was geschieht.“

Traum oder Wirklichkeit?

Meine Aufgabe war die Begleitung der Leute. Ich lud sie zu Gesprächsgruppen ein. Dazu bekam ich einen kleinen Saal im Pfarrhaus. Die Menschen kamen gern. Sie waren daran interessiert, persönlich von sich selbst zu reden und Erfahrungen und Erkenntnisse auszutauschen. Es ging in diesen Runden nicht um Ziele, Strukturen, Visionen, Teambildung oder Veränderungsprozesse, wie ich es früher meist erlebt hatte, sondern um elementare Fragen. Man fragte und suchte nach Antworten. Man war unkompliziert bereit, einander zuzuhören, man wollte sich verstehen. Man stellte nicht nur Fragen oder hielt endlose Monologe, sondern blieb so lange im Gespräch beieinander, bis man stimmige Ergebnisse gefunden hatte. Man redet nicht über Gemeinschaft oder darüber, wie man sein wollte, man *war* Gemeinschaft und lebte sie. Sich mitzuteilen war echtes Teilen, nicht ein Rechtbekommen oder Rechthaben. Ich moderierte Gesprächsrunden zu den Themen, die existenziell waren und einen persönlichen Austausch ermöglichten: Was ist uns wichtig? Was wollen wir tun? Warum sind wir hier? Was ist unsere Aufgabe in diesen Tagen? Wie können wir voreinander offen werden? Wie gehen wir mit Blockaden um? Wie können wir einander besser verstehen? Was nehmen wir wahr?

Auffällig oft beschäftigten wir uns mit dieser neuen Zeit und fragten uns, was das alles für uns bedeuten könnte: Wo gehen wir hin? Was kommt auf uns zu? In welcher Zeit leben wir? Die Runden beschlossen wir oft in großer Nachdenklichkeit und wacher Aufmerksamkeit. Schnelle Ergebnisse waren nicht so wichtig, es ging mehr darum, alles grundsätzlich zu verstehen und vor allem darum zu begreifen, was Gottes Absicht war.

Ab und zu erzählten Menschen von früher. Aber sie taten es, als wäre es eine längst vergangene Zeit. Sie schüttelten den Kopf, wenn sie an die Vergangenheit dachten, und konnten nicht verstehen, warum sie sich damals so sehr hatten in Zwänge und Abhängigkeiten einbinden lassen. Niemand sehnte sich zurück. Manchmal klang ein wenig Wehmut durch, wenn man sich an Genüsse erinnerte, die es nun nicht mehr gab: Schokolade, Orangen oder andere Schleckereien. Niemand vermisste Veranstaltungen, Kino, Filme - unwirkliche Ablenkungen, unechte Surrogate des Lebens. Die als unvergesslichen Momente angepriesenen Events waren vergessen, sie hatten der Wirklichkeit nicht standhalten können. Anderes war habhafter, echter und tatsächlich interessant. Das reale Leben hatte dem Schein den Rang abgelaufen. Man brauchte neben allem, was den langen Tag füllte, keine zusätzlichen Impulse mehr, keinen Nervenkitzel, keine weiteren Anregungen. Alles war aufregend genug und man brauchte die Zeit zum Aufnehmen und Verarbeiten. Mit allem, was sich im Miteinander ergab, war man vollauf beschäftigt. Und wenn man einmal nichts zu tun hatte, genoss man die Ruhe, die so voll kostbarer Stille war,

dass sie einem wie ein erfrischendes Bad vorkam. Es war gut, dass es keine Ablenkungen mehr gab, dass man bei sich bleiben und wirklich werden konnte.

Man war angekommen, wo man hinwollte: bei sich selbst. Deshalb musste man auch nicht mehr kämpfen und für sein vermeintliches Recht eintreten. Es gab so gut wie keine Konflikte mehr. Nur hin und wieder gab es Fragen bei der Verteilung der Güter oder der Zuweisung von Wohnraum: wenn zwei das Gleiche wollten. Aber man einigte sich schnell. Ich hatte als Konfliktberater keine Arbeit mehr. Man musste ja nichts mehr verteidigen, man war zufrieden und satt. Wo man einmal verzichten musste, tat man es gern, weil das Wohl des anderen ein eigener Wert und Gewinn war. Man musste nicht mehr Recht haben, weil das allgemeine Recht offensichtlich war: das, was dem Leben diente. Niemand wollte stärker sein als der andere, weil man gemeinsam stark war. Entscheidungen traf man gemeinsam. Niemand war der Chef. Man entschied so, dass es für den Einzelnen gut war und für die Gemeinschaft keinen Nachteil bedeutete. So war vieles möglich. Man richtete sich ja nicht für alle Zeiten ein, sondern hatte das Gefühl der Vorläufigkeit: Es musste nur für diesen Augenblick gut und richtig sein und Sinn machen. Man hatte Zeit, nichts drängte mehr, man hatte Geduld, es musste nicht alles auf einmal und sofort geschehen. Das trug zur Entlastung bei, die Menschen waren entspannt und gelassen.

Geld spielte überhaupt keine Rolle mehr und deshalb musste man auch nicht mehr besitzen als der andere, sich besonders hervorheben, sich in der Rangordnung oder im sozialen Status nach oben arbeiten. Die Menschen waren keine Konkurrenten, sondern Partner, Gegenüber, Freunde, die sich halfen und sich auch mal die Meinung sagten, wo etwas nicht in Ordnung war. Aber das geschah auf so liebevolle Weise, dass es akzeptiert werden konnte, ja so, dass man erkannte, dass auch Kritik dem persönlichen Vorankommen diente und es nicht darum ging, jemand fertigzumachen. Es war ja niemand fertig, alle waren am Lernen, alle waren in der gleichen Situation. Es war alles ideal, so ideal, dass ich es kaum glauben konnte. Konnten sich Menschen tatsächlich so verhalten? War das möglich?

An einem schönen Sonnennachmittag machte ich mit Pfarrer Adam einen Spaziergang durch die Obstgärten. Ich sagte zu ihm: „Manchmal kommt mir alles vor, als wäre es ein Traum. Ich zweifle daran, dass es die Wirklichkeit ist.“ Pfarrer Adam sah mich belustigt an. Dann pflückte er einen wunderschön roten Apfel von einem Baum. „Hier, nimm und iss diesen Apfel!“, befahl er mir. Ich nahm den Apfel, biss hinein und er schmeckte köstlich, frisch und saftig. „Im Traum gibt's nichts zu essen“, lachte er. „Träumst du oder isst du? Der Apfel zeigt dir, dass du wirklich bist.“ Er lachte sein herzhaftes und befreiendes Lachen: „Es ist wie im Paradies, nur umgekehrt. Du siehst und verstehst, dass alles gut ist, weil Gott da ist. Was du hier erlebst ist so herzhaft, erfrischend und saftig wie dieser Apfel. Mehr musst du nicht wissen.“ Er ließ sein tiefes und befreites Lachen hören. Ich spürte den Hauch von Erlösung.

Kurze Zeit später beobachtete ich eines Abends, wie eine dunkle, einsame Gestalt durch das Dorf schlich. Sie hatte einen prall gefüllten Sack auf dem Rücken und sah misstrauisch um sich. Als ich Pfarrer Adam davon berichtete, sagte er: „Immer wieder kommen Menschen aus den Bergen. Sie neiden uns unser Glück. Sie denken, dass sie weniger haben. Sie schauen in

die Häuser und nehmen mit, was ihnen gefällt - nicht das, was sie brauchen. Wir wissen das, wir lassen sie tun und hindern sie nicht. Sonst müssten wir ja noch Trupps ausschicken, die Tag und Nacht unser Dorf bewachen. Diese Menschen fehlten uns dann aber an anderer, wichtigerer Stelle. Wir achten deshalb nur darauf, dass sie nichts mitnehmen, was wir hier unbedingt selbst brauchen. Aber sie interessieren sich vor allem für Schmuck, Geld und Wertsachen - das ist heute wertloses Zeug. Sollen sie es mitnehmen und glücklich werden. Sie wünschen sich offensichtlich immer noch die alten Zeiten zurück und denken, dass sie reich sind, wenn sie anbrechen. Da täuschen sie sich aber, weil sie in ihren Illusionen und Utopien gefangen sind, realisieren sie nicht, dass alles anders geworden ist. Sie leben im Gestern, nicht im Heute. Deshalb sind sie verzagt und unzufrieden.“ Er machte eine Pause und sah mich herausfordernd an: „Vielleicht wäre es gut, du würdest einmal bei ihnen einen Besuch machen und diese Menschen kennenlernen. Du hast doch Erfahrung mit den Grenzfällen und Sonderbarkeiten des Lebens.“ Er grinste mich an, aber der Stachel saß. Und ich beschloss, in die Berge zu wandern. Ich war bereit, das kleine Glück zu verlassen, um nach den Menschen zu schauen, die draußen waren. Ich wollte herausfinden, warum sie sich dem Guten verweigerten und das Böse wählten - obwohl ihnen doch alles zur Verfügung stand.

Ich habe mich in Fahrt geredet und möchte in diesem Tempo mit meinem Bericht weitermachen, als mich der Ratsvorsitzende unterbricht: „Wir machen eine Pause. Wir haben nun bereits viel gehört. Alles ist wichtig, jedes Detail hat seine Bedeutung. Deshalb ist es gut, wenn wir uns ein paar Augenblicke erholen, damit wir wieder aufnahmebereit für den nächsten Teil des Berichts sind.“ Die meisten nicken. Mir ist es nicht recht, ich hätte gern weitergemacht, nun bin ich gerade an einem wichtigen Punkt angelangt und voll in meinem Element. „Wir wollen die Pause schweigend verbringen“, gebietet der weise Mann. Ich setze mich und krame in meinen Erinnerungen. Mir ist alles so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Mit frischem Schwung setze ich nach einer Viertelstunde meinen Bericht fort.

Zweites Jahr: Herbst

Der Weg ins Gebirge

Es war Spätsommer geworden, als ich mich auf den Weg ins Gebirge machte. Mein Esel Onesimus war wohlversorgt worden und hatte ganz schön an Gewicht zugelegt. Aber er verweigert sich nicht, als ich ihn aus dem Stall holte und sich die Kinder von ihm mit viel Zärtlichkeit und guten Wünschen verabschiedeten. Er hatte die Zeit offensichtlich genossen, wo er der Mittelpunkt und Star einer turbulenten Gesellschaft gewesen war. Bald hatten wir das Dorf hinter uns gelassen und waren wieder allein auf unserem Weg. In mir klang noch der Reisesegen, den mir Pfarrer Adam mitgegeben hatte. Er hatte mich ausgesandt als einen bevollmächtigten Boten der neuen Zeit: Das Angesicht Gottes leuchtete über mir und ich spürte seine gnädige Gegenwart. Ich war nicht allein. So konnte ich mit Frieden und Zuversicht unterwegs sein. Ich war gespannt auf die nächsten Erlebnisse.

Es dauerte ein paar Tage, bis ich wieder zu meinem eigenen Tempo gefunden und mich an das Unterwegssein gewöhnt hatte. Die erste Zeit dachte ich viel an die Begegnungen in Freudewald zurück, aber dann war ich mehr und mehr bereit, mich auf den Weg einzulassen, und ging Schritt für Schritt. Der Pfad führte stetig bergauf und die Landschaft wurde karger. Dann traf ich auf den Einsiedler.

Auf einer Lichtung in einem dichten Waldgebiet hatte der Einsiedler seine Hütte gebaut. Ich war überrascht, in der einsamen Wildnis auf einen Menschen zu stoßen. Er begrüßte mich mit den Worten: „Ich wusste, dass du kommst.“ Er duzte mich. Hatte er mich gesehen? „Ich warte eigentlich schon länger auf dich. Ich muss mit dir reden.“ Der Einsiedler war offensichtlich kein Mann umständlicher Förmlichkeiten, er kam gleich zur Sache. Er lud mich in seine Hütte ein, eine einfache, aber saubere Klausen, bot mir den einzigen Stuhl an und setzte mir einen Becher mit eiskaltem, klarem Brunnenwasser vor. Er selbst hockte sich auf seinen Gebetsschemel. Er schaute mich durchdringend an, während ich mich erfrischte. Dann begann er ohne Einleitung: „Vor vielen Jahrzehnten bin ich hierhergezogen in die Einsamkeit. Ich wollte mit mir und Gott allein sein. Ich führte hier ein einfaches Leben in der Stille. Ich betete und hörte auf Gott. Ich suchte die Nacht, denn die Dunkelheit ist mein Leben. Ich wollte mich in die Finsternis versenken und sie mit dem Licht Gottes durchdringen. Ich liebte das Nichts. So habe ich viele Jahre gelebt und die Gottferne ertragen in einer großen Sehnsucht, mit Wachen, Weinen und Hoffen. Nun ist seit einiger Zeit alles anders.“ Er machte eine Pause und seufzte schwer.

„Es gibt keine Nacht mehr. Die Dunkelheit ist verschwunden, ich spüre die Finsternis der Gottesferne nicht mehr. Das macht mir Angst. Es ist alles viel leichter geworden als früher, ich erfahre eine ungeahnte Unbeschwertheit. Aber ich bin doch hier, um die Schwere zu tragen. Ich will es mir nicht zu leicht machen. Aber das geht gar nicht, alles ist voller Leichtigkeit, Freude und Leben.“ Er schüttelte betrübt den Kopf und es klang fast wie ein Aufschrei, als er sagte: „Ich fühle mich nicht mehr am richtigen Platz!“

Ich erzählte ihm, was ich erlebt hatte, berichtete ihm von Pfarrer Adams Gemeinde und von allem, was sich dort ereignet hatte. „Dann liegt es daran, dass es gar keine Gottesferne mehr gibt, weil er kommt, weil er bereits nahe ist?“ Dieser Gedanke war für den Einsiedler neu und anders als alles, was er bisher gedacht hatte. „Es gibt keine Schwere mehr, weil das eintritt, was ich mir schon lange erhoffte und ersehnte? Und ich habe es fast nicht gemerkt.“ Er schüttelte erstaunt den Kopf. „Ich warte auf die Vollendung, aber während ich warte, vollzieht sie sich bereits. Ich schaue ihr entgegen und versuche die Nacht zu durchdringen, aber der Morgen ist bereits da. Ich blicke erwartungsvoll nach vorn, doch Jesus ist gegenwärtig, er ist unmittelbar hinter mir. Deshalb wirkt die Sehnsucht nicht mehr: Weil sie Wirklichkeit geworden ist“, sinnierte der Einsiedler. „Ich wollte das schwere Brot der Erde, stattdessen bekomme ich den leichten, prickelnden Trank der Freude und Lieblichkeit.“ Offensichtlich liebte er eine pathetische Sprache. Und das Ergebnis seines Nachdenkens war: „Dann bin ich hier in der Einsamkeit tatsächlich nicht mehr am richtigen Platz, ist die Zeit des Alleinseins zu Ende. Dann muss ich nicht mehr warten, sondern sollte ihm entgegengehen.“ Ich nickte bestätigend. Aber der Einsiedler musste selbst wissen, was er zu tun hatte, ich konnte ihm nicht raten.

Es waren noch sehr stille Stunden, die ich in der Klausur verbrachte. Der Einsiedler schwieg, er war damit beschäftigt, mit sich und mit Gott die neue Erkenntnis zu verarbeiten, dass seine einsame Existenz als Einsiedler in der Einsamkeit zu Ende war, dass alles ganz neu begann.

Als ich später Pfarrer Adam von dieser Begegnung berichtete, sagte er: „Die Zeit der Mystiker ist zu Ende. Wenn Jesus aus dem Verborgenen tritt und mehr und mehr sichtbar wird, gibt es nichts Verborgenes mehr, dann ist die Nacht strahlend hell, das Dunkle gibt seine Geheimnisse preis, die Finsternis ist nicht mehr bedrohlich und die Einsamkeit ein Ort der Begegnung, alles Dunkle wird Licht, die Wolke des Nichtwissens zieht vorbei und gibt den Blick in die Tiefen des Himmels frei. Der Blick dort hinein ist nicht mehr nur wenigen vergönnt, die sich mühen, die Ungewissheit zu durchdringen, sondern allen. Es ist offensichtlich, was verborgen war, und jeder spricht über das, was bisher nur unter der Hand weitergegeben wurde.“

In dieser Nacht schlief ich etwas unruhig auf der harten Pritsche des Einsiedlers, während er draußen noch einmal die dunkle Nacht erleben wollte, vielleicht zum letzten Mal. Am frühen Morgen zog ich weiter. Einige Tage später kam es zu einer weiteren Begegnung in der Bergeinsamkeit. Ich hatte bereits die Baumgrenze hinter mir gelassen und mühte mich auf einem steinigen Weg durch die Felsenregion, als ich unvermittelt am Eingang einer Höhle einen Menschen entdeckte. Ich ging auf ihn zu, aber er verschwand im Höhleninneren. Er wollte nicht mit mir reden. Aber da es bereits Abend wurde, ließ ich nicht locker, ging ihm nach und grüßte ihn. Er war unwillig und abweisend.

„Was tun Sie hier?“, fragte ich, um eine Brücke zu ihm zu bauen. Er sah mich nur abweisend aus entzündeten Augen an. Doch dann sprach er: „Es ist sowieso nichts mehr so, wie es war. Dann kann ich auch reden. Eigentlich bin ich hier, um zu schweigen. Ich meditiere. Ich sitze Stunde um Stunde und sehe, wie alles fließt: die Zeit, die Gedanken, das Empfinden. Alles kommt und alles geht. Nichts bleibt.“ Er stand auf und schaute vom Eingang seiner Höhle weit hinaus in die Ferne, dann drehte er sich abrupt zu mir um. „Aber plötzlich fließt nichts mehr. Alles bleibt. Es ist so, wie wenn die Zeit aufgehört hätte zu vergehen. Sie geht nicht mehr, sie kommt.“ Die letzten Worte waren wie verzweifelt aus ihm herausgebrochen. Ich verstand ihn nicht. Er spürte mein Unverständnis und wurde ungeduldig: „Die Zeit hat sich gedreht und damit kommt alles zurück. Nichts fließt mehr davon, sondern kehrt um. Alles Gedachte, alle Empfindungen, alles, was war, ist wieder da. Ich dachte, ich hätte es überwunden, es läge weit hinter mir, aber nun muss ich erkennen: Nichts war wirklich weg, alles ist noch da und kehrt zu mir zurück.“ Er schien wirklich verzweifelt. Er hatte sich auf das Nichts eingestellt und stand nun vor der geballten Macht des angesammelten Seins. Es gab das Nichts nicht mehr, alles Fließende hatte sich gestaut und schwappte zurück. Das erfüllte diesen Asketen mit Entsetzen. Und in der Tat machte er mir einen irren und verwirrten Eindruck. Er kam mit dieser neuen Zeit nicht zurecht, er wurde konfrontiert mit allem, was war und was es jemals gegeben hatte. Das überforderte ihn. Er wusste nicht mehr, was er mit sich anfangen sollte, seine Meditationstechniken waren wirkungslos geworden, statt tiefer Ruhe erfüllte ihn bedrohliche Unruhe. Ich überlegte mir, ob ich ihn einfach seinem Schicksal überlassen sollte. Aber was würde sein, wenn ihn die zurückgekehrte Zeit

überflutete? Ich riet ihm, seine Höhle hier oben zu verlassen und hinunterzusteigen. Er könnte sich doch mit dem Einsiedler zusammentun, damit sie sich gegenseitig halfen, in der neuen Zeit Fuß zu fassen. Er sah mich nur stumm an, als ich ihm dies empfahl, und reagierte nicht. Aber als ich am anderen Morgen noch einmal nach ihm schaute, war seine Höhle leer, er war verschwunden.

Bei den Ausgestoßenen

Endlich fand ich das Ziel meiner Reise in die Berge. Besser gesagt: Ich wurde gefunden. Als ich mit meinem Esel einen flachen Bergrücken hinab in ein weites Hochtal wanderte, stürzten plötzlich zwei finstere Gestalten hinter einem Felsen hervor. Sie verhielten sich kühn und unerbittlich, fesselten mich und wollten mich mit sich schleppen. „Halt, halt“, gebot ich, „ich komme freiwillig mit.“ Sie schauten mich misstrauisch an und nahmen mich dann, ohne ein Wort zu sagen, zwischen sich. So kam ich zu den Ausgestoßenen. Wobei, wie ich später herausfand, diese Bezeichnung nicht zutraf. Die Menschen, die ich hier oben in den Bergen fand, hatten sich selber zu Außenseitern gemacht.

Ich wurde zu einer kleinen Siedlung gebracht, die früher eine Alm gewesen war, sich jedoch mit zusätzlichen Hütten und Zelten zu einer Ansiedlung erweitert hatte, in der ungefähr 100 Leute lebten, Männer, Frauen und auch Kinder. Die ganze Anlage war gut gesichert mit Zäunen, Gattern und Wachen. Man brachte mich vor einen entschlossen aussehenden Kämpen, der offensichtlich der Anführer der Horde war: „Hier, wir haben einen Fang gemacht.“ Sie wiesen stolz auf mich und erwarteten eine Belohnung für ihre Tat. Als diese nicht kam, legten sie nach: „Das ist ein ganz schön raffinierter Bursche, es war nicht leicht, ihn zu fangen. Er hat sich entsetzlich gewehrt.“ Ich grinste über diese Lüge, diese Leute konnten mich nicht beeindrucken. Der Anführer, den sie Carlos nannten, bedeutete den beiden mit einer Handbewegung zu verschwinden. Er wandte sich mir mit abschätzigem Interesse zu und fragte mich nach meinem Namen und dem Grund meines Hierseins. Und so, als müsste er mir meine Festnahme erklären, schob er nach: „Wir müssen misstrauisch sein in diesen Tagen, in denen es weder Recht noch Ordnung mehr gibt.“

„Wer ehrlich ist, braucht kein Recht, und die Ordnung stiftet Gott. Er ist gerade dabei, die Welt in Ordnung zu bringen.“ Ich hatte keine Angst.

Carlos zuckte zusammen und piff durch die Zähne: „Ach so einer bist du, du willst uns belehren. Wir brauchen niemanden, der uns die Welt erklärt. Wir haben unser eigenes Verständnis und das lautet: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Wir sind uns selbst die Nächsten. Alles andere zählt nicht.“

„Dann habt ihr aber ein recht schweres Leben, weil jeder nur für sich steht.“

„Schweig!“, herrschte mich Carlos an. Ich schwieg. In diesem Moment kam ein junger Bursche herein, der Carlos ähnlich sah. „Ich habe sein Gepäck untersucht. Er hat nichts dabei, was von Interesse ist.“ Ich erklärte dem Anführer, dass ich hier sei, weil ich sie besuchen möchte. „Wir sind heute mehr aufeinander angewiesen als früher. Wir brauchen einander.“

„Ach so, ein Frommer.“ Damit war ich in der richtigen Schublade gelandet. „Bind ihn los.“ Der Junge befreite mich von meinen Fesseln. „Ich bin hier der Boss, damit es klar ist“, machte Carlos unmissverständlich deutlich. Es gab also eine eindeutige Rangordnung.

Während meines Aufenthaltes bei den „Ausgestoßenen“ sollte ich immer wieder harte Konkurrenzkämpfe erleben. Wer oben war, musste sich behaupten und zeigen, dass er stärker war als die anderen. Dabei musste er selbst ständig mit heimtückischen Angriffen rechnen. Besonders der Capitano tat sich als erfahrener Haudegen hervor, der seine Anrechte auf eine Führungsposition immer wieder mit Nachdruck behauptete. Er war ein drahtiger Geselle mit einem Poncho, der ihn wie ein Zelt umgab. Man wusste nie, was er im Schilde führte und welche Waffen er unter seinem Umhang versteckte. Die Menschen in diesem abgelegenen Hochtal waren misstrauisch, obwohl sich in dieser Abgeschiedenheit niemand um sie kümmerte. Wer sollte ihnen auch schon gefährlich werden? Aber sie waren sich ihrer selbst nicht sicher und mussten ständig voreinander auf der Hut sein. Entsprechend waren einige von ihnen bis an die Zähne bewaffnet. Es gab seltsame Gestalten: Einer lief in einem todschicken Anzug herum, den er offensichtlich getragen hatte, als die neue Zeit begonnen hatte. Heute war der Anzug zerschlissen und nur das Auftreten des Mannes erinnerte daran, dass er offenbar einstmals eine wichtige Persönlichkeit gewesen war. Er umgab sich mit einer grandiosen Überlegenheit und verhielt sich mit einer Art von spöttischer Ignoranz, als wäre er allem enthoben und würde ihn alles nur belustigen. Viele Bewohner in dieser Siedlung sahen heruntergekommen aus, müde, gehetzt und ihr Blick war ohne Hoffnung. Sie taten mir leid. Als es mir erlaubt wurde, frei herumzugehen, entdeckte ich Frauen, die entweder ihren Männern in Härte nicht nachstanden oder apathisch in ihren Hütten hockten. Eine junge Frau fiel mir besonders auf. Sie lebte abseits und ließ niemanden in ihre Nähe kommen. Sie hieß Jenny. Ihre einzigen Freunde waren viele Tiere, die sie in selbst gebauten Käfigen hielt: Eichhörnchen, Ratten, Murmeltiere, Krähen. Wahrscheinlich hatte sie diese armen Kreaturen selbst gefangen. Als ich sie einmal allein antraf, zeigte sie mir ihre Menagerie und erzählte mir aus ihrem Leben: Sie war von klein auf verletzt und missbraucht worden, sie hatte das Vertrauen zu den Menschen verloren, sie wollte mit niemandem mehr etwas zu tun haben. Sie hatte mir nur ganz kurz ihr Herz geöffnet, dann schrie sie mich unvermittelt an: „Mensch, verpiss dich, Mann.“ Sie dauerte mich. Sie war ein Opfer, dem es nicht gelang, ihre Opferrolle zu verlassen. Sie tat sich selbst leid und verschloss sich in ihrem Schmerz.

Jeden Abend gab es in der großen Scheune ein Gelage. Über dem Feuer wurde gebraten, was im Gebirge erlegt wurde. Alkohol floss in Strömen. Wenn ich dabei war, war ich meistens die Zielscheibe für ihren Spott. „Du denkst wohl, dass wir alle böse sind“, sagte einer eines Abends lauernd. Es war eine brenzlige Situation. „Los, sag, dass du das denkst, ich sehe es dir an.“ Das waren jene Übertreibungen, bei denen man nur den Rückzug antreten kann. „Ich denke, dass ihr nicht *nur* schlimm seid“, sagte ich vorsichtig. „Niemand ist nur böse und niemand ist nur gut.“ Mit dieser Antwort erntete ich schallendes Gelächter. „Das ist doch ein kluges Bürschchen“, sagte einer mit süffisanter Stimme, „der weiß, wie man artig zu antworten hat. Seht ihr das?“ „Warum kommt ihr nicht hinunter ins Tal und lebt mit den anderen Menschen zusammen?“, fragte ich mutig. „Ach sieh mal an, der will uns einladen. Er hat uns womöglich gern und möchte, dass wir seine Gäste sind“, sagte einer tiefend vor Sarkasmus. „Ach lasst ihn doch“, wehrte ein anderer eher ironisch als ehrlich gemeint ab: „Es kann ja

nicht jeder so gut sein wie er. Es braucht eben gute und nicht so gute Menschen.“ Er lachte ein gemeines Lachen.

„Wir sind die letzten Aufrechten“, behauptete ein anderer, „die unten im Tal sind doch alles bigotte und falsche Typen. Sie tun nur so. Da ist keiner ehrlich. Sie reden so und handeln anders. Ihre Frömmigkeit ist doch nichts als Getue. Wir hier oben wir sind ehrlich. Wir machen niemanden etwas vor. So wie wir uns geben, so sind wir auch.“

„Du willst wissen, warum wir hier sind und warum es uns überhaupt gibt?“, fragte mich Carlos. „Ich sage es dir: Wir sind der Gegensatz zu euch dort unten. Gäbe es uns hier oben nicht, könntet ihr unten nicht so gut sein. Nur weil wir böse sind, seid ihr gut. Ihr braucht uns, um euch abzuheben. Erst durch uns werdet ihr zu Heiligen.“

Ich wurde zum Essen eingeladen. „Wir sind ja gar nicht so“, wurde mir erklärt. Man gab sich gern jovial und kumpelhaft, wenn man guter Laune war. Es gab einen undefinierbaren Eintopf mit Fleischeinlage. Es schmeckte leidlich und ich aß mutig meine Portion. „Weißt du, was du da isst?“, fragte mich Bratzo, ein schmieriger Typ mit rotem Gesicht und Säufernase, „das ist Eselsfleisch.“ Er kicherte böse. „Vielleicht ist es ja dein Esel.“

„Lass gut sein, Bratzo“, wies ihn Carlos zurecht, „du siehst doch, dass unser Bruder etwas zart besaitet ist. Erschreck ihn nicht so. Er ist schließlich unser Gast.“ Er nickte Zustimmung heischend in die Runde. Alle grinsten. Ein kleiner, verschlagen aussehender Mann stand auf. Er war einer von der Sorte, die keine Gelegenheit auslassen, um sich über andere lustig zu machen, vor allem wenn sie dabei nichts für sich selbst befürchten müssen. Er wandte sich spöttisch und überlegen an Bratzo, um damit gleichzeitig anbiedernd seinen Chef zu unterstützen: „Komm, komm, mein Kleiner, du hast doch keine Ahnung von guten Manieren. Davon hast du im Knast nichts gelernt, nicht wahr, Chef?“ Bratzo verschluckte sich und hustete mit vollem Mund: „Von dir lass ich mir doch nichts sagen, du miese Ratte!“ Er schleuderte dem anderen seinen Teller ins Gesicht und eine wüste Rauferei begann, von allen anderen johlend angefeuert.

Ich überlegte: Was ist mit dem Gewissen dieser Menschen geschehen? Haben sie überhaupt ein Gewissen? Oder ist es ihnen im Laufe der Zeit abhandengekommen? Haben sie es selbst abgetötet oder wurde es ihnen zerstört? Wie kann es nur sein, dass Menschen so böse sind, egoistisch auf eigene Vorteile bedacht, immer auf der Lauer, jemand anderen kleinzumachen und reinzulegen, eigene Vorteile zu suchen und selbst Freunde schamlos auszunützen, hinterrücks und gemein zu agieren? Warum müssen sich diese Menschen groß machen und großartig vorkommen, indem sie andere erschrecken und sich an ihrem Entsetzen weiden und sich nicht scheuen, gnadenlos die Schwächen anderer auszunützen, auch auf die Gefahr hin, dass sie zerstören oder unheilbare Verletzungen anrichten? In meiner Zeit bei ihnen entdeckte ich, dass diese Menschen in Wirklichkeit kleiner waren, als sie sich gaben. Sie waren erfüllt von Bitterkeit, die aus tiefen Verletzungen rührte. Sie fühlten sich minderwertig, mickrig und ausgestoßen, deshalb mussten sie sich groß machen, stark und mächtig gebärden. Sie waren nicht eigentlich böse, aber sie waren böse gemacht worden. Ihre Böseartigkeit war die Abwehr des Gefühls, nicht zu genügen. Sie kamen mit dem Frieden nicht zurecht, weil sie nicht mit ihm umgehen konnten, er war ihnen zu nah und zu persönlich, sie suchten die Distanz. Liebevolle Gefühle machten ihnen Angst, deshalb

schlugen sie um sich. Sie spürten die Ohnmacht in sich, deshalb mussten sie sich übermächtig verhalten - aber sie waren es nicht. Aus diesem Grund waren sie übrig geblieben. Sie brauchten Heilung

Eine neue Chance

Immer wieder versuchte ich den Menschen dort oben etwas von der neuen Zeit deutlich zu machen und ihnen zu erklären, dass Heilung möglich war. Für den, der wollte, stand alles im Überfluss zur Verfügung. Aber genau das war ihr Problem: Sie wollten nichts geschenkt bekommen. Sie zogen es vor, im Mangel zu leben und ihre Bedürftigkeit zu pflegen, statt von Gottes Fülle und Freundlichkeit zu profitieren. Sie fürchteten, abhängig zu werden, nicht mehr selbstbestimmt leben zu können. Sie sagten zu mir: „Wenn sich die Zeiten verändert haben, dann können sie sich auch wieder zurückverändern. Pass nur auf: Wenn sich das Blatt wendet, dann haben wir das Sagen. Dann geht es uns gut und euch schlecht. Wir werden euch alles heimzahlen, was ihr uns angetan habt.“ Wenn ich dann fragte, was wir ihnen denn angetan hätten, damit ich dafür um Entschuldigung bitten könnte, sagten sie nur: „Ihr lehnt uns ab.“ Auf meine Erinnerung an meine Einladung und dass wir gern bereit seien, sie aufzunehmen, antworteten sie nur böse: „Ihr wollt ja nur, dass ihr uns schikanieren könnt. Nein, nein, da bleiben wir doch lieber für uns.“ Auf meinen Hinweis hin, dass sie sich dann doch selbst ausgestoßen hätten, sagten sie nur: „Ihr habt es so gewollt. Es ist eure Schuld, dass es uns so schlecht geht. Ihr habt ja alles und wir gar nichts.“ Ich bot ihnen daraufhin an, dass sie alles bekommen könnten, was sie brauchten. Aber sie antworteten: „Von euch nehmen wir nichts. Wir wollen keine Almosen.“ Ich widersprach: „Aber das ist doch das großartige an dieser Zeit: Wir sind alle Beschenkte, denn wir sind alle bedürftig. Wir sind nicht anders als ihr. Aber wir geben zu, dass wir nichts haben und auf Hilfe angewiesen sind.“ „Siehst du“, trumpten sie auf, „das beweist doch, dass wir in deinen Augen nichts wert sind, nur schäbige Bittsteller.“ Es war nichts zu machen, diese Menschen waren nur gewöhnt, sich alles selbst zu erwerben oder notfalls unrechtmäßig anzueignen. Sie kamen mit der neuen Freiheit nicht zurecht, sie bedrohte sie richtiggehend. Deshalb hatten sie sich zurückgezogen und fühlten sie sich als die ausgestoßenen Verlierer der neuen Zeit. Meine Versuche, sie zu gewinnen, wehrten sie müde ab: „Das kannst du dir sparen“, sagten sie resigniert zu mir. „Wir wollen uns nicht verändern. Es würde uns zu viel kosten. Wir müssten andere werden. Aber das wollen und können wir nicht, wir müssten auf zu viel verzichten.“ Ich sollte sie ganz einfach hier oben in Ruhe lassen, verlangten sie. „Wir bilden ein Reservat einer vergangenen Zeit“, erklärte einer, „damit ihr hierherkommen und sehen könnt, wie früher alles doch so schlecht und gemein war. Ihr kommt wie in ein Museum der Vergangenheit und gruselt euch und findet es dann ganz toll, dass ihr wieder in eure schöne neue Zeit hinuntergehen könnt und mit Abscheu an die früheren Zeiten denkt und froh darüber seid, dass sie vorbei sind.“ Und er lachte scheppernd und freudlos. Ich konnte ihnen nicht verständlich machen, dass die früheren Zeiten ein für alle Mal vorbei waren. Es gab keine Vergangenheit mehr.

Einer, es war der mit dem ehemals noblen Anzug, erklärte mir, dass er es mit viel Klugheit und enormem Einsatz geschafft hatte, ganz nach oben zu kommen. Nun sei er reich

gewesen, habe alles gehabt: ein beeindruckendes Haus, eine attraktive Frau, mehrere schicke Autos, eine hoch dotierte Stelle und großes Ansehen. Das sei alles in einem Augenblick dahin gewesen, nichts mehr wert. Das könne er nicht überwinden. Er habe umsonst gearbeitet und so viel Geld angehäuft. Nun sei er ein armer Schlucker. Auf einen Gott, der die eigene Leistung nicht würdigt, könne er getrost verzichten.

An einem Abend kam er auf mich zu und bedeutete mir mitzukommen: „Ich will dir etwas zeigen.“ Er führte mich zu einem kleinen steinernen Haus ohne Fenster, das mit einer schweren Tür und einem dicken Schloss gesichert war. Er schaute sich vorsichtig um, öffnete und ließ mich eintreten. Dieses Haus war übervoll mit geraubtem Schmuck, goldenen Münzen, Bündeln von Geldscheinen und Ordnern voller Aktien. „Das alles ist meins“, sagte er stolz, „ich habe es gesammelt. Niemand wollte es, alle denken, es hätte heute keinen Wert mehr. Aber warte nur ab. Wenn sich die Zeiten wieder ändern, komme ich zurück und bin der reichste Mann auf dieser Erde. Dann kann ich allen zeigen, wer ich bin. Ich bin der Mächtigste.“ Er tat mir leid, denn ich wusste, die Zeiten würden sich nicht ändern. Dieser Schatz würde nie wieder wertvoll sein, er hatte seine ganze Hoffnung an Illusionen vergeudet, die nie Wirklichkeit werden sollten.

Ein anderer kam eines Nachts zu mir, weckte mich und forderte mich zum Mitkommen auf. Er war ganz aufgeregt. Flüsternd erklärte er mir: „Es sind ganz schlimme Zeiten für uns. Wenn alles zur Verfügung steht und man sich alles nehmen kann, muss man nichts mehr stehlen. Wir kennen uns nicht mehr aus in der neuen Zeit.“ Er wirkte verunsichert, er hatte seine Identität verloren und noch keine neue gefunden. „Wenn niemand widerspricht, dann können wir nicht kämpfen. Wenn es keine Konkurrenz mehr gibt, wissen wir nicht, wer oben und wer unten ist. Wenn wir nicht mehr gegeneinander aufstehen und einander fertigmachen, dann wissen wir nicht, wer der Stärkere ist, wer am schlauesten reagiert und den anderen am gemeinsten überwindet. Wo es keine Manipulation mehr gibt und alles ganz offen besprochen wird, können wir nicht mehr mithalten. Wir wissen nicht, wie man ehrlich miteinander redet und den erträgt, der anderer Meinung ist. Wir gehören nicht dazu, weil nichts mehr dem entspricht, was wir gewöhnt sind.“ Er schien wirklich ganz verwirrt und durcheinander zu sein. „Wenn wir auf Raubzüge gehen, treffen wir auf Liebe und Güte. Die Türen sind nicht abgeschlossen. Die Menschen geben uns freiwillig, was wir nehmen wollen. Ohne Risiko und Abenteuer macht das Leben keinen Spaß mehr.“

Während er mir sein Herz ausschüttete, hatten wir einen Berg erklommen. Angestrengt keuchend machte mich mein Begleiter auf einen hellen Streifen am östlichen Horizont aufmerksam: „Schau, das habe ich entdeckt. Seit einiger Zeit sehe ich diesen hellen Schein in der Nacht. Es wird nicht mehr dunkel. Was tun wir aber, wenn die Nacht nicht mehr Nacht ist? Wir werden unseres Schutzes beraubt. Wir können nicht mehr im Dunkeln arbeiten. Und das Schlimmste ist: Der helle Streifen dort am Horizont wird von Nacht zu Nacht größer und heller.“ Es war tatsächlich noch nicht die Sonne, die aufging, es war ein Sonnenaufgang vor dem Sonnenaufgang. „Ich fürchte, da kommt etwas auf uns zu, das uns gar nicht gefallen will. Ich fürchte das Schlimmste für uns. Was sollen wir nur tun, wenn die Nacht so hell ist wie der Tag, wenn die Sonne nicht mehr untergeht?“ Er zitterte am ganzen Körper. „Was soll

nur aus uns werden?“, fragte er immer wieder ganz verzweifelt. Ich hatte darauf nur eine Antwort: „Neue Menschen!“

Als wir im Morgengrauen wieder ins Hochtal hinabkamen - die Sonne war eben aufgegangen, hörte ich schon von Weitem meinen Esel entsetzlich schreien. Es hallte durch das Tal und das klägliche Geschrei wurde durch das Echo der Felswände verstärkt. Es klang wie das geballte Klagen der leidenden Kreatur, der ganze Schmerz dieser zu Ende gehenden Welt lag in diesem Ruf.

Ich rannte los. Was war passiert? Bei meinem Esel angekommen nahm ich wahr, dass ein kleiner Junge, vielleicht acht Jahre alt, mit einem Prügel furchtbar auf Onesimus eindrosch. Tränen rannen dabei über seine Backen, er heulte. „Was machst du da“, herrschte ich den Jungen an. „Warum schlägst du das Tier, was hat es dir getan?“ „Ich will, dass der Esel aufhört zu schreien“, schluchzte er. „Aber er schreit doch nur, weil du ihn schlägst! Wenn du aufhören würdest, ihn zu schlagen, würde er auch nicht mehr schreien, du Dummer!“ Der Junge hielt erschreckt inne, dann warf er seinen Prügel zur Seite und klammerte sich an mich, er barg sein verheultes Gesicht in meiner Jacke und weinte bitterlich. Ich streichelte ihm über den Kopf.

Von diesem Augenblick an wich der Junge nicht mehr von meiner Seite. Er hieß Jolle und ich glaube, er ahnte, dass er einen anderen geschlagen hatte, weil er selbst oft geschlagen wurde. Er bezog Prügel und wenn er heulte, wurde er noch mehr geschlagen, damit er aufhörte. Jetzt konnte er endlich weinen und das tat gut. „Möchtest du mit mir kommen?“, fragte ich Jolle. Er nickte zaghaft, aber erleichtert. Und als ich mich aufmachte, wieder hinunterzusteigen, war er der Einzige, der den Weg aus den Bergen in die neue Zeit fand. Jolle wurde mir in der nächsten Zeit ein williger Gehilfe, der gern lernte und mir sehr zugetan war. Besonders liebevoll kümmerte er sich um meinen Esel. Die beiden wurden sogar richtig gute Freunde. Ich brachte Jolle zu einer Familie in Freudewald, wo er ein neues, gutes Zuhause fand, wo er angenommen war, nicht mehr geschlagen wurde und niemanden mehr schlagen musste.

Ich hebe erstaunt den Kopf und schaue in die Menge meiner Zuhörer. Tatsächlich hat einer angefangen zu applaudieren und nach und nach applaudiert die gesamte Gemeinschaft der Ratsmitglieder. Was habe ich gesagt? Ich bin selbst so berührt von meinem Bericht, dass ich nicht merke, dass auch mir die Tränen herunterlaufen. Ich beziehe den Beifall auf die Geschichte von Jolle und ich bin selbst auch der Meinung, dass dieser Junge einen Applaus verdient hat. Ich weiß nicht so recht, wie ich auf den Beifall reagieren, ob ich auf ihn eingehen soll. Ich überspiele meine Unsicherheit, indem ich weiter berichte.

Auf dem Rückweg kamen wir auch wieder an der Einsiedelei vorbei. Dort saßen der Einsiedler und der Asket vertraut beieinander in wichtige philosophische und welterklärende Gespräche vertieft. Wir störten sie nicht in ihrem Austausch, sondern schauten, dass wir so rasch es ging wieder ins Tal nach Freudewald kamen. Dort wollte ich den Winter verbringen und die ersten Frosträchte zeigten an, dass es bald so weit war. Der Einsiedler und der Asket

haben sich durch ihren beständigen Austausch zu weisen Gelehrten entwickelt und wenn heute jemand einen Rat braucht, geht er zu ihnen.

Zweites Jahr: Winter

Die Gemeinschaft wächst

Als ich aus dem Gebirge nach Freudewald zurückkehrte, hatten Jugendliche aus sämtlichen Smartphones, Handys, Laptops, Tablets und PCs eine riesige Skulptur gebastelt. Es sei ihnen nicht darum gegangen, so erklärten sie mir, ein verklärendes Denkmal zu schaffen oder vielleicht sogar ein Götzenbild heute unerreichbarer Wünsche aufzurichten, sondern sie wollten sich ganz bewusst und klar von dem Früheren verabschieden. Sie hätten erkannt, dass sie diese Geräte eher geknechtet und bestimmt hätten als befreit. So sei dieses Denkmal eine Erinnerung an Zeiten der Sklaverei, die überwunden seien. Als sie an ihrem Werk gebastelt hätten, sei ihnen klar geworden, wie stark diese Geräte einen Einfluss auf sie ausgeübt hatten, weil es ihnen so schwergefallen war, sich von ihnen zu trennen. Sie seien in die Häuser und Wohnungen gegangen und hätten überall diesen heute wertlosen Schrott zusammengesammelt und sich dann, als das Kunstwerk fertig war, in einer feierlichen Zeremonie von diesen früheren Beherrschern ihres Lebens getrennt. Es war wirklich ein imposantes Gebilde geworden, das sie errichtet hatte, es sah aus wie ein überdimensionierter Krake.

In meiner Abwesenheit hatte sich noch vieles andere in Freudewald getan: Es war eine reiche Ernte eingefahren worden. Die Natur hatte ihr Bestes gegeben und so konnte man dem nahenden Winter mit Gelassenheit entgegensehen, die Vorratslager waren voll. Die ganze Gemeinschaft war im Dauereinsatz gewesen, um alles einzubringen, haltbar zu machen und zu lagern. Das hatte das Gefühl des Zusammenstehens verstärkt, man war noch mehr zu einer Gemeinschaft geworden. Und der Erfolg des gemeinsamen Bemühens erfüllte die Menschen mit einer großen Dankbarkeit, die sich auswirkte: Alle begegneten sich im Frieden auf einer gemeinsamen Ebene. Alle profitierten von der gemeinsamen Arbeit und dem gemeinsamen Reichtum. Eine entspannte Freude erfüllte den Ort und gleichzeitig war man stolz auf das, was man miteinander geleistet hatte, und spürte ein Selbstbewusstsein, das alle gleichermaßen einschloss.

Dann war ein erstaunliches Wunder geschehen, das den ganzen Ort tagelang in Erstaunen versetzt hatte, wie mir berichtet wurde. Dieses Ereignis hatte das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit noch verstärkt. An einem Sonntagmorgen hatten einige Bewohner, die zum Gottesdienst in die Kirche kamen, entdeckt, dass an der Ostseite des Kirchturms eine Quelle entstanden war, aus der ein munterer kleiner Bach mit klarstem Wasser floss. War er ein Hinweis auf das unmittelbare Wirken Gottes? War dieses ein Zeichen seiner Nähe und Versorgung? Auf jeden Fall war es ein Hinweis darauf, dass hier in ihrer Mitte etwas Neues aufgebrochen war, wie eine Quelle mit erfrischendem und heilsamem Wasser. Viele sahen es als eine Bestätigung für alles, was in den letzten Monaten entstanden war, und das vermehrte ihre Freude und Zufriedenheit. Das Wasser aus der neuen Quelle suchte sich seinen Weg über den Platz vor der Kirche und floss dann auf den nahen Friedhof, wo es

wieder versickerte. Auch die Toten sollten so Anteil am Leben haben! Für alle war es ein Wunder - auch wenn sich später herausstellte, dass es Wasser aus dem Hochbehälter vor dem Ort war. Dort hatte sich im Laufe der Zeit das Regenwasser gesammelt und durch den eigenen Druck war es über die Leitungen in den Ort gelangt, wo es genau an der Kirche zutage trat. „Warum an der Kirche?“, fragten sich viele und manche dachten daran, dass es zu einer Katastrophe hätte kommen können, wenn sich das Wasser irgendwo anders seinen Weg ins Freie gesucht hätte. Nein, für die meisten war dieses Wunder ein Hinweis darauf, dass Gott unter ihnen am Werk war und sie deshalb vor der Zukunft keine Angst zu haben brauchten.

Die Gemeinschaft bekam zunehmend eine lebendige Struktur. Sie organisierte sich ganz von selbst in kleinen Einheiten zu jeweils 15 bis 20 Personen, den „Hauszellen“. Ohne dass es jemand bestimmt hätte, fanden sich für jeden dieser Bereiche „Eltern“, die eine fürsorgliche und schützende Position einnahmen. Diese „Eltern“ wurden tatsächlich von den Mitgliedern der Gemeinschaft „Vater“ und „Mutter“ genannt. Sie waren nicht Leiter im Sinne von Führungskräften, sondern hatten die Aufgabe, ein Elternamt auszuüben, alle Beteiligten im Blick zu haben, sich um die persönlichen Belange zu kümmern, den Einzelnen nachzugehen und darauf zu achten, dass jeder seinen Platz in der Gemeinschaft fand, gesehen und wahrgenommen wurde. Sie bestimmten nicht, sondern dienten und halfen. Sie sorgten für emotionale Wärme und konnten bei Auseinandersetzungen vermitteln, sie waren das „Bindegewebe“ einer neuen Körperschaft und Ansprechpersonen für Fragen und manchen Kummer. Die Aufgabe der Elternschaft entstand aus der Gemeinschaft heraus, niemand wurde gewählt, sondern dieses Amt entwickelte sich einfach so und Menschen wurden Eltern, weil sie mütterlich und väterlich waren.

Es formierten sich bald auch Hauszellen, die aus ledigen Männern und Frauen bestand, wobei ganz von selbst auf eine eindeutige Trennung der Geschlechter geachtet wurde. Da es keine ständigen sexualisierten Reize mehr gab durch die Medien, die Werbung oder durch Anzüglichkeiten im Umgang miteinander, stabilisierte sich das Verhältnis zwischen Männern und Frauen und fand zu einem normalen, höflichen, zuvorkommenden Umgang. Man achtete und respektierte einander. Annäherungen konnten ohne äußeren und inneren Druck geschehen, man ließ sich Zeit mit einem Kennenlernen, entdeckte neu den Reiz einer unverdorbenen Erotik und genoss es richtiggehend, sich als Mann und Frau zu begegnen, ohne dass gleich irgendwelche Hintergedanken mit im Spiel waren. Das trug sehr zu einer entspannten und ehrlichen Freundlichkeit bei, die bald viele Freundschaften im Dorf prägte. Man musste sich nicht mehr verstecken, man musste keine Angst mehr voreinander haben oder mit allem Möglichen rechnen. Man konnte sich wirklich unverkrampft und ganz natürlich begegnen. Das war befreiend!

Es gab Hauszellen in der Gemeinschaft des Ortes, die sich um die Kinder kümmerten, die keine Eltern mehr hatten. Davon gab es eine große Zahl. Dort waren Erwachsene als wirkliche Eltern gefragt, die sich intensiv um diese Kinder sorgten und ihnen ein Zuhause boten. Vielen Kinder ging es nun besser als früher: Sie hatten Ansprechpersonen, wurden

wichtig genommen, erfuhren Nähe und Zuwendung und erhielten Förderung in jeglicher Hinsicht. Auch wenn unklar war, wie die Zukunft aussehen würde und ob es überhaupt eine gab, wurden diese Kinder unterrichtet und je nach ihren Neigungen ausgebildet. Man ließ nicht zu, dass eine „Null-Bock-Mentalität“ entstand oder die Kinder das Gefühl von „No future“ bekamen.

Ich erlebte in meiner Zeit in Freudewald ein paar Hochzeiten, aber es bestätigte sich meine Beobachtung, dass keine Kinder mehr geboren wurden. Es kam zu keinen Schwangerschaften mehr.

Gnadenzeit

Weitere Hauszellen übernahmen die Aufgabe, sich um kranke Menschen zu kümmern. Es gab Bereiche, in denen Bedürftige mit Hingabe gepflegt wurden. Nach einigen Monaten meldeten sich bei nicht wenigen Menschen Spätfolgen der früheren Zeit, vielleicht wurde auch jetzt erst im geborgenen Rahmen der neuen Zeit deutlich, wie stark einige von Menschen beeinträchtigt und verletzt waren, die sie nicht ernst genommen oder sogar erbarmungslos ausgenutzt hatten. Jetzt in der Ruhe und Geborgenheit spürten die Menschen die Unruhe und den Stress, der noch in ihnen war. Immer wieder kam es zu gewaltigen Gefühlsausbrüchen Einzelner, die dann laut schrien und um sich schlugen, weil sich der innere Druck der Vergangenheit Raum verschaffte. Andere wurden sehr müde und wollten nur noch schlafen, sie hatten keinerlei Energie mehr. Wieder andere brachen unvermittelt in Tränen aus und weinten tagelang. All das hatte im Schutz der Heilungszellen seinen Platz. Hier durfte sich das äußern, was als Last einer alten Zeit nicht mehr weitergeschleppt werden musste. Was kam da alles zum Vorschein! Wie sehr wurde deutlich, dass die hektische Zeit der Vergangenheit mit ihren vielen Zwängen und unmenschlichen Bedingungen die Menschen verbogen und kleingemacht hatte. Was sich zeigte, wurde miteinander ausgehalten. Die leidenden Menschen bekamen viel Zuwendung und Nähe, sie wurden nicht allein gelassen. Mit Hingabe betete man für sie, segnete und salbte sie und sprach ihnen immer wieder die Liebe Gottes zu.

Im Frühling stand eines Tages auch Jenny vor der Kirche des Ortes, sie hatte tatsächlich den Weg aus den Bergen hierher gefunden. Ihre Tiere waren im Winter eingegangen, wie sie schluchzend erklärte. Nun hatte sie niemanden mehr. Im Hochtal bei den Außenseitern habe es heftige Kämpfe um die letzten Zigaretten gegeben, bei denen es auch ein paar Tote zu beklagen gab. Jetzt habe sich die Lage dort oben wieder beruhigt und die Menschen in dieser Siedlung hätten tatsächlich zu einer gemeinsamen Aufgabe gefunden, die sie nun mit einem Lebenssinn erfüllte und der sie sich mit Nachdruck widmen wollten: Sie wollten in Zukunft Tabak und Hanf anbauen. Sie habe jedoch die Gemeinschaft verlassen, so erzählte sie, weil ihr ein paar Männer zu nahe gekommen seien, und sie wollte nur schauen, ob es hier noch ein paar Zigaretten für sie gebe. Aber im ganzen Dorf gab es nichts mehr zu rauchen - eine Tatsache, die Jenny mit ein paar deftigen Ausdrücken quittierte. Trotzdem blieb sie in Freudewald. Sie wurde in eine Gruppe aufgenommen, wo sie durch viel Zuwendung und Liebe Heilung erfahren konnte. Es gab immer wieder heftige Ausbrüche bei ihr und immer wieder fühlte sie sich ausgestoßen und von allen abgelehnt. Aber zunehmend gelang es ihr,

die Liebe der Menschen, die sie betreuten, anzunehmen. Als sie dann eines frühen Morgens vor dem Dorf einen kleinen Hundewelpen fand, war sie überglücklich. In der Aufzucht dieses kleinen Hundes fand sie nun ihre Aufgabe, der sie sich mit Hingabe widmete. Einige erklärten zwar, dass es gar kein Hund, sondern ein junger Wolf sei, den sie da gefunden habe, und dass man sich auf einige Schwierigkeiten einstellen müsse, aber das war Jenny egal, je wilder desto besser. Sie nannte ihn einfach Wolfi.

Es war eine wundervolle Zeit, viele empfanden sie als eine Gnadenzeit, als eine Zeit der Heilung. Pfarrer Adam erklärte mir das einmal so, als wir in seinem Studierzimmer zusammensaßen und uns über die Lage der Gemeinschaft des Ortes austauschten: „Früher wussten wir zu viel und das viele Wissen führte zu Resignation. Wir wussten nicht, wie wir damit umgehen sollten, konnten das, was wir wussten, nicht anwenden. Das meiste von dem war auch überflüssiges Wissen, was uns vom Eigentlichen ablenkte. Der Realismus des Alltags ließ unsere Sehnsucht erlöschen. Wir konnten ja alles erklären. Wir hatten keine Träume mehr. Und weil wir keine Erwartungen mehr hatten, gab es auch keine Hoffnung. Wir waren Gefangene in einem egoistischen Pragmatismus. Es zählte doch nur noch das, was einen Nutzen brachte. Aber das gab keine Herzensmotivation, das Normale begeistert niemanden, nicht wahr? Die Sachzwänge hatten uns im Griff und wir taten, was wir tun mussten oder von dem wir dachten, dass es nicht anders ginge, weil es keine Alternativen gab. Dabei haben wir uns selbst verloren. Wir waren nicht mehr bei uns. Wir hatten keinen Zugang mehr zu den Regungen unseres Herzens. Wir waren in uns selbst gefangen und kamen aus unseren eigenen engen Vorstellungen nicht mehr heraus. Deshalb gab es nichts anderes als den momentanen Spaß. Die Hoffnung, dass alles anders sein könnte, die Sehnsucht nach Leben und die Wünsche an eine andere Wirklichkeit erloschen. Wir waren sozusagen tot. Aber heute leben wir, heute kommt die Sehnsucht zurück. Wir wissen wieder, dass es mehr als wir selbst und unser kleinliches Umfeld gibt. Wir haben Hoffnung auf Veränderung, wir wünschen uns mit allen Fasern unseres Herzens, dass Gott eingreift und etwas ganz anderes, Neues beginnt. Wir glauben sogar, dass es möglich ist, denn wir erleben es ja. Wir sehen nicht mehr nur die Grenzen, die Unmöglichkeiten, die wir resignierend anzunehmen haben, sondern wir rechnen mit dem Unmöglichen, denn alles ist möglich. Wir spüren eine neue Kraft. Wir sind nicht am Ende, wir sind am Anfang!“ Pfarrer Adam hatte sehr engagiert gesprochen, aus ihm glühte eine neue begeisterte Freude und ich hatte tatsächlich auch den Eindruck, dass die Welt offen vor uns lag. Endlich waren wir befreit von den alternativlosen Sachzwängen, endlich konnten wir loslegen, endlich konnten wir tun, was wir schon immer wollten. Die Begeisterung brachte neu die Kühnheit, den Mut und die alte Zuversicht zurück, Eigenschaften, die längst ausgestorben schienen. Sie waren noch da. Die uralte Lebenskraft war noch am Wirken.

Ein eindrückliches Erlebnis war für mich in jenem Herbst auch der Tod einer älteren Frau. Sie starb in ihrem Zimmer und alle ihre Angehörigen standen um sie herum. Es war eher ein Heimgehen als ein schwerer Todeskampf. Sie wusste, dass sie sterben würde, war aber ganz ruhig. Sie legte jedem die Hände auf und segnete sie, besonders ihren Enkeln und Urenkeln sprach sie den Segen eines neuen Lebens zu. Dann wartete sie auf ihren Tod, schweigend

hielten alle mit ihr aus. Plötzlich sagte sie: „Hört ihr das Singen? Es ist ein Singen und Klingen in der Luft. So eine wunderbare Melodie, so eine Freude. Hört ihr es?“ Ihr Gesicht strahlte, innerlich sang sie mit. „Und dort“, sie wies in eine Ecke, „die dunklen Vögel des Todes, sie fliegen fort. Sie haben hier nichts zu suchen. Der Tod ist besiegt, jetzt beginnt das Leben. Die Welt stirbt, aber wir können leben.“ Sie schien bereits eine andere Welt betreten zu haben und hörte Stimmen, die wir nicht vernahmen. Dann sagte sie noch: „Es ist nicht schlimm. Das Sterben ist nicht schlimm. Wir gehen ins Leben, die Tür ist offen. Wir sind dem Leben ganz nah, es ist nicht weit. Wir lassen den Tod hinter uns und gehen ins Leben. Gott kommt und holt uns heim. Wir sind nicht Fremde, sondern zu Hause. Ich gehe euch nur voraus. Wir sehen uns bald wieder.“ Ihre letzten Sätze waren kaum zu hören, dann war sie verstorben. Die Beerdigung wurde kein trauriges Fest, sondern es war, wie wenn jemand verabschiedet wird, der nur vorausgeht und den man bald wiedersieht. Die Lebenden und die Toten waren nicht mehr weit voneinander entfernt. Es war, als gäbe es nur noch einen dünnen Vorhang zwischen dieser und jener Welt und so, als würde dieser Vorhang bald beiseitegezogen, ein für alle Mal.

Lerneinheiten

Dann kam der Schnee und das Leben in Freudewald veränderte sich, man hatte noch mehr Zeit füreinander. Für mich war dieser zweite Winter nach der großen Veränderung ein ganz besonderes Geschenk, er war völlig anders als der erste Winter, den ich in der Einsamkeit verbracht hatte. An den Abenden trafen sich die Menschen in den Häusern. Wie in ganz alten Zeiten wurden Lichtstuben eingerichtet, wo man zusammenkam, um miteinander zu lernen, sich auszutauschen oder ein interessantes Buch vorzulesen. Es gab die Möglichkeit, miteinander zu singen, Musik zu machen oder zu Livemusik zu tanzen. An bestimmten Abenden wurden von besonders kundigen Personen Themen angeboten, man befasste sich mit geschichtlichen, philosophischen oder theologischen Fragen. Aber es gab auch die Möglichkeit, etwas über Kräuterkunde, Pilze, Beeren, Natur- und Wetterkunde zu lernen oder sich mit der Zubereitung von Bier oder anderen Getränken zu befassen oder Seifen herzustellen. Jemand bot am Tag Exkursionen in die Natur an, um im Schnee Tierspuren zu entdecken und zu bestimmen. Oder jemand gab Hinweise, wie auch unter ungünstigen Umständen ein Feuer angezündet werden kann. Es war eine intensive Zeit, in der jeder den anderen sein Wissen mitteilte, es wurde gelehrt, gelernt, studiert und geforscht. Einige machten sich daran, Motoren zu entwickeln oder neue Formen der Stromgewinnung zu entdecken. Aber diese Gruppe blieb erfolglos. Die Zeit der künstlichen Hilfsmittel war anscheinend unwiderruflich vorbei. Die Holzfäller, die im Wald Brennholz schlugen, mussten doch auf ihre Motorsägen verzichten und die Bäume von Hand fällen und zerlegen. Eine harte Arbeit, die aber die Männer mit großer Befriedigung erfüllte: endlich eine richtige Arbeit! Ein paar ganz findige Mitglieder der Gemeinschaft gründeten ein Reparaturteam: Sie versuchten aus allem noch etwas Brauchbares zu machen oder neue Verwendungsmöglichkeiten für Abfall zu entdecken. Es wurden auch Erfindungen gemacht: Zum Beispiel wurde ein Glutbeutel konstruiert, mit dem man heiße Glut transportieren konnte. Das erleichterte das Feuermachen.

Als es auf Weihnachten zuging, machten sich einige Frauen daran, Rezepte für

Weihnachtsgebäck zu erfinden, um auch mit begrenzten Möglichkeiten Leckeres zu backen. Sie experimentierten mit Rübensirup statt Zucker, probierten verschiedene Baumharze als Gewürze aus, arbeiteten mit Mohn, getrockneten Kräutern, Beeren, Obst und Nussmischungen.

In den Wochen vor dem Weihnachtsfest gingen die Mitglieder des Teams, das für die Warenbestände zuständig war, durch die Gemeinschaft und fragte jeden nach einem ganz persönlichen Weihnachtswunsch. Sie suchten dann, ob dieser Gegenstand oder ein ähnlicher in irgendeinem der leer stehenden Häuser vorhanden war, und stellten ihn dann zu. So konnte jeder mit einem ganz besonderen Weihnachtsgeschenk rechnen und überrascht sein, in welcher Weise der geäußerte Wunsch in Erfüllung gehen würde. Ich wurde auch gefragt und wünschte mir ein Buch von C. S. Lewis. Tatsächlich bekam ich dann eine nicht mehr neue, aber wunderbar erhaltende Gesamtausgabe der Narnia-Geschichten. Es wurde ein Winter, in dem ich endlich einmal wieder in aller Ruhe lesen konnte!

An einem Abend kurz nach meiner Rückkehr aus den Bergen berichtete ich in der Kirche von meinen Erfahrungen bei den „Ausgestoßenen“. Was ich mitteilte, wurde mit großer Betroffenheit aufgenommen. Einige wollten sofort ein Team ausschicken, um diesen Menschen zu helfen. In Anbetracht des Winters wurde diese Idee jedoch auf das Frühjahr verschoben.

Pfarrer Adam nahm meinen Bericht zum Anlass, der Gemeinde ein paar grundsätzliche Prinzipien mitzuteilen. Es waren insgesamt 25 Punkte, über die er sprach.

Ich habe die 25 Punkte notiert und immer bei mir. Sie sind mir so wichtig, dass sie mich bis heute begleiten. Pfarrer Adam betonte zunächst sieben wesentliche Grundlagen für das Verhalten in der neuen Zeit und ich glaube, er nahm dabei das Leben der „Ausgestoßenen“ als Gegensatz, um deutlich zu machen, was heute wichtig ist. Er nannte diese ersten Aussagen „Die sieben Grundprinzipien“ und betonte, dass es sich um die sieben Grundlagen einer neuen Freiheit handle, Grundsätze, die jedem eine große Freiheit und innere Stärke vermitteln können:

1. Wenn ich weiß, was ich habe, kann ich auch verzichten.

Pfarrer Adam machte deutlich, dass das Gefühl von Mangel das Problem ist. Wer denkt, dass er zu wenig hat, macht dem anderen Vorhaltungen. Wer aber weiß, was er hat, und mit dem auskommt, ist zufrieden. Nur der ständige Blick auf das, was fehlt, macht unzufrieden. Wir sollen uns an dem orientieren, was wir haben, und nicht an dem, was uns noch fehlt.

2. Wenn ich weiß, wer ich bin, muss ich mich nicht ständig wichtigmachen.

Auch hier ist ein Mangel das Motiv für mein Handeln, ein schlechtes Motiv! Je sicherer ich mir selbst bin, desto weniger muss ich mich vom anderen abgrenzen oder gegen ihn kämpfen. Ich kenne meine Stärken und muss mich nicht größer machen, als ich bin, um den anderen zu übertrumpfen. Wir sollen uns auf den anderen einlassen und nicht ständig um uns selbst kreisen.

3. Wenn ich ein Gestorbener bin, kann mir eigentlich nichts mehr passieren.

Wer sein Leben verloren hat, muss es nicht mehr verteidigen. Er ist wirklich frei und unabhängig geworden. „Wir sind alles Gestorbene“, betonte Pfarrer Adam eindrücklich, „denn wir leben alle in einer neuen Zeit. Das, was war, ist gestorben, wir sind frei davon. Wir müssen nichts mehr mühsam festhalten. Wir können uns selbst loslassen.“

4. Was ich losgelassen habe, kann mir nicht mehr genommen werden.

Ein Dieb kann nur das stehlen, was ich ihm nicht freiwillig gebe. Wenn ich nichts mehr für mich brauche und nichts mehr festhalten will, weil mir sowieso alles gehört, dann kann ich genauso gut auch alles hergeben. Ich bekomme es ja wieder. Wir sollen nicht mehr unseren Beitz verteidigen, denn uns gehört nichts mehr.

5. Wenn ich meine Schwächen kenne, kann ich nicht mehr beschämt werden.

Wir sind nur dadurch angreifbar, dass wir besser sein wollen, als wir sind. Wir müssen dann angestrengt einen Schein aufrechterhalten und das ist ermüdend. Wir sollen bereit sein, so zu sein, wie wir sind, mit all unseren Unmöglichkeiten, dann erfahren wir eine große Freiheit und Unabhängigkeit.

6. Wenn ich meine Schuld nicht verstecke, sondern zugebe, bin ich nicht erpressbar.

Was wir verbergen möchten, grenzt uns ein. Wenn wir versuchen, uns zu rechtfertigen, erfinden wir viele Entschuldigungen und Begründungen für unser Tun und bauen uns damit selbst ein Gefängnis. Besser wäre es, für die eigene Schuld Verantwortung zu übernehmen. Wir sollen die Schuld wiedergutmachen und um Vergebung bitten.

7. Wenn ich auch klein sein kann, bin ich nicht abhängig.

Es ist ein eitles Bemühen, größer zu erscheinen und wichtiger zu sein, als wir sind. Dies lässt uns von der Anerkennung und Wertschätzung anderer abhängig sein. Wir schauen dann immer darauf, wie uns die anderen sehen, statt zu akzeptieren, wie wir sind. Wir dürfen zu uns stehen, so wie wir sind.

Es war eine ganze Weile still in der Kirche, als Pfarrer Adam seine Ausführungen beendet hatte. Er hatte die sieben Sätze auf einen großen Bogen Papier geschrieben und an die Kanzel gehängt, sodass sie gut sichtbar waren. Alle spürten die große Befreiung, die in ihnen steckte. Aus ihnen atmete Weite und Unabhängigkeit, denn sie beschrieben ein Verhalten, das zu der neuen Zeit passte und Unabhängigkeit vermittelte. Die Gemeinde spürte, dass sie von sich selbst frei werden konnte, um sich auf das Neue einlassen zu können.

Pfarrer Adam bot der Gemeinde an, dass er in der Zeit vom 6. Dezember bis zum Heiligen Abend täglich am Vormittag einen kurzen Impuls geben würde, wie diese sieben Grundsätze umgesetzt werden könnten. Das wären an achtzehn Tagen achtzehn Impulse. Er nannte sie „Die achtzehn Ermöglichkeiten“.

Neues Verhalten

Da Manuel, der für die Erfassung und Berechnung der Zeit in Freudewald zuständig war, den Termin für das Weihnachtsfest festgelegt hatte, wussten alle, wann der 6. Dezember war. Und da es keine Schokoladennikoläuse oder andere Süßigkeiten mehr gab, ließ sich die

Gemeinde gern auf diese Art eines Adventkalenders ein und kam fast vollzählig an jedem Tag zu einer besinnlichen Stunde in die Kirche.

Hier sind diese „achtzehn Ermöglicungen“:

1. An Stärke gewinnen bedeutet, sich selbst zu besiegen. Der größte Gegner ist der eigene Stolz.
2. Sich selbst besiegen heißt, sich zu überwinden. Sich überwinden heißt sterben.
3. Nur der Starke kann sich überwinden, sich loslassen und auf sich selbst verzichten.
4. Der Alltag bietet ein gutes Trainingsfeld, um sich zu überwinden.
5. Die Fragen, die uns das Leben stellt, ernst nehmen. Hinter ihnen steckt eine wichtige neue Erkenntnis.
6. Ein wenig Selbstzweifel sind gesund, sie verbinden uns mit Gott, weil sie uns auf unsere Grenzen hinweisen.
7. Ich gewinne, wenn ich verliere: innere Stärke, Gelassenheit und Souveränität.
8. Es gibt einen Sinn! Es gibt mehr als nur diesen Augenblick.
9. Wenn ich auch verlieren kann, muss ich mich nicht durchsetzen.
10. Raus aus der Opferrolle, raus aus dem Selbstmitleid.
11. Es ist gut, sich auf das zu konzentrieren, was ich habe, nicht auf das, was mir fehlt.
12. Ich bin bereit loszulassen, damit ich empfangen kann.
13. Ich will zufrieden sein, auch wenn ich nicht alles habe und mir nicht alles gelingt.
14. Ich muss nicht alles in der Hand haben, ich kann auch Kontrolle abgeben.
15. Es muss nicht alles so gehen, wie ich es mir vorstelle: locker lassen, flexibel sein!
16. Gott ist meine Stärke, denn seine Liebe ist in mein Herz ausgegossen. Das gibt mir Kraft in der Schwachheit.
17. Bei Gott zählt nicht nur der Erfolg meiner Bemühungen, sondern genauso (oder sogar noch mehr) meine Absicht - die Haltung meines Herzens.
18. Sein Herz an nichts hängen, immer wieder Altes loslassen und neu anfangen, sich abkehren von dem, was war, und nach vorn schauen.

In der Reihe der „achtzehn Ermöglicungen“ war Pfarrer Adam mit dem achtzehnten Satz nun am Heiligen Abend angelangt. Es waren in dieser Adventszeit ganz andere Impulse gewesen als sonst. Man war nicht mit allem Möglichen vollgestopft, sondern im Gegenteil leerer und freier geworden. Die Gemeinde hatte in diesen Tagen viel zum Verarbeiten. Die Impulse von Pfarrer Adam wurden willig aufgegriffen und es wurde viel diskutiert. In den Hauszellen und in persönlichen Gesprächen wurden die Sätze vertieft. Sie waren für manche eine harte Kost. Manche Aussagen waren nicht auf Anhieb verständlich und es gab auch Gegenmeinungen und Fragen. Es überwog die Überlegung, wie jeder das umsetzen konnte, was er verstanden hatte. Für jeden war etwas anderes wichtig. Aber in diesem gemeinsamen Arbeiten, Suchen und Fragen vertiefte sich die geistliche Kompetenz der Gemeinschaft.

„Es geht darum, stark zu werden, um schwach sein zu können“, betonte Pfarrer Adam immer wieder. Das war sein Motto und er wollte die Gemeinde damit auf die kommende Zeit vorbereiten. Er sagte: „Nur wer innerlich stark ist, kann schwach sein und Schwäche

zugeben. Und nur der Schwache ist offen für das, was kommt, denn nur er kann sich auf das Neue einlassen. Wer aus sich heraus stark sein möchte, muss sich wappnen und innerlich und äußerlich rüsten. Er kann keine Schwäche zugeben und ist deshalb nicht flexibel. Er ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt und deshalb nicht bereit für das, was sich ereignen möchte. Er sieht nur seine Spur und dabei passiert das Entscheidende an einer ganz anderen Stelle.“ Deshalb war Pfarrer Adam unerschütterlich der Meinung: „Wir müssen stark werden, innerlich stark. Stark sind wir aber nur, wenn wir uns nicht stark fühlen oder stark machen, sondern wenn Gott unsere Stärke *ist*. Deshalb lasst uns das Eigene ablegen, damit wir von Gott empfangen können.“

Diese Gedanken passten zur Adventszeit und bereiteten die Menschen auf Weihnachten vor. Am Vormittag des 24. Dezembers waren alle festlich gestimmt und voller Erwartungen, wie nun Weihnachten würde. In diese Erwartung hinein forderte Pfarrer Adam seine Gemeinde auf, noch einmal ganz bewusst alles Alte herzugeben, wie es im achtzehnten Satz formuliert war. Die Gemeinde sollte sich abwenden von dem, was sie bisher bestimmt hatte, und ganz bewusst eine neue Richtung einschlagen: nach vorn schauen, zu dem hin, der kommt. Es sollte ein bewusste Entscheidung für die Zukunft Gottes sein und eine bewusste Abkehr von dem Alten. So könnte dieses Weihnachtsfest ein Wendepunkt bedeuten zwischen gestern und morgen. Pfarrer Adam schlug an diesem Morgen vor, dass jeder für einige Zeit in die Stille gehen sollte, um sich zu besinnen: „Will ich das Alte loslassen? Will ich mich umwenden? Will ich mich Jesus, dem kommenden Herrn, ganz neu zuwenden?“

Auch ich nahm mir an diesem Tag Zeit, um in der Stille meine Gedanken zu klären. Ich formulierte für mich folgende Sätze, die meine eigene Zukunft betrafen. Sie waren mein eigenes persönliches Resümee der Impulse von Pfarrer Adam. Ich schrieb:

Ich will von mir wegsehen.

Ich will offen sein für Menschen, Umstände, Situationen, die mir begegnen.

Ich will mich auf Ungewohntes einlassen.

Ich will Wartezeiten mit Geduld zu Stille und Gebet nutzen.

Ich will mir keine unnötigen Gedanken oder Sorgen im Blick auf die Zukunft machen und nicht zu viel planen.

Ich will tun, was jetzt gerade getan werden muss.

Ich will zufrieden sein mit dem, was da ist.

Ich will mich nicht mit anderen vergleichen, mit ihnen konkurrieren oder mit Neid begegnen.

Ich will anschauen, was ist, und es akzeptieren.

Ich will mich Gott ganz überlassen und ihm vertrauen.

Ich will das, was ich sage, mit Überzeugung vertreten.

Ich will nicht daran zweifeln, dass es Gott gut mit mir meint.

Das besondere Weihnachtsfest

Am Nachmittag des Heiligen Abends lag eine wunderbare Stille und Sammlung über dem Ort. Die Menschen waren mit ihrer Beziehung zu Gott beschäftigt, sie bereiteten sich vor, ihm zu begegnen. Es gab keine Hektik, wie ich sie früher in den letzten Stunden vor dem

Weihnachtsfest oft erlebt hatte. Am Abend zogen die Bewohner des Ortes mit Fackeln zur Kirche. Dort brannte im Chorraum eine große Anzahl selbst gezogener Wachskerzen, ein wahres Lichtermeer. Einen Christbaum gab es nicht, da die Kette mit den elektrischen Kerzen sowieso nicht funktioniert hätte und man aufgrund der Brandgefahr keine echten Kerzen riskieren wollte.

Der Gottesdienst begann mit fröhlichen Liedern. Ein Chor hatte eine kleine Motette eingeübt, die nun vorgetragen wurde. Dann folgte ein Krippenspiel, eine Hauszelle hatte es sehr spontan und kreativ vorbereitet:

Unter der Empore legten sich die Hirten zum Schlafen nieder. Sie wurden von der Botschaft des Engels geweckt, der ihnen von oben zurief: „He, aufwachen! Es ist etwas Wichtiges passiert. Nein, keine Katastrophe, sondern etwas viel Besseres: Jesus ist geboren. Jetzt wird alles anders.“ Der Engel musste seine Nachricht mehrmals wiederholen, denn die Hirten hatten keine Lust aufzustehen. Sie waren kaum wach zu kriegen, rieben sich verschlafen die Augen und sagten zueinander: „Jetzt haben wir gerade so gut geschlafen.“ „Was ist los?“ „Nicht mal hier lässt man uns in Ruhe.“ „Ich habe so schön geträumt.“ „Im Schlaf kann ich alles endlich vergessen, aber nun kommt die Realität zurück.“

Die Hirten ließen sich aber letztlich doch bewegen, sich auf den Weg zu machen. Bevor sie aufbrachen, überlegten sie noch: „Was bringen wir mit? Wir haben doch nichts. Aber mit leeren Händen zu erscheinen ist auch nicht fein.“ Der eine nahm also ein paar Äpfel mit, der andere ein Stück Schaffell, der dritte hatte etwas Selbstgebasteltes dabei. Dann gingen sie los.

Sie kamen nach einigen Umwegen durch die voll besetzte Kirche zum Stall von Bethlehem, der sich vorn am Altar befand. Dort saßen Maria und Josef vor einer Futterkrippe. Aber die Krippe war leer. Als die Hirten das bemerkten, waren sie enttäuscht: „Wo ist das Kind? Wir wollten Jesus besuchen. Wir wollten den König beehren.“ Rastlos blickten sie sich um. „Was mache ich mit meinen Äpfeln?“, fragte der eine. „Gib sie doch denen, die Hunger haben“, schlug ein Hirtenknabe vor. „Möchte hier jemand Äpfel haben?“ Sofort gingen bei den Gottesdienstbesuchern ein paar Arme hoch. Der Junge verteilte die Äpfel. Der Hirte war erstaunt und fragte seine Kollegen: „Kennt ihr den Hirtenjungen? Wo kommt denn der her, der ist mir ja noch nie begegnet.“ Einer antwortete: „Wahrscheinlich macht er hier ein Praktikum und ist erst kurz da.“ Der andere Hirte wollte wissen: „Und was mache ich jetzt mit meinem Schaffell?“ Der Hirtenjunge schlug vor: „Gib es doch der alten Frau dort, sie friert.“ Er brachte der alten Frau in der dritten Reihe das Fell. Sie freute sich und legte es sich sogleich um. „Und ich, was mache ich mit meinem Kunstwerk?“ Er hielt sein selbst gebasteltes Spielzeug hoch. „Da gibt es doch einige Kinder, die freuen sich“, sagte der Hirtenjunge. Tatsächlich, die Kinder in der ersten Reihe johlten vor Freude, als sie beschenkt wurden. „Und ich, was mache ich?“, fragte ein vierter Hirte, „ich wollte das Jesuskind anbeten und ihm die Ehre erweisen.“ „Sag doch ein paar Menschen hier, dass du sie gern hast und dass sie dir wichtig sind“, schlug der Hirtenjunge vor. Das wollte der Hirte aber nicht so gerne. Er entgegnete: „Dann spiele ich wenigstens ein Lied auf meiner Flöte, dann haben alle etwas davon.“ Das tat er. Aber man bemerkte, dass die Hirten alle sehr erstaunt waren über den unbekanntenen Knaben in ihrer Mitte.

Nach dem Flötenstück wandten sich die Hirten an Maria: „Wo ist denn Jesus hingegangen? Ist er einfach auch so verschwunden - wie viele Menschen in der letzten Zeit?“ Maria wunderte sich: „Er war doch immer bei euch, die ganze Zeit. Hier ist er doch.“ Sie wies auf den Hirtenjungen, „er ist einer von euch.“ Alle lachten, freuten sich und nahmen den Hirtenjungen in die Arme und das Krippenspiel war beendet.

Nun kam Pfarrer Adams Predigt. Er stieg auf die Kanzel und begann:

„Ohnmachtserfahrungen sind wichtig, denn wir kommen an unserer Grenzen und unsere Möglichkeiten sind am Ende. Jetzt kann Gott beginnen. Wir denken, wir könnten immer noch etwas tun und müssten die Lage im Griff haben. Aber dann gehen uns die Ideen aus und wir wissen nicht weiter. Das ist der Moment von Weihnachten. Wir stehen mit unseren Geschenken da und haben keine Ahnung, was wir damit tun sollen. Dann kommt Jesus und beschenkt *uns*. Wir wollen etwas geben und bekommen selbst viel mehr. Wir müssen Gott machen lassen und können nichts tun. Das kann für uns ganz schön schwierig sein.

Weihnachten verurteilt uns zur Passivität, wir spüren, wie schwach und unfähig wir sind. Aber genau zu den Schwachen und Unfähigen kommt Jesus, um sie zu beschenken. Er macht sich selbst klein und schutzbedürftig. Dabei stürzt er die Mächtigen vom Thron, wie Maria in ihrem Lobgesang singt, und erhebt die Niedrigen (Lukas 1, 52). Das Erste haben wir in den letzten Monaten deutlich erfahren: Die Mächtigen wurden entthront. Nun wird aber auch das andere Wirklichkeit: Die Schwachen, die Niedrigen, die Stillen und Demütigen, die bisher am Rande waren, bekommen einen neuen Platz und werden wichtig. Sie werden von Gott aus der Niedrigkeit emporgehoben und geehrt. Das heißt, liebe Gemeinde: Nun sind wir dran. Wir, die wir uns schwach und unfähig fühlen, die nichts in der Hand haben und uns bisher eher benachteiligt vorkamen. Nun werden wir beschenkt. Und mit dem, was wir von Gott bekommen, können wir das tun, was wir schon immer wollten: Wir können einander dienen. Wir sind frei geworden von uns selbst, deshalb können wir ohne großes Aufheben um uns selbst für andere da sein. Versteckt euch also nicht länger, sondern handelt, auch wenn ihr das nicht gewohnt seid, weil bisher andere bestimmt haben. Der Herr ist nahe und wir sollen alles tun, damit er uns bereit findet. Mehr noch: Wir sollen nicht nur uns selbst auf seine Wiederkunft vorbereiten, sondern wir sollen alles tun, damit Jesus, wenn er wiederkommt, eine bereite und offene Gemeinschaft findet, offene Herzen und eine Gemeinde, die ihn fröhlich erwartet und gern empfängt. Jesus will zu uns kommen, zu den Schwachen und Niedrigen. Bei ihnen ist sein Stall, hier ist seine Krippe.“

Endzeiterwartung

Später wurde diese Weihnachtspredigt von Pfarrer Adam immer wieder zitiert. Es war vor allem die Aussage in den Köpfen der Zuhörer hängen geblieben, dass Jesus wiederkommt. In den Tagen nach Weihnachten entfalteten die Bewohner von Freudewald eine eifrige Geschäftigkeit. Sie wollten sich auf die Wiederkunft Jesu vorbereiten. Häuser wurden geputzt und geschmückt. Man traf sich verstärkt zum gemeinsamen Gebet in den Häusern und hörte den sehnsuchtsvollen Ausruf: „Komm, Herr Jesus.“ Immer wieder bestätigten sich Menschen gegenseitig: „Unser Herr kommt bald.“ Einige Mitglieder der Gemeinschaft wollten ihrer Bereitschaft noch dadurch verstärkten Ausdruck geben, dass sie fasteten,

andere schlossen sich zusammen und wollten abwechselnd Tag und Nacht beten und wachen, um ja die Ankunft Jesu nicht zu verpassen. Es gab tatsächlich auch einige, die erklärten, dass sie Wächter seien. Sie richteten sich einen Beobachtungsposten ein, von dem aus sie das umliegende Land überblicken konnten. Da aber in diesen Tagen nach Weihnachten die Temperaturen weit unter Null fielen, stellten die Wächter ihre Tätigkeit wieder ein.

Einige quartierten sich in der Kirche ein und sagten, dass sie hierbleiben würden, bis Jesus wiedergekommen sei. Die Kirche wurde Tag und Nacht geheizt und immer mehr zum Mittelpunkt des Ortes, wo man sich traf, austauschte und seine Meinung kundtat, wann und wie nun Jesus kommen würde. Es gab ganz unterschiedliche Prognosen und die Gemeinde schien darunter zu zerbrechen. Immer heftiger wurden unterschiedliche Ansichten vertreten, immer deutlicher gab es Grüppchen, die massiv ihren eigenen Standpunkt verteidigten. Einige begannen überall Engel zu sehen und es gab sogar Menschen, die davon sprachen, dass die Entrückung bereits stattgefunden habe und sie schon alle miteinander im Himmel seien.

Der Jahreswechsel wurde nicht gefeiert, denn er spielte keine Rolle mehr. Es gab sowieso keine Jahre mehr, sondern höchstens noch Wochen, die von Sonntag zu Sonntag gingen. Dass ein neues Jahr begann, war bedeutungslos. Viel wichtiger war die nahe Zukunft.

Pfarrer Adam schwieg zu allem. An einem Tag kurz nach dem Beginn des neuen Jahres suchte ich ihn in seiner Studiertube auf und fragte ihn, warum er sich im Blick auf diese massive Endzeiterwartung seiner Gemeindeglieder so deutlich zurückhalte. Er antwortete mir ausführlich:

„Jesus ist schon da, die Wiederkunft hat bereits stattgefunden. Wir begreifen das erst Stück um Stück. Und so weit, wie wir es begreifen, wird Jesus für uns sichtbar. Es ist gut, wenn die Menschen Jesus erwarten, auch wenn es nun teilweise übertrieben geschieht. Denn je mehr wir Jesus erwarten, mit ganzen Herzen ersehnen, desto mehr werden wir fähig, ihn wirklich aufzunehmen. Unsere Wiederkunftshoffnung dient *uns*. Deshalb ist sie jetzt eine nötige Phase. Wenn wir beten: Komm, Herr Jesus!, machen wir Schritte auf ihn zu, und dabei können wir immer mehr wahrnehmen, dass er schon längst bei uns ist. Jesus ist nicht unsere Zukunft, sondern unsere Gegenwart.“ Pfarrer Adam machte eine Pause. Ich schwieg, denn ich wollte ihn in seinen Gedanken nicht unterbrechen.

„Wir haben früher die Gegenwart Jesu nicht wahrgenommen, weil wir durch so vieles abgelenkt waren. Nun hat uns Gott eines Tages den Strom abgedreht und wir standen plötzlich nicht mehr unter Strom. Da haben wir auf einmal festgestellt, was außerhalb von uns und um uns herum wirklich passiert. Wir sind aufgewacht und haben uns von unseren schönen Träumen verabschiedet. Erst als das Licht aus war, konnten wir in die Weite sehen. Endlich konnten wir die kleinen Lichtpünktchen in den Tiefen des Weltalles deutlich erkennen und wir nahmen wahr, wie nahe alles war, unmittelbar nahe. Wir sind aufgewacht und haben unsere Hände und Füße gespürt, als würden wir sie zum ersten Mal sehen. Wir haben verstanden, was alles zu uns gehört. Wir haben zum ersten Mal mündige Schritte getan und verantwortlich gehandelt. Und wir haben auch zum ersten Mal eigenständig gedacht und richtig gelacht, selbst agiert und verweilt. Wir erfuhren uns selbst ganz neu.“

Und in allem, was wir taten, entdeckten wir, wie nahe uns Jesus ist, so nahe wie uns unsere Hände, Füße, Gedanken, Empfindungen, Worte.“

Wieder machte Pfarrer Adam eine Pause. Er schüttelte den Kopf.

„Es war der Teufel, der uns glauben lassen wollte, dass Jesus noch nicht kommt, noch lange verweilt, wir noch viel Zeit hätten. Der uns ablenkte und keine Zeit zum Nachdenken ließ, damit wir nicht wahrnehmen konnten, wie sich alles verhielt. Der unsere Gedanken in eine ferne Zukunft lenkte, damit wir nicht bemerkten, was ganz unmittelbar bei uns geschah. Wir sollten in Erwartung leben, damit wir nicht sahen, dass Jesus an unserer Seite war. So waren wir damit beschäftigt, unsere Zukunft zu erfinden und zu gestalten, und dabei hatte sie sich bereits vollzogen. Die ganze Geschichte der Menschheit seit zweitausend Jahren ist geprägt vom verzweifelten Versuch des Teufels, uns daran zu hindern wahrzunehmen, wie nahe Jesus ist.“ Pfarrer Adam seufzte.

„Heute sollen wir offen sein für alles, was geschieht. Und wir können es auch, weil uns nichts mehr ablenkt. Wir *können* Jesus entdecken und seine Nähe wahrnehmen.“ Pfarrer Adam betonte das Wort „können“.

„Aber auch wenn die äußeren Zwänge keine Bedingungen mehr stellen und den Blick auf die Wirklichkeit verhindern, sind es doch die eigenen Vorstellungen von dem, was geschehen wird, was nach unseren Überlegungen geschehen soll, was uns für die Wirklichkeit blind macht. Wir pflegen doch noch stark unsere eigenen Wünsche und Bedürfnisse und denken, dass es so kommen wird, wie wir es uns denken. Das legt uns fest. Wir sollten heute, gerade heute, verschiedene Meinungen gleichzeitig nebeneinander stehen lassen. Wir sollten nicht den anderen überzeugen wollen. Gott ist vielfältig und nicht einseitig. Es ist wichtig für die Menschen am Ende der Zeit, dass sie nicht festgelegt, dogmatisch oder einlinig sind, sondern offen und beweglich, befreit, sich auf das einzulassen, was geschieht. Das erfordert Menschen mit einem großen Vertrauen. Sie wissen, dass das, was kommt, gut ist, egal, wie und wann es kommt. Sie sehen Geborgenheit und Frieden vor sich, nicht Angst und Entsetzen.“ Pfarrer Adam wirkte erschöpft.

In der Gemeinde wurde in diesen Tagen die Erwartung der Wiederkunft Jesu immer stärker. Sie führte sogar dazu, dass Menschen ihre täglichen Pflichten versäumten, sich mehr mit sich selbst beschäftigten und nur noch ihren eigenen Empfindungen und Eindrücken nachgingen. Das konnte so nicht gut gehen. Entweder musste Jesus tatsächlich augenblicklich wiederkommen oder irgendetwas anderes musste geschehen. Und das tat es auch. Es geschah nicht, dass Jesus plötzlich in Freudewald auftauchte, sondern dass Pfarrer Adam aus Freudewald verschwand. Er war plötzlich weg, einfach nicht mehr da.

Am frühen Morgen klopfte Frau Rosi an meine Tür, ich wohnte immer noch im Pfarrhaus, weckte mich und sagte: „Mein Mann ist verschwunden.“

Ich zog mich rasch an und ging mit ihr in die Studierstube des Pfarrers. Dort war alles wie sonst, nur Pfarrer Adam war nicht anwesend. Frau Rosi berichtete: „Mein Mann wollte gestern Abend noch einmal in seine Studierstube, um noch ein wenig zu lesen. Dabei konnte er sich immer am besten erholen. Er war in der letzten Zeit oft sehr müde und verzagt gewesen und ich hatte mir schon Sorgen um ihn gemacht. Er war oft still, saß in seinem Stuhl und starrte vor sich hin. Deshalb wollte ich ihn nicht stören, wenn er Zeit für sich brauchte.“

Als ich jedoch ins Bett ging, rief ich von oben, ob er nicht auch bald kommen wolle. Aber ich erhielt keine Antwort. Da ging ich hinunter und entdeckte, dass sein Zimmer leer war. Die Kerze war ausgeblasen, als ob er ganz bewusst aufgebrochen wäre. Hier auf seinem Schreibtisch lag aufgeschlagen seine Bibel.“ Ich schaute mir die Seiten an, die geöffnet waren. Es waren die Kapitel Matthäus 24 und 25. Und eine Stelle war mit Bleistift angestrichen: „Recht so, du tüchtiger und treuer Knecht, du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen; geh hinein zu deines Herrn Freude.“

Frau Rosi nahm die Tatsache, dass ihr Mann nicht mehr da war, mit großer Fassung auf. Sie jammerte nicht, sondern sagte sich, dass es das Beste für ihren Mann und für die Gemeinde war. Nur kurz zeigte sie Anzeichen von Trauer, aber nie fragte sie sich, wohin ihr Mann gegangen sei und wo er sich nun wohl befinde. Es war ihr ganz selbstverständlich klar, dass Gott ihn zu sich geholt hatte.

Sie rief das Dorf zusammen und teilte sehr ruhig und gefasst mit, dass die Gemeinde ihren Pfarrer verloren habe. In der Gemeinschaft schlug diese Tatsache wie eine Bombe ein. Es war, als ob die Menschen wie aus einem Traum erwachten. Sie brauchten eine ganze Zeit, bis sie begriffen, was geschehen war. Alle überzogenen Erwartungen, Hoffnungen und emotionalen Sehnsüchte waren wie auf einen Schlag verschwunden. „Nun sind wir auf uns gestellt“, sagten sie zueinander. „Nun sind wir allein. Nun sind wir dran.“ Ein Ruck ging durch die Gemeinschaft und die Menschen standen auf und übernahmen die Verantwortung für sich und das ganze Gemeinwesen. Sie wollten das Erbe Pfarrer Adams in guter Weise weiterführen. Sie wollten nicht in die Zukunft schauen, sondern das Heute gestalten. Da gab es Arbeit genug.

Drittes Jahr: Frühjahr bis Herbst

Der Dienst der Gemeinde

Als es Frühling wurde und die Sonne den Schnee weggetaut hatte, kam Jenny ins Dorf - ich habe das bereits erzählt. Ihre Anwesenheit konfrontierte die Gemeinschaft mit der Tatsache, dass es auch außerhalb Menschen gab. Und dass diese Menschen Hilfe brauchten. Man erinnerte sich an das Vorhaben des Herbstes, dass man hinausgehen wollte, um diejenigen hereinzuholen, die draußen waren. Nun sollte es umgesetzt werden. Es sollten über Freudewald hinaus Kontakte geknüpft werden, damit Beziehungen entstanden, die im Laufe der Zeit ausgebaut werden konnten.

Nachdem man im Winter so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen war, viel zu sehr, wie einige meinten, kam ins Bewusstsein der Leute von Freudewald, dass es sicher besser sei, sich um andere Menschen zu kümmern, als nur starr auf den wiederkommenden Jesus zu warten. Immer mehr waren der Meinung, dass das Warten auf die Wiederkunft auch mit Arbeit und dem Einsatz für andere zu füllen war und dass Jesus es sicher nicht übel nahm, wenn man die Zeit bis zu seiner Ankunft mit Nützlichem verbrachte. Vielleicht würden sie auch, wenn sie ihre Kreise erweiterten, früher auf Jesus stoßen, als wenn sie nur hier auf ihn

warteten. So kam man rasch überein, dass man einen Auftrag hatte und dass er darin bestand, nach Menschen zu suchen, die allein und verloren waren.

Es bildeten sich zwei Teams. Das eine sollte in die Berge gehen, um dort nach den „Ausgestoßenen“ zu schauen. Eine andere Gruppe sollte in der anderen Richtung herausfinden, ob es dort noch Menschen gab und wie es ihnen ginge. Ich beschloss, mit diesem zweiten Team aufzubrechen. Ich spürte, dass meine Zeit in Freudewald zu Ende ging. Außerdem war mir bewusst, dass ich nicht länger im Pfarrhaus wohnen konnte, nachdem Pfarrer Adam verschwunden war. Frau Rosi wollte das große Haus außerdem nutzen, um hier eine Wohngemeinschaft mit anderen Frauen zu bilden, die ihre Männer verloren hatten. Man konnte zwar nicht von Witwen sprechen, denn bei einigen war ihr Mann nur verschwunden, nicht verstorben, aber sie waren doch nach einer Zeit der Ehe nun allein und wollten gemeinsam ihren Alltag gestalten und anderen mit ihren Möglichkeiten dienen. Sie wollten vor allem für verletzte und psychisch traumatisierte Menschen da sein.

Intensive Tage der Vorbereitung für die beiden Teams begannen. Ich konnte meine Erfahrungen aus der Zeit meines Unterwegsseins weitergeben. Ich vermittelte, wie man im Wald übernachtet, wie man sich Unterstände und Hütten baut, half ihnen bei der Auswahl der Ausrüstungsgegenstände und wies sie darauf hin, wie man sich unterwegs am besten verpflegen konnte. Ich machte Mut, leer stehende Häuser mit Respekt vor den früheren Bewohnern zu betreten, um dort zu übernachten oder sich das zu holen, was gebraucht wurde. Ich gab auch Anweisungen, was zu tun war, wenn man auf Widerstand oder aggressives Verhalten stieß.

Die Gruppe, die in die Berge wanderte, zog als Erste los. Sie hatten sich von Jenny noch einmal genau den Weg erklären lassen. Ich gab ihnen Grüße mit - auch an den Einsiedler und den Asketen.

Die andere Gruppe machte sich ein paar Tage später auf den Weg. Ich bekam den Auftrag, diese Gruppe zu führen. Mein Esel blickte mich sehr verwundert an, als ich mich endlich wieder um ihn kümmerte und nach der langen Winterzeit aus dem Stall holte. Ich verabschiedete mich von Frau Rosi und dankte ihr herzlich für ihre Gastfreundschaft. Dann waren wir bereit und konnten losziehen. Wir waren eine große Gruppe geworden und kamen nicht sehr schnell voran. Es war zeitweise auch sehr mühsam, die inzwischen zugewachsenen alten Wege zu finden oder einen neuen zu entdecken.

Wir trafen auf dem Weg auf ganz unterschiedliche Menschen: Da war zum Beispiel ein junger Mann, der uns vergnügt pfeifend entgegenkam. Es war ein Handwerker, der umherzog, um hier und da, wo es möglich und erwünscht war, seine Dienste anzubieten und sich zu verdingen. Er wollte allein bleiben und sah keine Notwendigkeit, nach Freudewald zu kommen, obwohl es dort sicher viel Arbeit für ihn gegeben hätte. Anders war es mit einer älteren Frau, die einen verwirrten Eindruck machte und immerzu betonte, dass sie nach ihren Kühen suchen würde. Sie war gern bereit, mit uns mitzukommen, und beruhigte sich schnell, als sie merkte, dass wir es gut mit ihr meinten. Problematischer war ein junges Pärchen, das wir am Waldrand entdeckten. Die beiden wären gern dort geblieben, um ihr eigenes Leben ganz für sich zu leben. Aber wir schilderten ihnen die Vorteile der

Gemeinschaft, dass sie doch Lust bekamen, mit uns zu kommen. Außerdem machten wir sie darauf aufmerksam, dass sie in Freudewald ganz offiziell und festlich heiraten könnten und dadurch würde ihr gemeinsames Leben ja noch wertvoller werden. Das überzeugte sie und sie schlossen sich uns an.

Dann trafen wir auf einem abgelegenen Hof auf ein Ehepaar, das offensichtlich mit der Verwaltung des Gutes heillos überfordert war. Sie machten einen verhärmten und unglücklichen Eindruck und hatten ständig Streit miteinander, auch in unserer Gegenwart. Es war für sie alles zu viel geworden und sie wussten sich nicht zu helfen. Unserer Aufforderung, doch mitzukommen, folgten sie nach einer kurzen und heftigen Auseinandersetzung. Wir erklärten ihnen, dass sie in Freudewald durch die Hilfe der anderen viel Unterstützung bekommen könnten - auch in der Gestaltung ihrer Beziehung.

Inmitten eines dunklen Forstes trafen wir auf zwei Männer, die sich sofort aus dem Staub machen wollten, als sie uns sahen. Wir riefen sie und zeigten ihnen unsere freundliche und wohlwollende Absicht, indem wir ihnen Lebensmittel entgegenhielten. Da kamen sie zurück und ließen uns herankommen. Sie hatten sich offensichtlich schon vor Längerem in diesem Wald niedergelassen, einen Verschlag gebaut und seither versucht, in diesem Versteck ihr Leben zu fristen. Erst als sie ein wenig Vertrauen zu uns gefasst hatten, rückten sie damit heraus, dass sie vor Jahren eine Untat begangen hatten und seither auf der Flucht vor der Strafverfolgung seien. Wir versuchten ihnen klarzumachen, dass eine neue Zeit angebrochen sei und sie keine Angst mehr haben müssten, vor Gericht gezogen zu werden, weil die alten Gesetze nicht mehr gälten. Sie misstrauten uns und hielten das für einen üblen Trick, um sie ihren Richtern auszuliefern. Aber als wir erzählten, wie wir lebten und was sich verändert hatte, und nicht lockerließen, glaubten sie allmählich unseren Worten, und als wir ihnen bedeuteten, dass sie in Freudewald von ihrer Schuld loskommen, ja, dass sie Vergebung empfangen könnten, waren sie bereit mitzukommen.

Wir waren schon eine lange Zeit unterwegs, als wir in einem verlassenem Dorf auf eine Gruppe von Kindern trafen. Es waren „Wolfskinder“, wie es sie immer nach Kriegen und Katastrophen gegeben hatte, ein Rudel verlassener Geschöpfe, die sich mit eigener Kraft gemeinsam durchzuschlagen versuchten. Sie hatten mit viel List und Schläue überlebt, waren durch alle möglichen Bedrohungen abgebrüht und erfahren geworden und hatten sich mit einer gewisse Zähigkeit Strategien angeeignet, die ihnen geholfen hatten durchzuhalten. Obwohl die neun Kinder zwischen fünf und 13 Jahre alt waren, wirkten sie wesentlich älter und reifer. Ein Kind haben sie verloren, weil es von einem Felsen gestürzt sei, erzählten sie, und ein anderes, das noch sehr jung gewesen war, sei verhungert, weil es sich nicht selbst hatte versorgen können. Der Älteste von ihnen war zum Anführer geworden, der, obwohl selbst noch ein Kind, mit den Mitgliedern seines Rudels mit einer natürlichen und selbstverständlichen Autorität umging. Dabei hätten sie Geschwister sein können. Wir staunten über ihren Willen, zusammenzuhalten und füreinander einzustehen. Sie waren durch alle Erlebnisse des Überlebens zu einer verschworenen Gemeinschaft geworden. Sie waren nur gemeinsam bereit, nach Freudewald zu gehen, sie waren

misstrauisch und vorsichtig. Aber als wir ihnen von anderen Kindern erzählten und ihnen versprachen, dass sie beieinanderbleiben durften, willigten sie ein.

Eine veränderte Welt

Inzwischen war unsere Gruppe angewachsen und es wurde beschlossen umzukehren. Für mich war damit der Zeitpunkt gekommen, allein weiterzugehen. Ich verabschiedete mich und wir trennten uns. In den ersten Tagen dachte ich noch oft an meinen Aufenthalt in Freudewald zurück. Die Gemeinschaft hatte mir gutgetan und ich hatte mich wohlgeföhlt. Ich hatte so viel verstanden und profitiert, dass ich nun als ein Beschenkter weitergehen konnte. Aber tief in meinem Inneren wusste ich, dass es meine Aufgabe war, noch andere Bereiche kennenzulernen. Die Zeit in Freudewald war eine wichtige Zeit gewesen, aber sie war nun vorbei. Mein Unterwegssein war noch nicht zu Ende. Ich war noch nicht am Ziel angelangt, noch nicht.

Auf meinem weiteren Weg traf ich immer wieder auf Menschen, die aus anderen Orten kamen und nun losgezogen waren, um Kontakt mit fernen Siedlungen aufzunehmen. Es waren Kuriere, deren Aufgabe darin bestand, Informationen zu sammeln und weiterzugeben. Das war eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, mussten die Tatsachen doch ohne eigene Zusätze weitergegeben werden. Die Wahrheit war kostbar, es durften sich keine falschen Fakten oder fehlerhafte Übertragungen einschleichen. Man war darauf angewiesen, sicher zu sein, dass es stimmte, was übermittelt wurde, denn das war vielfach die Grundlage für weitere Entscheidungen. Die Kuriere, die das Land durchzogen und auf sich selbst gestellt waren, hatten eine exponierte Position. Sie hatten den Überblick über weite Bereiche und größere Zusammenhänge. Wenn ich auf einen solchen Kurier traf, war es immer ein Gewinn, wieder mehr zu erfahren und den Blick zu weiten. Wir nahmen uns dann regelmäßig Zeit für einen ausführlichen Austausch.

Durch die Kuriere verstand ich, dass sich auch anderswo die gleichen Entwicklungen vollzogen wie in Freudewald: Die Menschen fanden immer mehr zusammen. Ich erfuhr aber auch, dass es Gegenden mit weitgehender Zerstörung gab. Einige Landstriche seien menschenleer und dann gebe es Bereiche, wo sich Siedlungen und Gemeinschaften gebildet hatten. Es lebten immer weniger einzelne Versprengte nur für sich, denn ein Überleben allein sei kaum mehr möglich.

Kuriere berichteten mir auch von Großstädten, die vollkommen entvölkert seien. Manche Stadtteile seien zerfallen, andere würden aussehen, als wären sie gerade erst verlassen worden. Plünderungen und mutwillige Zerstörungen hätten so gut wie nirgends stattgefunden. Wer aus den Städten übrig geblieben war, war an den Stadtrand oder in die nähere Umgebung gezogen, dort hätten sich einige neue Siedlungen von Überlebenden gebildet. Die Hauptstadt aber, so wurde weitergegeben, sei eine Geisterstadt, das Regierungsviertel ohne ein Lebewesen. Nur Füchse würden sich dort in großer Zahl tummeln. Es sei gespenstisch, wie der Wind durch die Straßen piff, die früher vor Leben, Hektik und Menschengewimmel gestrotzt hätten. In ein paar Ministerien säßen noch Beamte, meinte ein Kurier, aber sie hätten nichts mehr zu regieren und würden sich tödlich langweilen. Aber das sollte wohl eher ein Witz sein, ich glaubte dieser Information nicht,

denn ein Minister, der früher das Regieren gewöhnt gewesen war, würde jetzt die völlige Verlassenheit nicht überleben.

Ich verstand, dass das Land dabei war, sich zu verändern. Nicht nur die Menschen veränderten sich, sondern alles war in einem intensiven Prozess der Verwandlung. Die Menschen und die Natur entwickelten eine tiefere Beziehung zueinander, das Verhalten von Mensch zu Mensch war deutlicher vom Interesse füreinander geprägt. Man bekam wieder ein Gefühl für die Zusammenhänge und erkannte, wie wichtig ein offenes Gespräch, ehrliche Begegnung, das gemeinsame verständnisvolle Betrachten und Wahrnehmen war. Ein intensives, starkes Bewusstsein setzte sich durch: für das Leben und seine Verletzlichkeit, für die Abhängigkeit von den Umständen, dem Wetter, der Umgebung, vom Wohlwollen und der Freundlichkeit anderer. Und letztlich auch für die unmittelbare Abhängigkeit von Gott, der spürbar gegenwärtig war und die Umgestaltung prägte, in dem er zu verstehen gab, dass er der Herrscher und Bestimmer war.

Die Nächte waren in diesen Wochen zauberhaft. Der helle Streifen am östlichen Horizont war größer geworden, sodass es nicht mehr richtig dunkel wurde. Die Nacht war wie ein lang andauernder Sonnenaufgang. Der schwache Schein ließ alles sehr plastisch erscheinen und trotzdem umgab mich eine unwirkliche, verwunschene Atmosphäre. Ich kam mir vor wie in einer anderen Welt.

Diesseits der Furt

Unter diesen Gedanken, Erlebnissen und Begegnungen erreichte ich schließlich einen breiten Fluss, den ich nicht überqueren konnte. Ich wanderte an seinem Ufer entlang. Dort hatte sich ein Weg gebildet, der offensichtlich öfters genutzt wurde. Ich sah die Spur viele Füße. Immer den Fluss an meiner Seite schritt ich jede Biegung aus und so kam ich zu einer Ansiedlung, in der ich diesen Sommer verbringen sollte. Der Ort hieß Anderfurt.

Die Ortschaft machte einen gut gesicherten Eindruck, Mauern umgaben sie und ein schweres Tor verhinderte den Einlass. Als ich mit meinem Esel auf das Tor zumarschierte, öffnete es sich quietschend und eine Frau kam heraus. Sie erschrak, als sie mich sah, stutzte, als ob sie sich überlegte, wieder umzukehren, trat dann aber doch mutig auf mich zu und fragte mich ohne Umschweife: „Gehören Sie zu uns oder zu unseren Feinden?“ In meiner Verwirrung über diese Frage antwortete ich einfach: „Nein.“ Die Frau nickte, sagte „Aha“, drehte sich um und eilte durch das Tor zurück in die Stadt. Ich wartete. Kurz darauf kamen einige Männer durch das Tor und luden mich ein mitzukommen.

„Wir müssen vorsichtig sein“, erklärten sie mir. „Wir leben in einer schwierigen Zeit. Da müssen wir aufpassen, dass wir nicht überwunden werden. *Wir* sollen Überwinder sein.“ Ich fragte: „Was meinen Sie mit ‚schwieriger Zeit‘?“ Sie antworteten mir: „Es ist uns vorhergesagt, dass am Ende der Tage Verführer kommen und die Verwirrung zunehmen wird. Das erleben wir ja gerade.“ Ich verstand nicht: „Welche Verwirrung nimmt zu?“ Die Männer schauten mich erstaunt an: „Wo leben Sie denn? Oder sind Sie einer dieser Verführer?“ Die Männer, die mich in die Stadt führten, waren die Ältesten der Gemeinde,

wie sie mir erklärten: „Die geistliche und leibliche Unversehrtheit unserer Bewohner ist unsere Verantwortung. Das ist keine leichte Aufgabe.“ Mit den drei Ältesten des Bruderrates sollte ich es in den kommenden Wochen noch öfter und intensiver zu tun haben. Es waren vorsichtige und gewissenhafte Männer, denen die Bürde ihres verantwortungsvollen Amtes deutlich anzusehen war. Sie machten einen strengen und müden Eindruck. Sie ließen mich keinen Moment aus den Augen. Es waren ihnen anzumerken, dass sie nicht wussten, wie sie mich einschätzen sollten: War ich für sie oder gegen sie, war ich ein Bruder oder ein Feind? Ich konnte ihnen bei der Klärung dieser Frage leider nicht helfen. Ich wäre aber gern ihr Bruder geworden.

Nicht nur der Ort Anderfurt machte einen verschlossenen Eindruck. Auch die Menschen hier waren misstrauisch und begegneten mir sehr vorsichtig. Ich war ein Fremder. Ich wurde genau beobachtet, aber man nahm keinen Kontakt mit mir auf. Wenn ich in eine Gasse ging, machte mich niemand darauf aufmerksam, dass es sich um eine Sackgasse handelte. Ich musste es selbst feststellen. Wenn ich dann umkehrte, taten sie so, als wäre ihnen nichts aufgefallen. Ich wurde nicht begrüßt und man interessierte sich nicht für mich. Man tat so, als wäre ich nicht anwesend.

Mir wurde von den Ältesten ein kleines Zimmer zugewiesen, Onesimus bekam einen Stall in der Nähe. Wenn ich mein Gepäck abgeladen habe, sollte ich mich beim Bruderrat einfinden, wurde mir mitgeteilt. Man wollte mich kennenlernen, um nicht zu sagen: einer Prüfung unterziehen.

Die drei Ältesten warteten bereits auf mich, sie fragten, wer ich sei, warum ich hierhergekommen und was mein Auftrag sei. Dann wollten sie wissen: „Glauben Sie an Jesus?“ Ich sagte: „Ja.“ Sie warteten, als sollte ich noch mehr sagen. „Seit wann?“, bohrten sie nach. „Von Kindesbeinen an“, antwortete ich. Sie waren mit dieser Antwort nicht zufrieden, das spürte ich. „Es ist wichtig, dass Sie eine klare Entscheidung für Jesus getroffen haben.“ Ich spürte, wie Misstrauen und Vorbehalte mir gegenüber blieben. Ich erzählte ihnen von dem, was ich erlebt hatte. Aber auch das überzeugte sie nicht vollkommen. Ich fragte sie: „Was soll ich tun, um Ihnen zu beweisen, dass ich im Auftrag Gottes komme?“ Sie wussten darauf keine Antwort außer: „Wenn Sie so glauben wie wir und wenn Sie sich uns unterordnen.“ Ich fragte nach: „Hätte das der Apostel Paulus getan, wenn er hierhergekommen wäre?“ Sie erklärten: „Wie wir bereits gesagt haben, müssen wir uns vor Verführern hüten. Diese sind nicht unbedingt als Verführer zu erkennen. Manche verkleiden sich als Engel des Lichtes. Wir müssen vorsichtig sein.“

„Und was ist“, fragte ich vorsichtig, „wenn Jesus jetzt wiederkommt und Sie erkennen ihn nicht und weisen ihm die Tür, weil Sie ihn für einen Verführer halten?“ Sie schüttelten bedenklich den Kopf. „Wir würden prüfen, ob es wirklich Jesus ist“, gaben sie zu, „das ist die Last unseres Amtes, wir dürfen es uns nicht zu leicht machen.“ Sie erklärten mir, dass sie gern ihr Amt als Älteste abgeben würden, aber niemand würde es übernehmen wollen. Und ehrlich gesagt, könnten sie sich auch keinen von den Jüngeren vorstellen, die diese verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen könnten. Sie hätten auch schon mehrfach dazu aufgerufen, in ihre Fußstapfen zu treten, aber niemand habe sich gemeldet, der bereit war,

diese Bürde auf sich zu nehmen. Die drei Ältesten sahen nicht glücklich aus. Dennoch hielten sie durch - ein Bollwerk gegen die Gefahren dieser Zeit.

Immer wieder spürte ich den Ernst, der über diesem Ort lag. Die Menschen hier waren sehr bemüht, keine Fehler zu machen. Sie wollten als untadelig angesehen werden, wenn Jesus wiederkam, sie wollten als treu befunden werden. Es war ihre größte Sorge, dass sie durch eine Unvorsichtigkeit vom richtigen Weg abkommen und das Heil für immer verlieren könnten. Mit tiefer Inbrunst beteten sie in ihren Gottesdiensten: „Herr, gib uns Festigkeit, hilf uns, dass wir treu bei dir bleiben. Hilf uns, dass wir nicht deine Gnade verspielen durch Leichtfertigkeit und anderen Götzen nachjagen. Lass uns fest bei dir bleiben. Halte uns bei dir und bewahre uns vor leichtsinnigen Schritten. Mache uns zu einer festen Säule in deinem Heiligtum.“ Als nach diesem Gebet ein heftiger Windstoß durch den Versammlungssaal wehte, rief einer: „Macht die Tür zu, es zieht.“

Sie lasen in der Bibel das Gleichnis von den zehn Brautjungfern, von denen fünf nicht genug Vorrat hatten, sodass ihre Lampen verlöschten, während sie auf den Bräutigam warteten. Und sie zogen daraus den Schluss: „Wir wollen durchhalten und dafür sorgen, dass wir genügend Vorrat haben. Wir müssen das festhalten, was wir besitzen, damit es reicht.“ Und sie sagten sich, dass es ja noch lange dauern könne, bis Jesus wiederkam. Sie sorgten sich, ob sie diese Zeit wirklich durchstehen würden. Diese Last erfüllte die Menschen in Anderfurt mit Schwere, deshalb waren sie unbeweglich und starr geworden, es war keine freudige Erwartung in ihnen, sondern sie waren von vielen Ängsten bestimmt.

Wenn ich versuchte das den Ältesten deutlich zu machen, sagten sie abweisend: „Wer beharrt bis zum Ende, der wird selig.“ Wenn ich dann versuchte ihnen zu sagen, dass es darum geht, in der Hoffnung, in der Freude und im Frieden zu beharren und nicht in der Sorge, und dass die Freude wächst, indem man austeilt, was man hat, und nichts verbissen zurückhält, dann bedeuteten sie mir zu schweigen: „Es geht nicht an, sich Lehrer zu suchen, nach denen die Ohren jücken, und wider den Stachel zu löcken.“

Ich kam nicht gegen diese Mauer von Abwehr an. Vermutlich würde es nicht einmal Jesus schaffen, ihren Blick von sich selbst und ihren Ängsten oder Sorgen auf seine Herrlichkeit zu lenken, weil sie gar nicht wahrnahmen, dass er wiedergekommen war. Sie waren viel zu beschäftigt in ihrem Kreisen um ihre eigene fromme Befindlichkeit. Wer nicht loslassen kann, kann sich nicht einlassen, das war hier offensichtlich. Er steht dann immer nur als Zuschauer in einer bewertenden, kritischen Distanz und wird zum Verhinderer des Neuen. Das Neue geschieht dann ohne ihn. Es fehlte diesen Menschen in Anderfurt die Gottesbeziehung, der tiefe Glaube an Gott, das Vertrauen, das aus einer unverbrüchlichen Verbindung entsteht. Sie zeigten das ängstlich-vermeidende Bindungsverhalten von Menschen, die Schweres erlebt haben und deshalb dem Guten nichts mehr zutrauen und nicht mehr vertrauend loslassen können ...

Die Glocke des Vorsitzenden der Ratsversammlung der Weisen unterbricht meinen Bericht. Ich stocke mühsam, hatte ich mich doch gerade so richtig in Rage geredet, und schaue auf. „Du sollst berichten, nicht bewerten“, weist mich der Vorsitzende zurecht. „Es ist wichtig, was du erlebt hast, nicht wie du es beurteilst. Das Urteil ist allein Gottes Sache. Er sieht die

Herzen an und versteht die Menschen in ihrem Innersten, nicht du.“ Das ist eine deutliche Kritik. Diese Zurechtweisung trifft mich tief - weil ich in mir spüre, dass sie richtig ist. Früher wäre ich mir beschämt vorgekommen, hätte mich ausführlich gerechtfertigt und gegen die Kritik gewehrt. Oder ich hätte mich beleidigt und gekränkt ins Schneckenhaus verkrochen. Nun schlucke ich und sage: „Bitte entschuldigen Sie. Sie haben natürlich recht. Mit mir ist der Gaul durchgegangen.“ Und nach einem kurzen Nachdenken füge ich hinzu: „Ich habe das Leben in Anderfurt zu meiner Sache gemacht, es auf mich bezogen und mich davon abgegrenzt. Dabei bin ich zum Kritiker und Gegner geworden. Ich konnte deren Meinung und Lebensstil nicht einfach stehen lassen. Ich habe die nötige Distanz verloren, um wahrnehmen zu können, was geschah. Das tut mir leid.“ Ich atme tief durch und erkläre selbstkritisch meine damalige Lage.

Die mutlose Gemeinde

Es war eine latente Aggressivität, die ich in Anderfurt spürte und die auch mich ergriff und zu manchen Worten verführte, die nicht sehr sachlich überlegt und liebevoll waren. Aber es kam mir alles so festgefahren und starr vor. Ich hatte immer wieder das Gefühl, ich müsste mit einer Provokation die selbstgefällige Sicherheit aufsprengen. Andererseits spürte ich die große Entschlossenheit und tiefe Hingabe dieser Menschen, die sich so sehr bemühten, eine bereite Braut für Jesus zu sein, wenn er wiederkam, ohne jegliche Flecken und Runzeln. Das Reich Gottes verwirklichte sich für die Bewohner von Anderfurt, wenn man richtig glaubte, das Richtige tat, das Rechte dachte und mit reinem und ungeteiltem Herzen den Gottesdienst feierte. Aber das zu leben war eine schwere Aufgabe. Sie mussten sich ständig überprüfen, um herauszufinden, ob sie auf dem *richtigen* Weg waren. Sie waren deshalb so sehr mit sich beschäftigt, dass sie gar nicht wahrgenommen hatten, dass die Welt eine ganz andere geworden war, dass sie sich zum Guten gewandelt hatte. Die Bedrohung war verschwunden, eine neue, helle, freundliche Zeit war angebrochen - nicht jedoch bei ihnen.

Immer wieder kam ich mit den Ältesten zusammen, um mit ihnen zu diskutieren, aber es gelang mir nicht, ihre Sichtweise zu verändern, sie für einen neuen Blick zu öffnen. Wir drehten uns in unseren Gesprächen zunehmend im Kreis.

Ich spürte die Angst dieser frommen Menschen, die Gnade Gottes zu verlieren. Wenn ich sagte, dass Gottes Gnade im Übermaß zur Verfügung steht, antworteten sie: „Die sich halten an das Nichtigte, verlassen ihr Gnade (Jona 2, 9).“ Die Gnade Gottes zu verspielen, indem man sich mit Unwichtigem befasste, war für sie das Schlimmste, was geschehen könnte. Sie hatten zwar das Bewusstsein, dass sie Gott reich beschenkt hatte. Aber umso mehr galt es nun, in der letzten Zeit das zu behalten und zu bewahren, was sie gewonnen hatten. Deshalb hielten sie fest, was sie hatten - und damit zerstörten sie es. Sie vergruben den Schatz, den Gott ihnen anvertraut hatte - und so verloren sie ihn, weil sie den Eindruck bekamen, nichts zu besitzen, leer und arm zu sein. Sie waren nicht bereit, anderen von ihren Ölvorräten des Glaubens zu geben, dadurch wurden sie immer geringer. Sie waren nicht bereit, das Weizenkorn in die Erde zu säen, damit es Frucht brachte, weil sie Angst hatten, es könnte unter die Dornen fallen, auf dem Weg zertreten werden oder die Vögel könnte es fressen. So nahm das Leben ab oder erlosch ganz. Angst bestimmte ihr Leben und ihren Glauben und

verschloss sie für die Wirklichkeit Gottes. Sie sagten: „Wir müssen verbergen, was wir haben, sonst wird es uns genommen. Es ist die letzte Zeit. Es wäre schlimm, wenn Jesus wiederkommt und wir stünden mit leeren Händen da. Wir dürfen das Kostbarste nicht vor die Säue werfen. Wir müssen uns rein erhalten für die Ankunft Jesu.“

Ich brachte dagegen vor: „Wir erleben es doch gerade jetzt in diesen Tagen und Wochen: Gott hat aufgeräumt mit allem, was uns hinderte, ihm den richtigen Platz zu geben. Er hat unser Leben entrümpelt, damit wir erkennen, was wirklich wichtig ist: das Leben mit ihm. Er hat uns den Schein des Lebens genommen, damit wir wirkliches Leben haben.“ Aber ich hatte immer wieder den Eindruck, dass diese Menschen in Anderfurt gar nicht mitbekommen hatten, was außerhalb ihres Umkreises geschehen war. Jede Veränderung schien gefährlich zu sein und da das Leben chaotisch ist und Chaos bedrohlich, war das Leben für sie gefährlich. Sie hatten ihre eigene Weltsicht aufgebaut und alles so eingerichtet, dass es passend war. Sollten sie dies nun aufgeben für eine ungewisse Zukunft? Das durfte nicht sein. Sie hielten daran fest: „Je mehr Probleme es gibt, desto mehr weist das darauf hin, dass wir in der Endzeit leben.“ Und da sich die Probleme durch solches Denken vermehrten und verstärkten, fühlten sie sich permanent in der Meinung bestärkt, dass es dem Ende entgegengehe - und dass sie entsprechend stark, treu und unbeweglich sein müssten.

Eines Abends klopfte es vorsichtig an meiner Tür. Als ich öffnete, standen zwei junge Burschen davor. Sie stellen sich als Thilo und Jörg vor. „Können wir hereinkommen?“ „Bitte“, ich lud sie ein. „Wir wollen offen mit Ihnen reden“, begannen sie das Gespräch. „Es gibt einen großen Zwiespalt im Ort. Die einen halten Sie für einen gefährlichen Verführer, die anderen denken, dass Sie recht haben und wir anders leben sollten.“ Ich schwieg. „Wir wissen nicht, was wir von allem halten sollen: Leben wir in der letzten Zeit oder nicht, sind wir die Generation am Ende der Tage und steht die Wiederkunft Jesu bevor oder müssen wir noch länger warten? Was geschieht in dieser Welt?“ „Geht doch hinaus und schaut euch um. Verschafft euch einen eigenen Eindruck von dem, was Gott gerade tut. Ihr werdet sehen, wie nahe Jesus zu uns gekommen ist. Vielleicht werdet ihr ihm persönlich begegnen.“ Ich lachte fröhlich.

„Wir können nicht gehen“, sagten die beiden. „Warum nicht?“, fragte ich.

„Wir wissen nicht, wohin.“

„Überquert den Fluss und geht nach Osten“, forderte ich sie auf.

„Wir können den Fluss nicht überqueren, niemand kann das“, widersprachen sie mir.

„Warum nicht?“, wollte ich erstaunt wissen, „es gibt hier eine Furt.“ „Wir dürfen nur hinüber, wenn Jesus am anderen Ufer steht und uns ruft“, erklärten sie mir. „Wir warten darauf, dass uns Gott das Kommando zum Aufbruch gibt. Erst dann dürfen wir hinüber. Wir warten hier schon viele Generationen lang. Beim Warten sind wir müde und schwach geworden. Wir trauen uns nicht mehr, den Fluss zu überwinden.“ Sie seufzten. „Außerdem: Wer zu früh aufbricht, ohne Gottes Signal, wird in den Fluten umkommen und für seine Verwegenheit bestraft werden.“ „Ihr werdet trockenen Fußes durch die Furt kommen“, versprach ich. „Trockenen Fußes?“, die beiden zweifelten, „Gottes Wunder sind selten geworden.“ Sie zögerten. „Außerdem: Es könnte eine Flutwelle kommen. Wir sind zu wenige

und zu schwach, das Wasser würde uns mitreißen. Wir würden nie am anderen Ufer ankommen. Und wenn wir es doch schafften: Was sollen wir dort? Das Land am anderen Ufer ist unwirtlich und karg. Dort leben gefährliche Menschen, die uns bedrohen und vom Glauben abbringen könnten.“

„Es gibt keine gefährlichen Menschen mehr“, widersprach ich beharrlich, „ihr müsst es riskieren. Ihr werdet dabei herausfinden, dass alles ganz anders ist. Ihr werdet eure Kraft entdecken und sehen, dass Jesus an eurer Seite ist. Ihr werdet das Land einnehmen, ein neues und gutes Land, in dem ihr für immer wohnen dürft und wo es euch gut geht.“ Aber die beiden Burschen hatten kaum eine Ahnung, wie es ist, wenn es einem gut ginge. Sie wussten nicht, was sie wollten.

Der eine sagte: „Ich kann doch meine Heimat nicht verlassen. Hier bin ich zu Hause und kenne mich aus. Hier werde ich versorgt.“ Und der andere meinte: „Vielleicht stimmt es doch, was unsere Ältesten immer sagen. Dann werde ich untreu und verliere tatsächlich die Gnade Gottes. Das Risiko ist mir zu groß.“ An diesem Abend ließen sie sich nicht dazu bewegen, sich aufzumachen, um selbst herauszufinden, wie die Wirklichkeit außerhalb ihres vertrauten Ortes beschaffen war. Sie waren gefangen, saßen fest und die Sehnsucht nach einem neuen Leben war noch nicht stark genug. Aber nachdenklich und unruhig verließen sie mich spät in der Nacht.

Gibt es Hoffnung?

Umso mehr begann ich den Menschen in Andernach mit großer Herzlichkeit und Offenheit zu begegnen. Ich wollte Vertrauen wecken und sie gewinnen. Nicht für mich, sondern für das Neue, das Gott schon vorbereitet hatte. Ich wollte, dass sie erkennen konnten, dass Jesus nahe war und dass sich alles viel einfacher darstellte, als sie es sich dachten. Ich wünschte mir so, dass sie ihren Blick hoben und feststellten, dass es mehr gab als dieses kleine, ängstliche Leben. Dass Gott groß war und sie seine Gnade nicht verspielen konnten, wenn sie zu ihm gehörten. Er hatte sich doch aufgemacht, um ihnen zu begegnen und ihnen zu zeigen, dass er sie liebte.

Ein denkwürdiges Gespräch brachte die Wende und machte mir deutlich, dass ich nicht mehr länger in Andernach bleiben sollte, obwohl die ersten Nachtfröste mit weißem Reif am Morgen den nahenden Winter ankündigten. Die Ältesten hatten mich zu sich zitiert. Sie begannen das Gespräch mit einer vorsichtigen Warnung an mich: „Wir leben hier auf dünnem Eis, wir versuchen uns ganz leicht zu machen und immer wieder alles Gewicht an Gott abzugeben. Allein das zusätzliche Gewicht des Zweifels kann die Oberfläche der Eisdecke zum Einbrechen bringen. Wir müssen aufpassen. In der letzten Zeit ist hier viel Unruhe entstanden und wir spüren, wie Unglaube gesät wurde. Das können wir nicht zulassen.“ Ich verstand den indirekten Angriff auf mich. Sie meinten all das, was ich an anderer Meinung in den Ort getragen hatte. Ich hatte zwar wenig mit den Menschen gesprochen und kaum meine Ansichten vertreten können. Aber offensichtlich hatte die andere Art meines Lebens, meine fröhliche und herzliche Haltung die Menschen verunsichert. Ich hatte mich für sie interessiert und ihnen zugehört, wenn sie mir von ihren Ängsten, Sorgen und Zweifeln berichteten. Das hatte genügt, um das Fenster für Neues ein wenig zu öffnen. Sie hatten Hoffnung bekommen, ihr Leben war leichter geworden. Nun

wollten sie mehr von dem, was ihr Leben leichter machte.

„Es ist unsere Aufgabe, darauf zu achten, dass der Feind nicht in die Herde einbricht“, sagten die Ältesten nun einen Deut schärfer. „In der Bibel steht: Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich: Lukas 11, 23.“ Ich entgegnete zaghaft: „Dort steht aber auch: Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch: Lukas 9, 50.“

„Sehen Sie, woher wissen wir, dass Sie nicht gegen uns sind? Außerdem: Wir als Älteste bestimmen, welche Aussage auf uns zutrifft“, widersprachen sie mir nun sehr bestimmt.

„Gott legt uns die Last auf, sein Reich zu verteidigen und zu behaupten. Das ist keine leichte Sache, glauben Sie uns, vor allem in dieser Zeit.“ Ich fragte: „Welche Last? Jesus ist gekommen, um uns von der Last zu befreien, er will die Lasten für uns tragen.“ Ich zögerte, dann spitzte ich zu: „Ja, er ist bereits gekommen und hat uns von der übermäßigen Last eines falschen Lebens befreit, damit wir ihm fröhlich entgegengehen können.“

„Erst wenn das Maß der Leiden voll ist, kann Jesus kommen“, sagten die Ältesten abweisend. Ich entgegnete: „Jesus hat selbst das Maß der Leiden vollgemacht. Wir können durch unser Leiden nichts erreichen - außer dass wir uns unser Leben unnötig schwer machen.“

„Das Leiden ist das Kostbarste unseres Glaubens. Wer glaubt, leidet“, wurde mir sehr bestimmt entgegnet.

Ich hielt dagegen: „Leiden ist nicht das Ziel, sondern eine Begleiterscheinung der Umgestaltung. Wir werden zu neuen Menschen und das ist schmerzhaft. Aber irgendwann ist das Ziel erreicht und das Leiden hört auf.“

„Wir sind nie fertig. Wann ist unsere Umgestaltung beendet? Niemals!“

Ich ließ nicht locker: „Wenn Jesus wiederkommt, endet auch das Leid.“

„Ja, aber erst dann.“

„Aber das geschieht doch gerade in unserer Zeit: Jesus kommt und das Leid verschwindet. Bemerkten Sie das nicht?“

Die Ältesten seufzten: „Nein, davon merken wir nichts.“

„Sie bemerken nichts, weil Ihnen das Leiden den Blick verstellt.“

„Wir drehen uns im Kreis“, stellten die Ältesten resigniert fest.

Ich versuchte sie auf der persönlichen Ebene zu erreichen: „Sie kreisen um sich selbst, weil Sie sich zu sehr mit sich und Ihrer Befindlichkeit beschäftigen. Sie müssten von sich wegschauen, nach vorn schauen, nicht nach innen.“

Ich erreichte ihr Herz nicht, unser Gespräch wurde immer schärfer. Die Ältesten sagten: „Wir sitzen in diesem Leben wie in dem dunklen Keller eines Gefängnisses. Das ist unsere Existenz. Alles andere wäre Lüge. Das gute, schöne Leben ist uns nicht verheißen. Doch je dunkler es hier unten ist, desto heller leuchtet das Licht der Liebe Gottes, und je enger das Gefängnis, desto umfassender seine Weite. Dunkelheit und Gefangenschaft sind nötig, damit wir uns umso sehnlichster auf die Ankunft des Gottessohnes vorbereiten und dem Moment entgegensehen, wo er sichtbar wird.“

In diesem Augenblick konnte ich mich nicht mehr zügeln und explodierte. In vorwurfsvollem Ton griff ich die Ältesten an: „Sie dürfen ja die Last gern selber tragen, aber Sie dürfen sie nicht auch noch anderen aufbürden.“ „Genau das ist der heutige Individualismus. Jeder will selbst bestimmen, was er tragen will und was nicht. Sie haben sich nun selbst entlarvt als

einer, der über Gott stehen will. Wir sind nicht die Wahrheit, sondern Diener der Wahrheit.“ „Gottes Gnade ist doch größer als alle Lasten der Welt“, versuchte ich noch einmal etwas zu entgegnen. Sie warnten mich: „Treiben Sie keinen Spott mit heiligen Dingen. Es ist genau umgekehrt: Die Last hat die Aufgabe, die Gnade umso größer erscheinen zu lassen. Was Sie sagen, nimmt uns den Lohn unserer Bemühungen. Sollen wir jetzt wegen Ihnen so kurz vor dem Ziel alles verlieren, was wir uns mühsam ein Leben lang erarbeitet haben?“ Eine bedrohliche Pause entstand. Ich war verwirrt und konnte nichts mehr sagen. „Seit Sie da sind, rumort es in unserem Ort. Sie haben nur Unfrieden und Unruhe gebracht. Das kann nicht von Gott sein. Bitte gehen Sie.“ Das waren die letzten Worte, die ich von den Ältesten hörte. Sie klangen definitiv und duldeten keinen Widerspruch. Meine Zeit in Anderfurt war beendet.

Über den Fluss

Obwohl es schon spät am Tag war, entschloss ich mich gleich aufzubrechen. Es war nun offensichtlich, dass ich hier nichts mehr bewirken konnte, so wollte ich nicht länger zögern und mich wieder auf den Weg machen. Auch lag mir daran, nun nicht weiter für Unruhe zu sorgen. Außerdem hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich eher Verwirrung gestiftet als neue Hoffnung geweckt hatte. Ich war gerade dabei, in aller Eile meine Sachen zu packen, als es wieder ganz leise an meiner Tür klopfte. Thilo und Jörg hatten mitbekommen, dass ich gehen musste, und wollten sich von mir verabschieden. Aber sie hatten noch ein weiteres Anliegen und drucksten herum. „Was ist mit euch?“, forderte ich sie zum Reden auf, „heraus mit der Sprache.“ „Dürfen wir ein Stück mitkommen?“, fragten sie vorsichtig. „Nein, ein Stück wird nicht gehen. Entweder ihr kommt ganz mit oder ihr bleibt hier.“ Die beiden sahen sich an und zögerten. Dann nickten sie: „Wir kommen mit.“

Ich wollte auf jeden Fall, dass ihr Aufbruch aus eigener Entscheidung erfolgte und selbstständig geschah. Sie mussten diesen Schritt alleine tun. Ich sagte ihnen zu, dass ich auf der anderen Seite des Flusses auf sie warten würde, aber den Fluss sollten sie selbst durchqueren. Zögernd stimmten sie zu.

Kurz darauf war ich reisefertig. Ich holte Onesimus aus seinem Stall und brach auf. Von niemanden beachtet und von keinem verabschiedet, verließ ich Anderfurt, als die Dunkelheit bereits hereingebrochen war. Das schwere Stadttor war noch nicht verschlossen, aber ich hörte, wie es kurz darauf krachend ins Schloss fiel und die schweren Riegel vorgelegt wurden. Ich war wieder allein - und ich war gespannt, ob die beiden tatsächlich den Weg ins Ungewisse riskierten.

Der Fluss hatte in diesen Tagen des späten Herbstes kaum Wasser und es war kein Problem, von einem Stein zum nächsten tretend den Fluss zu überqueren. Der helle Streifen am östlichen Himmel gab genug Licht, um zu sehen, wohin ich meinen Fuß setzen musste. Onesimus stapfte unverzagt neben mir her. Obwohl der Fluss sehr breit war, waren wir bald auf der anderen Seite. Ich hielt am Ufer an und setzte mich auf einen Stein, um zu warten, ob die beiden Jungen tatsächlich kamen. Lange tat sich nichts und ich dachte schon, dass sie sich anders entschieden hätten, als ich auf der gegenüberliegenden Seite zwei Gestalten aus dem Schatten der Stadtmauer treten sah. Sie winkten mir zu und begannen in den Fluss zu

waten. Offensichtlich hatten sie noch nie ein Gewässer überquert. Sie stellten sich ziemlich ungeschickt an. Ihre Schatten zappelten, sie schwankten und hüpfen. Dann hörte ich einen Platsch und verhaltene Hilferufe. Ich konnte nicht verstehen, dass sich die beiden so tollpatschig anstellten, das seichte und ungefährliche Wasser zu überwinden. Ich gab Onesimus einen leichten Klapps und er verstand, trottete noch einmal in den Fluss, dorthin, wo die beiden ängstlich zitternd im Wasser hockten. Als der Esel die beiden erreicht hatte, zogen sie sich an ihm hoch, stützten sich auf ihn und so half das Tier den beiden Burschen durch das Wasser ans rettende Ufer.

Die Jungen waren nass und schlammig, atmeten schwer und waren total entsetzt. „Das war ja eine gefährliche Sache, so ein reißender Fluss, so eine gewaltige Strömung“, stöhnten sie und sie brauchten eine lange Zeit, um sich zu beruhigen. Ihre Angst hatte den harmlosen Fluss zu einem gefährlichen Strom werden lassen. Es war so gewesen, wie sie es sich vorgestellt hatten: Einen Schritt wie durch den Tod hindurch zum neuen Leben, eine äußerst riskante Sache, die ohne Weiteres auch entsetzlich schief hätte ausgehen können. Aber sie hatten den Abgrund überwunden. Jetzt waren sie heil auf der anderen Seite angelangt und Gott hatte sie nicht zurückgehalten oder bestraft. Nun gab es kein Zurück mehr.

„Wir haben nicht damit gerechnet, dass sie die Stadttore abschließen. Wir mussten durchs Fenster klettern. Da warteten wir lieber, bis alle eingeschlafen waren. Sonst hätten sie uns womöglich noch zurückgehalten. Deshalb hat es länger gedauert“, erklärten sie mir ihre Verspätung. Und obwohl es Nacht war, marschierten wir los. Es war hell genug, um den Weg zu sehen - wir gingen immer weiter nach Osten - und außerdem war es die einzige Möglichkeit für die beiden, in der kühlen Herbstnacht wieder trocken zu werden. Erst als die Sonne aufging, legten wir uns unter einen großen Baum und holten den versäumten Schlaf dieser Nacht nach.

Das Unterwegssein mit Thilo und Jörg erwies sich zunächst als recht anstrengend. Sie waren es nicht gewohnt und hatten bisher nur in ihrem kleinen Ort gelebt. Alles war für sie neu - und deshalb auch herausfordernd. Die Weite war für sie im ersten Augenblick bedrohlich. Die Unbeständigkeit eine ungewohnte Last. Aber sie waren neugierig auf alles - und das war eine gute Voraussetzung dafür, auch Mühen auszuhalten. Ein großes Problem hatten die beiden damit, dass wir die Nächte in fremden, leer stehenden Wohnungen zubrachten. Da es teilweise nachts empfindlich kalt wurde, war das unbedingt nötig. Sie wehrten sich anfangs, die unbewohnten Wohnungen anderer Menschen zu betreten. Sie hatten dabei das Gefühl, etwas Unerlaubtes zu tun, sie fühlten sich schuldig. Aber im Laufe der Zeit nahmen sie das, was wir fanden, als ein Geschenk aus der Hand Gottes und es gelang ihnen dann sogar, ihm dafür zu danken und sich darüber zu freuen. Sie staunten über den Reichtum anderer Menschen und machten sich viele Gedanken, warum diese Menschen wohl nicht mehr da waren. Beständig fragten sie sich, ob sie wohl schuldig geworden wären oder ob sie von Gott verworfen worden seien. Da wir darauf keine schlüssige Antwort finden konnten, mussten wir diese Frage immer wieder aufs Neue offen lassen. Aber alles, was nicht eindeutige beantwortet werden konnte und offen bleiben musste, belastete die beiden in ihrem Gewissen. Sie waren bisher der Ansicht gewesen, dass es auf alles eine Antwort gab und dass die Welt in Gut und Böse einzuteilen war. Die Zuordnungen waren eindeutig und so

wusste man immer, wer sich auf welcher Seite befand. Dies vereinfachte das Leben und das Miteinander. Wobei sie ja immer wieder erfahren hatten, dass das Böse aus der eigenen Mitte ausgemerzt werden musste, notfalls in einem harten, manchmal auch selbstzerstörerischen Vorgang.

Wir hatten viel zu reden auf unserem Weg und das lenkte Thilo und Jörg von den Strapazen ab. Sie hatten viele Fragen, die ich so gut es ging zu beantworten versuchte. Immer wieder stießen wir in der Landschaft, die wir durchquerten, auf Flüsse und große Seen. Die Seen vor allem bildeten ein unüberwindbares Hindernis. So waren wir gezwungen, weite Umwege zu machen. Aber es war ja sowieso nicht klar, wo wir hinwollten. Und langsam fragte ich mich, wie diese Geschichte ausgehen sollte, da der Winter sich mit zunehmender Kälte zur Stelle meldete und die Landschaft unbesiedelt wirkte. Wo sollten wir unter diesen Umständen den Winter zubringen? Ich allein hätte mir wahrscheinlich nicht so viele Gedanken gemacht, aber mit den beiden Burschen an meiner Seite war das alles nicht so einfach.

Dann kam der Nachmittag, an dem der Wind dicke Wolken aus dem Westen zusammentrieb, die sich zunehmend zu einem grauen, schweren Himmel verdichteten. Es roch nach Schnee und es wurde schneidend kalt. Der Wind wehte uns ins Gesicht und durch alle Ritzen unserer längst nicht mehr dichten Kleidung. Auf eine solche Unwirtlichkeit waren wir nicht eingestellt. Thilo und Jörg froren zitternd, rieben sich die kalten Hände und machten deutlich, dass sie jetzt von diesem Abenteuer genug hatten. Am Vormittag hatte ich zum ersten Mal ein massives Problem mit meinem Esel gehabt. Wir waren an eine schmale Landzunge zwischen zwei Seen gekommen. Ich wollte nach links weitergehen, aber Onesimus weigerte sich hartnäckig. Dickköpfig zog er nach rechts, eine Richtung, die mir nicht sicher und zuverlässig schien. Aber es war nichts zu machen. Der Esel blieb stehen und beharrte auf seiner Meinung. „Es ist wie bei Bileams Esel“, meinte Jörg, „vielleicht sieht er mehr als wir.“ Auch Thilo war der Meinung: „Wir sollten dem Esel folgen.“ Widerwillig gab ich nach. In meinem Inneren dachte ich: Sie werden schon sehen, was es heißt, einem Esel zu folgen. Später sollte das unter uns zu einem geflügelten Wort werden: „Wir sollten dem Esel folgen.“

Nun wurde es dunkler, auch im Osten verblasste das Licht, die Nacht brach herein. Dann fielen dicke Schneeflocken. Jetzt draußen irgendwo zu nächtigen schien uns unmöglich, also mussten wir weiter. Plötzlich hörten wir aus der Ferne eine Glocke. Zuerst hielten wir sie für eine Täuschung des Windes, aber dann war ihr Ton deutlich zu vernehmen. „Endlich“, sagten wir, „wo eine Glocke läutet, gibt es auch ein Haus. Und wo ein Haus ist, finden wir Zuflucht.“ Die Glocke wurde lauter, wir gingen ihrem Klang nach. Und da standen wir unvermittelt vor einem riesigen See. Fern am anderen Ufer sahen wir die Silhouetten eines Klosters und von dorthin kam der Schall. Er klang so nah, weil er durch die Wasseroberfläche verstärkt wurde. Wir waren verzweifelt: Wie sollten wir dorthin kommen? Der See schien sich nach links und rechts unendlich auszudehnen. Hatten wir uns gerade gerettet gesehen, löste sich nun alles wieder in nichts auf und wir standen am gleichen Punkt wie vorher. Es war eine verzweiflungsvolle Situation für uns drei, als wir unvermittelt eine laute Stimme hörten: „Hallo, ist da jemand?“ Die Stimme kam aus der Weite des Sees. Und tatsächlich, dort sahen wir in der Dunkelheit den Schatten eines Nachens, der von einem Menschen gerudert

wurde. „Ja, hier sind wir!“, schrien wir dreistimmig. „Geht noch etwa hundert Meter weiter nach rechts“, gebot uns in die Stimme, „dort gibt es einen Steg.“ Als wir dort anlangten, kam gleichzeitig auch das Boot längsseits. Ein Mann machte fest und kletterte aus dem Boot. Er stieg auf den Steg und da sahen wir, dass er eine Kutte anhatte. Es war ein Mönch. Er grüßte uns und stellte sich vor: „Ich bin Pater Christopher vom Kloster Himmelsthür.“ Er wies zur anderen Seeseite hinüber. „Ich bringe euch dorthin, wenn ihr wollt.“ Er kicherte. Er hatte ein rundes Gesicht, das in der Dunkelheit freundlich glänzte, mit einem Spitzbart. „Woher wussten Sie, dass wir hier sind?“, fragte Thilo. „Ja, ja, ihr denkt wahrscheinlich, wir hinter den dicken Klostermauern bekommen gar nichts mit, was hier außerhalb passiert. Nein, so ist es nicht. Wir Mönche haben ein Gespür dafür, wo Menschen in Not sind. Gott macht uns auf alles aufmerksam. Und so hat er zu mir gesagt: Auf, fahre hinüber, da sind ein paar arme Seelen, die dich dringend brauchen. Da bin ich losgefahren und nun bin ich hier. Gerade rechtzeitig, wie ich sehe.“ Er kicherte wieder. „Und einen Esel habt ihr auch dabei. Da will ich mal sehen, wie das geht.“ Es erwies sich leichter als gedacht, meinen Onesimus ins Boot zu bekommen. Als würde er es immer so machen, tat der Esel einen Satz und stand auf dem schwankenden Kahn. Er freute sich, dass wir ihn für seinen Mut bewunderten und lobten. Als wir verstaut waren, ruderte Pater Christopher los. Er piffte dabei vergnügt, der Schneewind schien ihn nicht zu stören, so als wäre eine derartige Unternehmung nichts Besonderes für ihn. „Ihr hört ganz direkt Gottes Reden?“, fragte Thilo erstaunt. „Darüber können wir im Warmen reden“, antwortete der Mönch und kicherte wieder auf seine ganz spezielle Weise.

Drittes Jahr: Winter

Im Kloster

Während wir den See überquerten, schneite es unaufhörlich. Wir sahen bald nichts mehr vom Ufer, aber Pater Christopher hielt Kurs. Er kannte sein Ziel. Unvermittelt tauchte der Anlegesteg des Klosters vor uns auf. Eine schwarze hünenhafte Gestalt mit einem mächtigen Bart wurde sichtbar, die dort auf uns wartete und bereits den Steg vom Schnee befreit hatte. „Das ist Bruder Fintan“, stellte Pater Christopher vor. Ich starrte den Mönch an, der mit seinem gewaltigen Bart wie ein Zauberer wirkte, und hatte das Gefühl, dass ich ihn bereits schon einmal gesehen hatte. Aber ich konnte mich nicht entsinnen. Er begrüßte uns freundlich und vertraut, auch er schien mich zu kennen. Mit geübten Griffen machte er das Boot fest und half uns beim Aussteigen. Nur Onesimus wollte den Kahn nicht verlassen. Wir zogen und schoben, aber der Esel wollte nicht. Es schien ihm im Boot sicherer zu sein als an Land. „Lasst mich machen“, bat Bruder Fintan. Er streichelte den Esel und flüsterte ihm ins Ohr: „Du bist ein sehr kluger Esel. Du schaffst das. So ein schönes Tier kennt keine Hindernisse. Außerdem bist du der mutigste Esel, den ich kenne.“ Tatsächlich, ohne einen Mucks machte Onesimus einen kühnen Schritt und stand auf dem Steg. „Dachte ich mir doch“, kicherte Pater Christopher, „jeder Esel lässt sich mit Lob und Schmeicheleien bewegen.“ Bruder Fintan brachte Onesimus in einen Stall und wir betraten mit Pater

Christopher das Kloster durch eine niedrige Pforte. Wir folgten ihm durch lange Gänge, die kaum beleuchtet waren, und über viele Treppen in einen gemütlichen Gastraum. Dort flackerte ein wärmendes Feuer, an dem wir unsere nassen Kleider trocknen konnten, und dort war ein Tisch für uns gedeckt. Pater Christopher setzte sich zu uns.

„Greift zu, nach eurem Abenteuer da draußen seid ihr nun zu Hause.“ Er kicherte wieder. Er schien sehr zufrieden zu sein mit sich und der Welt. Als wir uns gestärkt hatten, zeigte er uns die Zellen im Gästetrakt, kleine, aber gemütliche Räume am Ende eines langen Ganges. Er legte uns Kerzen und Streichhölzer bereit und erklärte, wo die Waschräume und der Abtritt waren. Als er gegangen war und ich allein in der Klosterzelle stand, umging mich eine wohltuende Stille, ich fühlte mich sehr geborgen und sicher hinter diesen uralten und dicken Mauern. Ich schlief tief und fest und erwachte nur einmal in der Nacht, als die helle Glocke bimmelte, die die Mönche zum nächtlichen Gebet rief.

Am Morgen weckte mich ein Klopfen an der Tür. Es war Bruder Fintan, der mir freundlich einen guten Morgen wünschte und zum Frühstück einlud. Als wir im Refektorium, dem Speisesaal der Mönche ankamen, waren wir die Einzigen, die dort ein Frühstück bekamen. „Wir Mönche stehen früh auf. Wir haben schon gefrühstückt und sind bereits seit einiger Zeit bei der Arbeit“, erklärte der Bruder.

„Ich möchte gern wissen, was Ihr hier den ganzen Tag macht.“ Thilo interessierte sich für das Leben im Kloster. „Alle drei Stunden kommen wir zum Gebet zusammen. Die Glocke ruft uns in die Kirche. Dazwischen hat jeder seine eigene Aufgabe. Du wirst es schon noch sehen. Aber unsere Hauptaufgabe ist, dass wir warten.“ „Worauf wartet Ihr?“, fragte Thilo. „Wir warten darauf, dass Gott kommt. Unser Kloster ist der Himmel auf Erden. Aber wenn Gott kommt, wird es erst richtig zum Paradies.“ In diesem Augenblick betrat Pater Christopher den Raum. Er hatte den letzten Satz von Bruder Fintan gehört, denn er griff ihn auf: „Wir sind hier noch nicht im Himmel, aber kurz davor. Wir haben uns an der Tür zum Himmel niedergelassen, deshalb nennen wir unser Kloster auch Himmelsthür. Immer wieder geht die Tür einen kleinen Spalt weit auf und wir erhaschen einen Blick in die Herrlichkeit Gottes. Manchmal trifft uns auch ein Strahl aus der Ewigkeit oder uns wird ein Brocken von dort zugeworfen. Wir leben von dem, was wir von der anderen Seite bekommen. Und wir warten darauf, dass die Tür ganz aufgeht und Gott in diese Welt tritt, um für immer hierzubleiben, denn es ist seine Welt. Diesen Augenblick wollen wir nicht verpassen.“

„Dann seid Ihr ja ganz nahe bei Gott“, erkannte Thilo erstaunt. „Ja, das kann man so sagen“, antwortete Pater Christopher und auch Bruder Fintan nickte. „Und in der letzten Zeit, öffnet sich die Tür immer öfter und immer weiter. Wir bekommen größere Einblicke und dann hören wir auch die Stimme Gottes. Wir haben den Eindruck, dass er bereits sehr nahe ist und bald durch diese Tür tritt.“

Jörg war skeptisch: „Ist das wahr?“ Er war verwirrt, weil dieser Mönch immer so fröhlich kicherte. Ob er sich einen Spaß mit uns erlaubte? „Kommt, ich zeige euch, wo die Tür ist.“ Er forderte uns zum Mitkommen auf und gleichzeitig hörten wir, wie die Glocke zum Gebet rief. Wir traten in die große Kirche, deren Inneres in einem ewigen Dämmerdunkel lag, das nur von Kerzen und einigen farbigen kleinen Fenstern erhellt wurde. Im Chorraum versammelten sich die Mönche. Schweigend zogen sie ein, in ihre Kutten gehüllt. Sie verneigten sich und

begannen mit ihrem Gesang.

„Hier ist die Tür“, flüsterte Pater Christopher, „hier in der Kirche. Immer wenn wir hier zum Gebet zusammenkommen, sind wir an der Tür zu Gottes Herrlichkeit.“ Er reihte sich in die Schar seiner Mitbrüder ein und wir hörten dem Gesang zu, der sich auf vielfältige Weise in dem Kirchenraum ausbreitete und ihn wie mit tausend Stimmen erfüllte.

Nach dem Gebet führte uns Pater Christopher in einen Raum, in dem viele Stühle standen und in dem es geheizt war. Auch Bruder Fintan setzte sich zu uns. „Das ist das Parlatorium. Wir Mönche schweigen gern - aber wir reden auch gern. In diesem Raum tauschen wir uns über unser Erfahrungen und Gedanken aus.“ Jörg war anzusehen, dass er sich ein schweigendes Leben nicht vorstellen konnte. Aber Thilo war fasziniert. „Warum schweigt Ihr?“, fragte er.

„Wenn alles still ist, fallen die kleinsten Geräusche auf, so entgeht uns nichts. Die kleinsten Anzeichen einer Veränderung merken wir sofort. Wir hören auf die feinen Töne der Stimme Gottes. Manchmal spricht er ganz leise. Deshalb ist es gut, wenn wir selbst still sind. Wir sind dann aufmerksam und können hören.“ „Ist es leicht, die Stimme Gottes zu hören? Ich will das auch können“, Thilo war ganz ergriffen. „Wir müssen es lernen. Das braucht Zeit. Wir üben es zu lauschen, ganz still zu werden, auch innerlich zur Ruhe zu kommen. Wenn uns das gelingt und wir dann im Einklang mit unseren Mitbrüdern sind, hören wir gemeinsam die Stimme Gottes. Das ist nichts, was einer allein könnte. Wir brauchen die Gemeinschaft. Deshalb tauschen wir uns über unsere Eindrücke aus. Wir wollen aufeinander hören und einander verstehen.“

Wir üben den Gleichklang, indem wir uns siebenmal am Tag zum Gebet treffen und uns eins machen im Hören. Wir fügen unsere Stimmen zusammen, nicht einer singt allein, wir singen alle, und daraus wird ein Klang. Und dann hören wir in umgekehrter Weise die vielfältige Stimme Gottes, jeder auf seine Weise, aber dann verstehen wir ihn gemeinsam.“ „Wie kann das sein?“ Thilo konnte es nicht fassen.

„Wenn sich Himmel und Erde annähern und zuletzt berühren, passieren die seltsamsten und wunderbarsten Dinge“, kicherte Pater Christopher fröhlich. „Seit vielen Generationen sind wir hier an der Himmelstür und warten. Wir haben es gelernt zu warten, von einer Generation zur nächsten. Ein einzelnes Leben spielt keine Rolle. Wir sind eins durch viele Generationen hindurch. Und deshalb kennen wir uns aus, sind uns dieser Ort und das Reden Gottes vertraut. Bei uns ist immer alles gleich, schon seit Ewigkeiten, deshalb merken wir es sofort, wenn sich etwas verändert. Wir hören den Klang unserer Stimmen und spüren unseren Gleichklang. Aber dann hören wir, dass noch jemand anderes mitsingt. Die Kirche ist nicht leer. Da ist noch jemand, da ist Gott. Und in der letzten Zeit wurde der Klang unserer Stimmen immer voller, immer schöner, immer vielfältiger, immer herrlicher.“ Er macht eine Pause und sah Thilo an: „Na, was denkst du dir, an was liegt das? An uns?“ Thilo schüttelte unsicher den Kopf. „Na siehst du. Wir glauben, dass Gott zu uns kommt und mitsingt. Das ist doch großartig.“ Thilo nickte. „Hier im Kloster gibt es kaum Außenreize, wir können uns auf uns konzentrieren. Und wir können uns deshalb auch ganz und gar, ohne jegliche Ablenkung auf Gott ausrichten. Und da stellen wir fest, wie nahe Gott ist. Er kommt uns nur so fern vor, weil es so vieles andere zwischen uns und ihm gibt.“

Dann wandte sich Pater Christopher an mich, als wüsste er genau, was mich interessierte: „Die große Veränderung, die in dieser Welt geschah, berührte uns so gut wie nicht. Wir haben schon immer sehr einfach gelebt und auf alles Überflüssige verzichtet. Das Kloster wurde gebaut, als es noch keinen Strom gab. Deshalb bedeutet für uns die neue Zeit keine gravierende Veränderung. Im Gegenteil, es war auf einmal so, wie es immer schon war. Die Zeit stand hier schon immer still, nun haben wir sie eingeholt. Das Neue ist das Alte. Wir kehren zurück zum Anfang. Wir waren schon immer die Schwachen und Machtlosen in dieser Welt, die nie so richtig zu ihr gehörten. Wir stehen seit alten Zeiten mit einem Fuß im Himmel. Nun ist alles, was früher exotisch und absonderlich war, ganz natürliche Realität.“ Sein Kichern schien gar nicht mehr aufhören zu wollen.

„Gott kehrt zurück in sein Eigentum. Wo er bisher nur im Verborgenen war, wird seine Gegenwart jetzt offensichtlich. Er war schon immer bei uns. Aber nun wollen wir ihn ganz offiziell empfangen. Hier war schon immer ein Ort des Jubels, aber nun wird der Jubel durchdringender. Hier strahlte schon immer ein Licht in der Dunkelheit, aber nun wird es heller. Der helle Klang und ein strahlendes Licht dringen hinaus in die Welt. Die Verborgenheit unseres Klosters, die von uns so streng beachtete Klausur, wird durchbrochen. Hier ist die Welt, denn die Welt kommt zu uns herein und Gott geht hinaus in die Welt. Und wo Gott hinkommt, strahlt das Licht auf, das echte Licht, das ewige Licht. Und dort wo Gott erscheint, bricht die Liebe durch, ist die Liebe die Energie des Lebens, braucht es keine andere Energie mehr. Gott kann nicht anders, als das Dunkel zu erhellen und die Lieblosigkeit zu durchdringen. Das ist die Veränderung, die jetzt geschieht.“ Als Pater Christopher das sagte machte er den Eindruck, als wäre er nicht recht bei Sinnen, als befände er sich selbst in einer anderen Welt.

Die Agenten Gottes

„Wie geschieht diese Veränderung?“, wollte ich wissen, um zur Realität unseres jetzigen irdischen Lebens zurückzufinden. Pater Christopher stutzte und besann sich. „Wir sind das Gesicht Gottes in dieser Welt.“ Ich schaute ihn verständnislos an. Hatte er sich versprochen und meinte eigentlich „Gericht“? „Wie meint Ihr das? Ihr lebt doch hinter dicken Klostermauern?“

„Ja, aber Gott schickt uns regelmäßig hinaus. Das ist das Wunderbare“, er schaute mich durchdringend an, „Gottes Stimme, die wir hier an der Himmelstür hören, gibt uns ganz konkrete Aufgaben. Wir hören auf Gott, sind gehorsam und tun das, was er uns anweist. Und das ist meistens genau das Richtige.“ Er kicherte, als würde er mir eine seltsame Geschichte erzählen, die kaum zu glauben wäre.

„Wie sieht das aus?“, wollte ich wissen. „Das ist ganz unspektakulär und normal. Gott sagt zu uns: Geht los. Ich habe einen Auftrag für euch. Wir gehen also los und begreifen so nach und nach, wie der Auftrag aussieht. Den führen wir aus.“ Ich war sprachlos und konnte mir das alles überhaupt nicht vorstellen. Pater Christopher nahm mich am Arm: „Das ist gar nicht so schwierig, wie du denkst. Erinnerst du dich an den Winter, indem du fast umgekommen wärst? Du irrtest im Fieberwahn durch einen tief verschneiten Ort. Dann fandest du dich in einem Haus wieder, der Ofen war geheizt, Essen stand zubereitet auf dem Tisch. Na, wer denkst du, hat das alles getan?“ Ich ahnte, was er sagen wollte. Sollte eines der Rätsel

meines Lebens gelöst werden? Ich hatte mir immer wieder überlegt, wie ich wohl diesen Winter überstanden hatte. „Wir waren das. Eines Nachts hörten wir den Befehl Gottes, der uns eilig losschickte. Das war nicht so einfach, weil das ganze Land tief verschneit war. Aber Bruder Fintan wusste, dass im Keller noch einige Skier lagen. Er holte sie.“ Bruder Fintan, der die ganze Zeit nur zugehört und geschwiegen hatte, schaltete sich nun ein: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Der Wille spielte für uns Mönche schon immer eine große Rolle. Wir stärkten zu allen Zeiten unseren Willen und deshalb konnten wir tun, was wir uns vornahmen.“ Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, schlagartig wusste ich, woher ich Bruder Fintan kannte.

„Eine kleine Gruppe von uns fuhr also mit den Skiern los ...“ „Woher wusstet Ihr, wohin Ihr fahren musstet?“, unterbrach ihn Thilo atemlos. „Wenn einer das Gefühl hat, dass dies die richtige Richtung ist, und die anderen dem zustimmen, dann ist sie richtig. Was wir gemeinsam spüren, weist uns den Weg“, erklärte Bruder Fintan. Und dann erzählte der bärtige Bruder weiter: „Wir kamen irgendwann in ein kleines, verlassenes Dorf mit niedrigen Katen. Dort stand vor einem kleinen Häuschen ein Esel vor der Tür, der schrie erbärmlich um Hilfe. Drinnen fanden wir einen Menschen bewusstlos und fiebernd. Wir legten ihn in ein Bett, heizten kräftig ein und suchten nach Lebensmitteln.“ „Euch habe ich also mein Überleben zu verdanken.“ Ich war überwältigt von dieser Hilfsbereitschaft. Bruder Fintan winkte ab: „Du hast es Gott zu verdanken. Wir haben nur seine Anweisungen ausgeführt. Wir blieben bei dir, bis du wieder gesund warst. Wir pflegten und versorgten dich. Und als es dir wieder besser ging und du so laut und fröhlich gesungen hast, haben wir dich wieder allein gelassen.“ Ich wurde rot, hatte ich damals also doch Zuhörer gehabt.

„Warum habe ich Euch nicht gesehen?“, fragte ich erstaunt. „Das gilt für alle unsere Einsätze“, erwiderte nun wieder Pater Christopher, „wir haben die Gabe der Unscheinbarkeit. Wir tun das, was wir tun, unauffällig, ohne großes Aufhebens. Wir tun es ganz selbstverständlich. Wir möchten unerkannt und im Verborgenen bleiben.“ Ich schüttelte verwundert den Kopf. „Macht Ihr solche Einsätze oft?“

„Ja, in der letzten Zeit sind wir viel unterwegs. Manchmal machen wir Feuer in einem leeren Haus und bereiten es für fremde Besucher vor. Manchmal sorgen wir für warme Mahlzeiten damit die Menschen, die kommen, alles bereit finden. Wir kümmern uns um verlassene Tiere, wie zum Beispiel um deinen Esel ...“ Jetzt verstand ich, warum Bruder Fintan so vertraut mit Onesimus umgehen konnte, das Tier hatte ihn erkannt. „Und wir helfen in akuten Notfällen.“ Bruder Fintan ergänzte: „Neulich mussten wir zum Beispiel einem Mädchen beistehen, das von einem jungen Wolf angefallen worden war.“ Er machte eine Pause und sah mich an. „Es waren nicht so sehr die Bisswunden, sondern vielmehr die verletzte Seele dieses Mädchens, um die wir uns kümmern mussten, denn sie hatte den Wolf als junges Tier gefunden und aufgezogen.“ „Das war Jenny“, sagte ich leise. Bruder Fintan nickte. „Ein anderes Mal kamen wir gerade rechtzeitig, um einen alten Mann im Sterben zu begleiten. Wir konnten ihm Hoffnung geben und ihm helfen, das Leben loszulassen. Er konnte im Frieden gehen.“

„Da seid Ihr aber viel unterwegs“, stellte Jörg fest, „das sind doch weite Entfernungen.“ „Nein, wir sind überall sehr schnell. Das kommt uns manchmal auch wie ein Wunder vor. Wir

sind ganz nah bei den Problemen in dieser Welt. Von hier aus ist es überallhin nicht weit, wir können weite Bereiche sofort erreichen. In anderen Gegenden gibt es dann andere Klöster, die von Gott ebenfalls Aufträge erhalten.“

„Dann seid Ihr die guten Geister Gottes in dieser letzten Zeit, um den Menschen zu helfen durchzuhalten?“, fragte ich und dachte dabei an die Hilfe, die ich erfahren hatte. „Gute Geister würde ich nicht sagen, das klingt nicht richtig. Wir sind nicht gut, wir sind nur gehorsam. Wir sind hier im Kloster, um uns selbst loszuwerden. Je mehr ich nun meine eigene Bedürftigkeit erkenne, desto wichtiger und größer werden mir die anderen in ihrer Bedürftigkeit. Aber desto mehr zittere ich vor jedem Einsatz, zu dem Gott mich schickt. Ich sehe immer mehr, was nötig ist, wie verletzbar das Leben und wie komplex der Mensch ist. Er ist, auf sich allein angewiesen, verletzbar und hilflos. Und ich bin es genauso. Wir bedürfen alle der Hilfe Gottes. Niemand helfen schnelle Ratschläge, fromme Sprüche und findige Lösungen. Uns kann nur noch Gott beistehen. Das erkenne ich immer mehr.“ Pater Christopher kicherte wieder.

„Seid Ihr deshalb immer so lustig?“, fragte Thilo. Er meinte es nicht frech, seine Stimme klang eher ehrfürchtig. Pater Christopher nahm seine Frage ernst und nickte: „Weil ich mich so schwach und hilflos fühle, kann ich genauso gut locker und vergnügt sein. Ich kann sowieso nichts tun. Ich kann nur Gott tun lassen, was er tun möchte, und ihm dabei zusehen.“ Und Bruder Fintan ergänzte: „Wir erfahren Gott in uns. Wir erfahren Gott in der Gemeinschaft. Und wir erfahren Gott im Tun des Unmöglichen. Auf einmal wird das möglich, was wir nie für möglich hielten. Wir staunen selbst, was Gott durch uns tut. Das erfüllt uns mit Ehrfrucht vor seinen Möglichkeiten.“

„Gibt es Menschen, denen nicht zu helfen ist?“, wollte Jörg wissen. „Nein“, antwortete Pater Christopher, „denn Gott schickt uns und er hilft.“

In diesem Moment hörten wir wieder die Glocke, die vom Turm zum Gebet rief. „Das Mittagsgebet“, erklärte Pater Christopher. Er wirkte in der Mitte dieses Tages rundum zufrieden und glücklich. Er strahlte eine tiefe Dankbarkeit aus und es klang wie ein Lobgesang, als er sich erhob und zusammenfassend sagte: „Wir sind frei für Gott. Wir unterliegen keinen Zwängen und Bedingungen. Niemand bestimmt uns. Hier ist alles, wie es schon immer war: Es geht um Gott. Und nun wird der Vorhang weggezogen und wir schauen das, was wir geglaubt haben.“ Er freute sich wie ein Kind.

Dann machten wir uns auf den Weg durch die langen Gänge des Klosters in die Kirche zur Himmelstür, um dort Gott noch näher zu sein.

Eine neue Generation

Wir verbrachten viele Wochen an diesem Ort, genossen die Gastfreundschaft der Mönche und hörten selbst, wie die Stille sprach und Gott zu Wort kam. Von Tag zu Tag fühlten wir uns mehr aufgebaut und erfrischt. Wir hatten den Eindruck, dass wir jünger wurden und tatsächlich einer neuen Zeit entgegen gingen. Wir spürten, dass das Ende ein neuer Anfang wurde, wie sich die Welt mit all ihren Facetten immer mehr zurückverwandelte in ihren ursprünglichen, von Gott gedachten Zustand. Die Wochen dieses Winters waren Tage der Konzentration und doch gleichzeitig Tage, die von einer großen Leichtigkeit erfüllt waren. Wir fanden zu uns und wurden in unserem Innersten verändert. Auch wir wurden leichter,

freundlicher, fröhlicher. Das Schwere fiel mehr und mehr von uns ab und wir fühlten, wie die gleiche Freude, die Pater Christopher erfasst hatte, auch uns ergriff. Wir lachten viel, machten Scherze, um gleich darauf wieder in großem Ernst vor Gott zu stehen. Wir wurden immer mehr ganz. Aus den Trümmern unseres Lebens wurde tatsächlich etwas gänzlich anderes, die Zeit lief rückwärts, aus dem Alten wurde Neues, das Verlorene wurde gefunden, Fragen beantwortet, Rätsel fanden ihre Lösungen. Wir begannen immer mehr zu verstehen: von uns, von Gott, von dieser Welt. Und langsam verstanden wir auch, wie es sein kann, dass in der Gemeinschaft der Gemeinde der Einzelne mit seiner eigenen Individualität aufgeht, ohne sich selbst zu verlieren. Wir aßen das Brot der Gemeinschaft und schmeckten die Körner, die ihre Substanz aufgegeben hatten, um zu einem Leib zusammengebacken zu werden. Wir brachen das Brot und erkannten, dass es Jesus war, der sich von uns brechen ließ, damit er verteilt werden konnte und wir alle von ihm so viel bekamen, dass wir satt wurden. Wir tranken den Wein des Leidens und es war ein Trank der Freude. Wir vergossen Tränen und lachten uns tot. Wir genossen das Leben und starben. Und im Sterben wurde uns klar, dass wir neu geboren werden. Der Schmerz des Todes wurde zur Freude der Geburt des neuen Lebens. Im Schmerz waren wir Gott ganz nahe und hatten Anteil an seinem Leiden. Aber gleichzeitig war es die herrlichste Freude der Gemeinschaft mit Gott. Je tiefer wir unten waren, desto höher reichten wir hinauf. Je näher wir uns selbst waren, desto mehr war es uns möglich, uns zu verlieren, hinauszugehen und uns zu engagieren. So tief und so intensiv hatte ich mein Leben bisher noch nie erfahren. „Und das ist erst der Anfang“, machte uns Pater Christopher immer wieder klar, „das ist noch gar nichts im Vergleich zu dem, was noch kommen wird.“

An manchen Abenden saß ich mit dem Mönch zusammen und wir sprachen über diese und die kommende Zeit.

„Die christlichen Gemeinden haben die Aufgabe, eine Zufluchtsstätte für die Menschen zu sein. Sie werden zu einem Anziehungspunkt für viele, die dort Heimat finden. Gleichzeitig finden sie auch zu Jesus“, erklärte er mir einmal und fügte hinzu: „Wir haben die Aufgabe, Agenten Gottes zu sein, die für seine Ordnungen sorgen - vielleicht manchmal auch Geheimagenten. Gottes Ordnungen vollziehen sich in Liebe. Es ist nicht das Gesetz, das für Recht und Ordnung sorgt. Wir haben oft erfahren, wie früher die Ungerechtigkeit trotz des Gesetzes triumphierte. Nein, es ist die Liebe Gottes, die Gerechtigkeit schafft, eine ganz andere, tiefere Gerechtigkeit. Denn sie bringt wieder in Ordnung, sie heilt, baut auf und fügt zusammen, was zerbrochen ist. Sie ist stärker als alles andere und zwingt die Menschen nicht, sondern befähigt sie zum Guten. Wir sind Agenten der Liebe Gottes.“ Er kicherte auf seine so sympathische und fröhliche Art und die Liebe Gottes strahlte aus seinen Augen.

Ein anderes Mal sagte Pater Christopher sehr ernst zu mir: „Die letzten Bollwerke des Glaubens müssen fallen. Die verfolgten Christen sollen aus ihren Höhlen und Verstecken kommen, um öffentlich Zeugnis für ihren Glauben abzulegen. Sie haben überwunden! Sie haben gesiegt! Die Welt muss es sehen.“ Pater Christopher wollte, dass die Zeichen der Herrschaft Gottes für alle sichtbar aufgerichtet würden.

Aber gleichzeitig konnte er auch sagen: „Die Welt kann nicht sterben, sie liegt in Agonie,

aber sie findet den Tod nicht.“ Ich schaute ihn erstaunt an, dachte ich doch, dass die Welt ihrem Ende entgegenging und der Neuanfang bereits begonnen hatte. „Diese Welt kann nicht sterben, wegen der Jungen, die noch keine Chance hatten.“ Ich ahnte, was er sagen wollte: Jeder musste eine Chance bekommen, um sich zu bewähren und eigenverantwortlich zu entscheiden, wofür sein Leben bestimmt sein sollte.

Pater Christopher bekräftigte: „Die Welt darf nicht untergehen, bis die letzte Generation bereit ist. Die Zeit, die uns jetzt noch geschenkt wird, ist eine ganz besondere Gnadenzeit, eine Zeit des Verharrens, ein kurzes Innehalten vor dem Ende.“ Und er erklärte die Bedeutung dieser Zeit so: „Alles muss den Menschen aus der Hand genommen werden, damit ihre Hoffnung allein bei Gott ist. Wenn sie nicht freiwillig loslassen, muss ihnen genommen werden, was sie festhalten. Sie müssen innere Stärke entwickeln, sie dürfen nicht mehr abhängig von äußeren, wackeligen Stützen sein.“

Ich konnte mir das alles nur schweigend anhören. Manches verstand ich nicht, aber ich spürte, wie richtig es war, was Pater Christopher sagte. Immer wieder beschäftigte er sich mit der letzten Generation: „Es gibt keine Generationenfolge mehr, keine Nachkommen“, erklärte er mir. „Jede Generation steht für sich, keine Generation lebt vom Erbe der anderen. Jede lebt von dem, was sie sich selbst erschaffen hat - im Guten wie im Schlechten. Die Erbschuld ist durchbrochen. Es gibt eine Chance für jeden, seinen eigenen Weg zu gehen, unabhängig vom Weg seiner Vorfahren. Niemand ist mehr den Zwängen seiner Vorfahren ausgeliefert. Jeder lebt sein eigenes Leben in Freiheit und eigener Verantwortung vor Gott.“ Das war mir alles zu groß und zu unfassbar. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Waren wir nicht das Produkt der Menschen, die vor uns gelebt hatten? Aber waren wir dadurch nicht auch festgelegt und gefangen? Mussten wir nicht die Sünden unserer Eltern und Großeltern büßen und unsere Kinder das, was wir getan hatten?

Pater Christopher war der Meinung: „Die neue Generation, die Generation am Ende der Zeit ist die Generation der Überwinder. Es sind arme, aber freie Menschen. Sie haben sich gelöst vom Konsum und Erfolgsstreben. Sie haben die Ansprüche ihrer Vorfahren überwunden, sie sind frei. Sie sind dankbar und zufrieden mit dem, was sie haben, es genügt ihnen. Sie besinnen sich auf das Wesentliche, auf die Werte und Inhalte des Lebens. Das echte Leben zählt für sie mehr als Geld und Gut. Sie finden zu sich und werden wirkliche, lebendige Menschen. Es ist eine neue Generation: stark, selbstbewusst, bereit zu kämpfen und loszulassen, für Gott zu kämpfen mit den Waffen der Liebe. Sie gehen Gott entgegen und sind bereit, ihn zu empfangen. So neigt sich der Bogen und das Ende wird ein neuer Anfang. Es ist die letzte Generation, die Generation des Neuanfangs.“

Kurz vor dem Ende meiner Zeit im Kloster legte mir Pater Christopher ans Herz: „Lege die Angst ab, schuldig werden zu können. Habe den Mut, deinen Weg zu gehen.“ Und als ich ihn dann eher verzagt als mutig fragte: „Wohin soll ich denn gehen?“, sah er mich herausfordernd an: „Hast du es nicht gelernt? Hast du es hier im Kloster nicht begriffen?“ Seine Frage traf mich tief. Was hätte ich begreifen sollen? Als ich keine Antwort wusste, packte er mich am Arm und schüttelte mich: „Du sollst einfach losgehen. Wage den Schritt ins Ungewisse. Auf dem Weg wirst du erkennen, wohin du gehen sollst. Das weißt du nicht im Voraus. Auf den ersten Schritt kommt es an. Das ist deine Sache, deine Entscheidung,

alles andere macht Gott. Er wird dich führen und dir zeigen, wohin du gehen sollst. Du wirst seine Stimme hören und seine Leitung erfahren - wenn du dich ihm überlässt.“

Der Stachel saß. Ich spürte, dass ich losgehen sollte. Aber es brauchte noch einige Wochen, bis ich endlich den Mut fand und das Kloster verließ, um mich wieder in das weite Land Gottes hinauszubegeben. Um das zu tun, was ich tun sollte.

Viertes Jahr: Frühjahr

Angekommen um weiterzugehen

Der Winter im Kloster verging wie im Flug. Weihnachten wurde nicht besonders gefeiert. Nur die Lesungen im Gottesdienst, die Gesänge und Antiphone gaben Hinweise auf das Christfest. Es gab keine besondere Feier, keine Geschenke, keine weihnachtliche Stimmung. „Bei uns ist jeden Tag Weihnachten“, erklärte mir Pater Christopher lapidar, als ich ihn danach fragte. Damit war dieses Thema erledigt. Es gab wichtigere Termine.

Jörg verließ uns lange vor meinem eigenen Aufbruch, gleich nachdem der erste Frühlingswind den Schnee zum Schmelzen gebracht hatte. Er wollte wieder zurück nach Anderfurt, um dort „neue Impulse einzubringen“, wie er sagte. Er hatte den Unterschied erkannt zwischen der Unmittelbarkeit Gottes und einem Leben, das mehr einer Anschauung diene und deswegen in Formen, Strukturen und dogmatische Aussagen eingezwängt war. Er wollte den Menschen in Anderfurt die gute Botschaft bringen: „Es kommt einer, der alle Lasten auf sich nimmt, einer, der zum Leiden die Sanftmut schenkt, damit es erträglicher wird.“

Von Jörg habe ich einige Wochen später - ich war noch in Himmelsthür - durch einen Kurier erfahren: Er sei gut nach Anderfurt gekommen. Der Fluss habe allerdings im Frühjahr durch die Schneeschmelze starkes Hochwasser gehabt. Jörg habe dann so lange laut gerufen, bis die Leute von Anderfurt auf ihn aufmerksam wurden. Es habe viel Aufregung im Ort gegeben, weil die Menschen dachten, Jesus sei gekommen und stünde nun am anderen Ufer, so wie es vorausgesagt worden war. Sie konnten Jörg nicht erkennen. Die Menschen seien aus ihrer resignierten Lethargie erwacht und ganz aufgedreht gewesen, weil sie endlich Jesus hätten begrüßen können. Die Ältesten hätten das einzige Boot des Ortes, es gehörte einem Fischer, in die Fluten geschoben und seien unter großen Schwierigkeiten und Mühen trotz der reißenden Strömung ans andere Ufer gelangt, was sie fast das Leben gekostet hätte. Sie seien zwar sehr enttäuscht gewesen, dass es nicht Jesus war, den sie ins Boot holen und übersetzen konnten, aber der Erfolg, dass ihnen eine Flussüberquerung gelungen war, habe sie sehr aufgebaut, mit neuem Selbstbewusstsein erfüllt und ihre Position als Älteste enorm gestärkt. Jörg habe viel vom Kloster Himmelsthür erzählt und von seinen Erlebnissen mit der Nähe Gottes berichtet. Die Menschen in Anderfurt glaubten, dass er wirklich Jesus begegnet war. Das erweckte eine große Hoffnung und Zuversicht, ihm auch zu begegnen. Der Kurier berichtete davon, dass die Menschen sich verändern würden, sie würden offener und bereiter für das Neue. Die schwere Atmosphäre in Anderfurt würde

spürbar verschwinden und alle wären mutiger hinauszugehen, um weitere Bereiche kennenzulernen. Sie würden es lernen, die Furt zu überqueren. Sie wollten einfach Jesus entgegengehen und seien aufmerksam und wachsam, wo sie ihn finden könnten. Dadurch ergäben sich viele Begegnungen und die Menschen fühlten sich immer wieder herausgefordert, von ihrem Glauben und ihrer Hoffnung zu berichten. Und je mehr sie das taten, desto größer würde ihr Mut und ihre Hoffnung. Ihr Glaube nähme nicht ab, berichtete der Kurier, sondern zu. Sie verstünden sich immer mehr als einen Ort der Liebe und Freundlichkeit Gottes, ein Ort, an dem Gott wohne und in den Jesus sicher gern einkehren würde, wenn er dort vorbeikäme. Auf diesen Moment würden sich die Bewohner von Anderfurt vorbereiten, sie wollten gute Gastgeber sein. Und das seien sie auch für die Menschen, die vorbeikommen und die Gastfreundlichkeit der Menschen in Anderfurt genossen. So wie es der Kurier aus eigener Erfahrung bestätigen konnte.

Thilo jedoch entschloss sich, im Kloster zu bleiben. Er hatte hier den Ort gefunden, der seiner Bestimmung entsprach. Er wollte sich in die Schar derer einreihen, die an der Tür zum Himmelreich die Ankunft Jesu erwarteten.

Als ich endlich den Mut fand aufzubrechen, fiel mir das Weggehen schwer. Es kam mir vor, als hätte ich Jahre hier an diesem Ort verbracht und als wäre er mir zu einem inneren Zufluchtsort geworden. Aber ich wusste, dass ich noch nicht am Ziel war. Vor mir lag noch ein weiter Weg. Ich durfte nicht um meiner eigenen Bequemlichkeit willen der Aufgabe untreu werden, die mir gestellt war. Und dass ich einen Auftrag hatte, war mir in den Wochen im Kloster Himmelsthür sehr deutlich geworden: Kein Mensch lebt nur für sich. Die Aufgabe eines Lebens liegt nicht darin, sich um sich selbst zu kümmern und sein eigenes Vorankommen zu befördern. Jeder hat einen Auftrag, den auszufüllen seinem Leben Sinn gibt. Es gibt einen Auftrag, der für Gott ausgeführt werden soll, für sein Reich und für seine Herrlichkeit. Und wer konnte in diesen Tagen des Endes, wenn die Zeit immer knapper wurde, sich verweigernd in die eigene Besinnlichkeit zurückziehen? Nein, gerade jetzt kam es darauf an, dass jeder seinen Beitrag gab, damit diese Welt ein gutes Ende fand. So war mein Entschluss zum Aufbruch eher ein Gehorsamsschritt als ein Ruf meines Herzens. Das Herz war schwer, als ich Onesimus aus dem Stall holte und ihm mein Bündel auflud.

Pater Christopher musste gespürt haben, wie es mir ging. Er kam an die Pforte, um mir den Reisesegen zu erteilen. Es war ihm wichtig, dass ich unter dem Segen Gottes ging und dass mir bewusst war, dass Gottes Angesicht gnädig über mir leuchtete. Wieder ging ich als ein Gesegneter. Zum Abschied gab er mir einen wichtigen Rat mit auf den Weg: „Gehe los und lasse dich ein. Du musst nicht denken, dass du irgendetwas von hier mitnehmen müsstest. Lass los, damit du für alles offen bist, was dir begegnet. Du gehst nicht weg, sondern du gehst weiter. Du lässt Gott nicht hinter dir, sondern gehst ihm entgegen. Du wirst ihm begegnen. Mach kein eigenes dogmatisches System aus deinen Gedanken. Sei frei von dir selbst und deinen Erfahrungen, sie hindern dich, das zuzulassen, was geschehen soll. Denn in dem, was dir begegnet, begegnet dir Gott. Sei offen für das, was kommt, es ist richtig, denn es ist dein Weg. Lass geschehen, was sich ergibt, es ist Gottes Sache mit dir. Lass dich von ihm leiten, indem du seine kleinen Wegzeichen entdeckst und annimmst als die Zeichen seiner Liebe zu dir. Tu im Gehorsam das, was dir Gott aufträgt. Dann wird es richtig. Du

musst nicht das Besondere tun, sondern, das, was Gott von dir möchte. Das genügt. Sei offen für sein Reden. Er wird dich nicht verlassen und wird dir stets ein guter Begleiter sein.“

Mit Tränen in den Augen verabschiedete ich mich von Pater Christopher. Ich wollte alles gern beherzigen, was er mir aufgetragen hatte. Trotzdem sagte ich: „Ich habe hier eine offene Quelle gefunden. Ich wurde erfrischt. Ich bin neu geworden und spüre das Leben neu.“

Pater Christopher kicherte: „Ja, die Quelle ist offen. Aber nicht nur hier. Frisches Wasser sprudelt überall dort, wo du hinkommst. Du musst nicht Sorge haben, dass die Quelle versiegt. Ständig kommt frisches Wasser nach. Und du wirst sehen: Es wird immer mehr werden, das Wasser des Lebens wird ein großer Strom.“

Das waren seine letzten Worte. Onesimus, meinem treuen Esel, war das Warten zu lange geworden, er hatte sich bereits in Bewegung gesetzt und ich folgte ihm. Ich war wieder unterwegs.

Die Ratsversammlung

Zuletzt war ich hier angekommen. Hier an diesem Platz, der das Ziel meines Weges sein sollte: Die Bäume lichteteten sich und ich trat auf eine große Waldwiese. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass sich eine große Gruppe von ehrwürdig aussehenden Menschen, Männer und Frauen, zusammengefunden hatte. Ich war - ohne dass ich es so geplant hätte - in die Ratsversammlung der Weisen, der Wächter über die Menschheit, geraten. Neugierig band ich Onesimus an einem Baum fest. Ich ließ mein weniges Gepäck bei ihm und wagte den Schritt ins Freie. Meine Ankunft war offensichtlich unbemerkt geblieben, eine große Konzentration, Aufmerksamkeit und Stille lag auf dieser Versammlung. In der Mitte ihres Kreises saß ein alter Mann mit schlohweißem Haar auf einem Podest. Er war offensichtlich der Ratsvorsitzende.

Ich trat näher. Bis gerade eben war anscheinend eine Pause gewesen, denn ich hörte, wie der alte Mann die Stille unterbrach: „Ich rufe nun den nächsten Bericht auf. Bruder Johannes vom Weg möge zu uns sprechen.“ Keiner trat vor. Der alte Mann blickte in die Menge. „Ich habe Informationen, dass er angekommen ist. Er möge bitte vortreten.“ Wieder rührte sich niemand. Unruhe begann sich auszubreiten. Die ehrwürdigen Mitglieder der Ratsversammlung schauten sich suchend um. Gemurmelt brandete auf: „Wer ist das? Wie sieht er aus?“ „Kennst du ihn?“ „Nein, habe ihn noch nie gesehen.“ Die Verwirrung vergrößerte sich, bis einer in meine Richtung zeigte: „Hier ist er doch!“ Ich schaute mich um. Hinter mir stand niemand. Ich sah, wie mir der Leiter der Versammlung zuwinkte: „Komm hierher, komm herauf!“ Er meinte ganz offensichtlich mich. Ich machte eine fragende Bewegung. „Ja, komm. Du bist gemeint. Das war der Auftrag an dich. Du solltest beobachten und berichten. Dazu wurdest du ausgesandt. Wusstest du das nicht? Nun gib deinen Bericht: Was hast du erlebt? Komm hierher, Bruder Johannes vom Weg, und teile uns deine Erlebnisse mit.“ Es gab keinen Zweifel, ich war gemeint. Also fasste ich mir ein Herz und begab mich in die Mitte des Kreises der Weisen. Ich stellte mich auf das Podest, das mir der alte Mann zugewiesen hatte. Die Mitglieder der Versammlung setzten sich. Ich blickte in viele offene und interessierte Gesichter. Ich hatte mich nicht darauf vorbereitet, die

Situation kam für mich völlig überraschend. Es blieb mir nichts anderes übrig, als loszulegen und einfach zu erzählen, was ich in den letzten drei Jahren erlebt hatte. Also begann ich: „*Ich kam von meinem Berg herab und die Welt war anders geworden...*“

„*Nun bin ich an das Ende meines Berichtes gekommen. Ich habe alles gesagt, was mir eingefallen ist. Ich habe versucht, so wahrheitsgemäß wie möglich zu berichten, was ich erlebt habe. Bis zuletzt war mir nicht klar, worin das Ziel meines Weges liegen würde. Nun, nachdem ich hier angekommen bin, verstehe ich alles. Jetzt erkenne ich die Bedeutung meines Weges und verstehe meinen Auftrag: Ich sollte sehen und hier berichten. Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich mir mehr Mühe gemacht, alle Details zu notieren. Aber so konnte ich alles nur so erzählen, wie es mir in Erinnerung geblieben ist. Es ist meine subjektive Wahrnehmung. Ich bitte die verehrten Ratsmitglieder um Vergebung, wo ich mich geirrt habe und falsch berichtete. Oder wo ich aufgrund meiner eigenen Wertung beurteilend und vielleicht auch verurteilend geredet habe. Die Wahrheit ist mir wichtig, aber ich weiß, es ist meine persönliche Wahrheit. Manches ist mir vielleicht zu breit und ausführlich geraten, einiges habe ich zu oft wiederholt ...*“

Die Glocke des Ratsvorsitzenden läutet und unterbricht mich. „Du musst dich nicht rechtfertigen, Bruder Johannes vom Weg. Du hast deinen Auftrag ausgeführt. Ob du deine Sache gut gemacht hast und ob alles so richtig war, liegt nicht in deinem Ermessen. Du darfst dich setzen.“

Ich verlasse das Podium und suche mir einen Platz am Rand der Ratsversammlung. Dann bin ich also am Ziel meines Weges angekommen? Habe ich meinen Auftrag erledigt? Ich begreife es noch nicht. Ich brauche noch Zeit, um zu verstehen. Aber groß steht die Frage vor mir: Und nun?

Der Ratsvorsitzende wendet sich an die Versammlung: „Wir wollten wissen: Wie sind die Menschen in den letzten Tagen der Menschheit? Wie verhält sich die letzte Generation? Wie ist ihr Glaube? Um ihretwillen wurde das Ende hinausgeschoben. Was denkt ihr?“

Ein Asket erhebt sich und sagt: „Die Menschen heute sind wie wir damals. Sie haben sich nicht verändert: Sie kämpfen wie wir. Sie leiden wie wir. Sie überwinden wie wir. Sie unterliegen wie wir. Jede Generation hat ihre eigenen Herausforderungen. Und es gibt in jeder Generation Menschen, die sich als stark erweisen, und Menschen, die schwach sind.“

Eine würdig aussehende Frau ergänzt in bedächtigem und überlegtem Tonfall: „Ich sehe, der Glaube ist nicht schwächer geworden. Das wurde oft behauptet, aber wie ich nun erkenne, zu Unrecht. Wenn der neuzeitliche Mensch überhaupt glaubt, ist sein Glaube bewusster, tapferer, manchmal möchte man geradezu sagen, heroischer als der in früheren Zeiten. Erst das Gericht wird wohl offenbaren, wie oft und wie rein das Wort des Glaubens als dem Sieg, der die Welt überwindet, in der Neuzeit verwirklicht worden ist.“

Ein anderer steht auf und meint: „Es kommt nicht auf den Menschen an, sondern auf Gott. Ich stelle fest, dass er zu allen Zeiten der Gleiche ist, deshalb gibt es für alle Menschen eine

Möglichkeit, ihm zu begegnen. Wenn Gott nicht treu zu allen Zeiten zu seinen Menschen gehalten hätte, gäbe es heute niemanden mehr, dann wäre das Leben längst erloschen.“

Ein weiteres Mitglied fügt hinzu: „Jemand hat behauptet, die letzten Menschen seien Menschen ohne Brust, sie hätten kein Herz, weil man ihnen die großen Gefühle abtrainiert habe und deshalb seien sie auch unfähig zur Tugend, zur Vision und zur großen Unternehmung. Aber das stimmt nicht! Gott hat das Leben bewahrt, weil es sein Leben ist, das er den Menschen schenkt. Es ist Gottes Geschichte und zu allen Zeiten vermochten es die bösen Menschen nicht, Gott zu besiegen. Das Ende zeigt, das Gott der Stärkste ist. Er ist der Überwinder, er ist der Heilige. Deshalb konnten die Menschen überwinden und heilig werden. Gott hat den Menschen von Zwängen, Umständen oder Abhängigkeiten befreit, damit er wieder ‚ich‘ sagen kann, zu sich steht und eigene Schritte tut, lebt und nicht gelebt wird.“

„Ja“, bestätigt ein Mitglied des Rates, „zuletzt sagt der Mensch wieder ‚ich‘ und steht vor dem ewigen Du Gottes als Verwalter all dessen, was Gott ihm anvertraut hat. Er kann Gott diese Welt zurückgeben und sagen: ‚Diese Welt, die du uns anvertraut hast, hat uns getragen und genährt. Sie hat unseren Versuchen, sie zu zerstören, widerstanden. Sie war stärker als wir, denn sie gehört dir.“

Dann steht einer auf, dem man ansieht, dass er unsagbares Leid erfahren hat: „Keiner lebt mehr aufgrund dessen, dass ein anderer stirbt. Die Toten nehmen nicht mehr die Zukunft ihrer Nachkommen mit ins Jenseits.“ Er strahlt vor Freude. Es entsteht ein Moment der Stille und des Nachdenkens.

Endlich sagt eine weise Frau sehr leise, fast flüsternd: „Gott hat seine Vorhaben erfüllt. Was er sich vorgenommen hat, ist geschehen. Es war alles sein Plan. Gott ist mit uns zu seinem Ziel gekommen. Nicht die Umstände bestimmen das Leben. Das Leben erweist sich als stärker. Der Glaube gestaltet das Leben.“

Wieder breitet sich eine nachdenkliche Stille aus, danach erhebt sich einer mühsam ächzend und meint: „Die Menschen haben ihre Freiheit angenommen, nachdem alles, was sie unfrei gemacht hat, weggenommen wurde. Sie haben ihr Schicksal in die Hand genommen und als freie, neue Menschen gehandelt. Jetzt zeigt sich, zu was sie fähig sind, immer noch fähig sind. Der innere Kern des selbstbestimmten Lebens, der göttliche Funke war noch in ihnen. Sie waren noch nicht tot, von äußeren Bedingungen unfähig gemacht.“

Ein weißhaariger Mann mit einem langen Bart steht auf und sagt mit zitteriger Stimme: „Je näher Jesus kommt, desto leichter wird es. Damals war Jesus gerade gegangen und wir waren noch erfüllt von seiner unmittelbaren Gegenwart. Dann kamen Zeiten, wo Jesus weit weg schien. Aber nun kehrt er wieder. Er kommt immer näher und die alte Unmittelbarkeit wird größer und größer. Am Ende, kurz vor seiner Wiederkunft, wird alles Licht und Freude sein, denn er ist nahe: zunehmend spürbar, sichtbar, erfahrbar, lebendig und leibhaftig.“ Er denkt nach und fährt dann fort: „ Das Göttliche war schon immer in der Welt, allerdings oft im Geheimen und unerkannt. Aber die Welt ist durch Gott erschaffen und deshalb weist alles in der Welt auf ihn hin. Das wird nun wieder sichtbar und verstehbar.“

Dann entsteht eine Pause. Ein uralter Weiser geht nach vorn. Mit ruhigen und klaren, jedoch sehr kräftigen und lauten Worten teilt er seine Gedanken mit:

„Die Menschen wollten am Ende der Zeit von Heldentaten und kühnem Verhalten hören. Sie sehnten sich nach überraschenden Rettungen, übernatürlichem Eingreifen und dem Lohn für Tapferkeit. Sie stellten sich vor, dass Klugheit, Mitgefühl und Entschlossenheit den Feind besiegen und das Feld behalten würden - und am Ende wäre alles gut. Ein ewiger Friede würde ein niemals endendes Lied auf all die Großtaten kühner Menschen erschallen lassen. Aber es wurde alles ganz anders. Das Schwache hat Gott erwählt, dass er zunichtemache, was stark ist. Das Kleine hat Gott genommen, damit es größer sei als die Großen der Welt. Er hat die Mächtigen entthront und die Niedrigen erhoben. Er wollte den Sieg für sich, er allein sollte der Sieger sein, der ewige und allmächtige Gott. Und er hat tatsächlich den Sieg erworben, er hat gewonnen, er hat es geschafft! Er hat das stolze und abweisende Herz der Menschen überwunden. Er sitzt auf dem Thron und seine Schöpfung betet ihn an, die Menschen, die er erhalten hat, damit sie ihn preisen und ihm die Ehre geben und ihm allein dienen.“ Alle applaudieren. Der Alte begibt sich zu seinem Platz.

Nun ergreift der Ratsvorsitzende wieder das Wort: „Am Schluss steht die Vollendung. Der Mensch findet unabhängig von allen äußeren Umständen zu seinem Ursprung zurück: zu sich und zu Gott. Es gibt eine Gnade der letzten Zeit, eine Seligkeit, die in der letzten Zeit offenbar wird - wie im ersten Brief des Apostels Petrus steht (1. Petrus 1,5). Die Gnade der Letztzeit empfängt der, der sich ganz der rettenden Gnade Gottes hingibt und Gott unabhängig von den Umständen dient.“

Mit dieser Zusammenfassung ist alles gesagt und die Ratsversammlung beendet.

Da brandet aus vielen Kehlen ein Lobgesang auf, der den Himmel über der Ratsversammlung erfüllt und den Wald, der uns umgibt, zum Klingen bringt:

„Herr, die Braut ist bereitet. Dein Volk wartet auf dich. Es ist Zeit, deine Zeit. Komm in dein Eigentum, ein für alle Mal, und nimm es in deinen Besitz. Richte deine Herrschaft auf, sichtbar für alle Menschen. Du bist das A und das O, der Anfang und das Ende. Auch am Ende kannst du sagen, wie du am Anfang gesagt hast: Siehe, alles ist gut. Es ist gut, weil du der Herr bist über alles und alles in deiner Hand hältst - wie du es zu allen Zeiten getan hast. Amen.“